This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

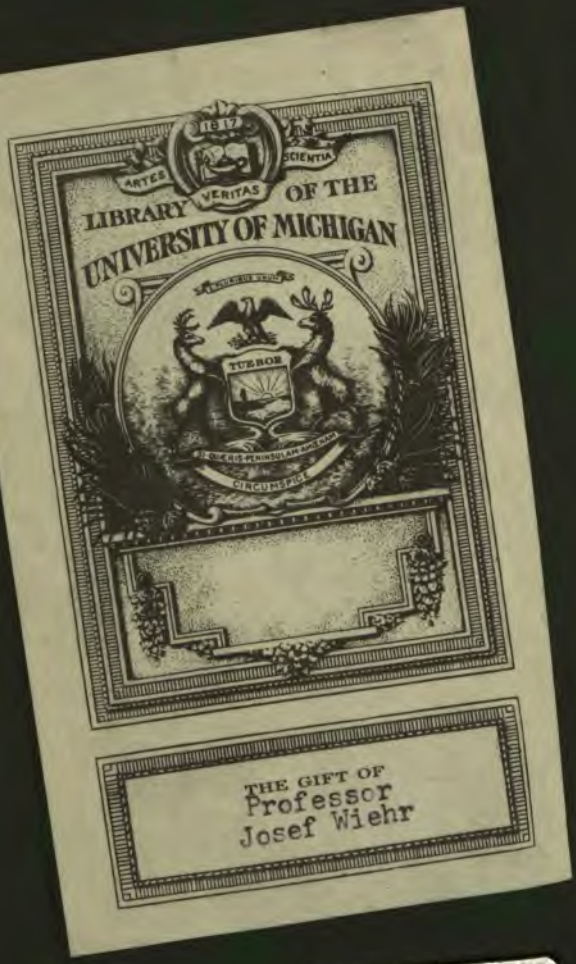
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

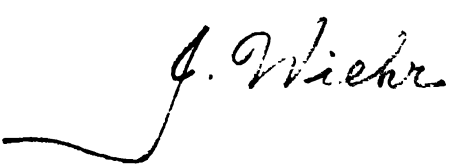
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 926,576


ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
THE GIFT OF
Professor
Josef Wiehr

Auf eigener Erde



Auf eigener Erde

von Max Dreyer

1911
16.–25. Tausend

Ullstein & Co. Berlin-Wien

Copyright 1911 by
Ullstein & Co, Berlin

864763-291

I.

Als der junge Morveldt, der zweite Sohn des Beſitzers von Rotenmoor, heute am Sonntag morgen mit ſeinen ſchlaksigen und ſchlenkernden Gliedern langſam die große Schneiſe des königlichen Forſtes durchſchritten hatte, als nun ſeine großen Jungenaugen, die ſchwer in ſich verſunken waren und mühſam aus ihrer Tiefe ſich löſten, zwiſchen Haſelſträuche und Erlengeſtrüpp über die blühende Waldwieſe hinträumten, da blieb er auf einmal ſtehen, ſtraffte ſich zuſammen wie zum Sprunge, und aus den träumenden Augen ſtieß ein feſter Weidmannsblick auf ein bewegliches Etwas, das er nicht begriff.

Da hinten war es, in der äußerſten Ecke, wo das kleine Birkengehölz anfing — ſonſt ſah man nur einzelne Falter über den hohen Halmen, Weißlinge und Füchſe, da hinten aber hob ſich ein Größeres über das Gras, weiß und leuchtend — hob ſich und verſank wieder — es war wie im Takt

— jetzt schien es, als seien es zwei — ja, zwei waren es, die miteinander spielten.

Was kann das Weiße sein? Tauben? Tauben, die im Wiesengras spielen? Und immer nur hüpfen bis zur Höhe des Halmes? Und zwei, die sich abgesondert halten von dem ganzen Flug? Tauben — dummes Zeug! Höchstens sind es Albinos von irgendeinem Wild. Junge Birkhühner? Ein weißgesprenkeltes hat er einmal gesehen. Daß es auch ganz weiße gibt, hat er gelesen. Nur dieses Spiel von zweien — ausgesucht zwei weißen — und wie im Takt geht es immer noch — —

Wo sind denn die anderen? Es ist doch immer ein Volk zusammen. Sitzen die anderen im Kreise herum und lassen sich von diesen beiden weißen Harlekins etwas vorzaubern?

Vielleicht sind es weiße Kaninchen. Die gibt es ja auch unter den wilden. Aber wie soll man sich dieses gleichmäßige Auf und Ab erklären?

Schon ist er dabei, die Wiese zu umgehen und sich an das Geheimnis hinanzupirschen. Als er näher kommt, schwingt etwas in der Luft wie das leise Singen einer summenden Menschenstimme. Und jetzt sieht er auch, was das Weiße ist, wer die beiden sind, die miteinander spielen.

Zwei Mädchenfüße ſind es. Die, welcher ſie gehören, liegt bäuchlings im Graſe, den Kopf auf die Ellenbogen geſtützt, die bloßen Füße hebt ſie auf den Knien in die Luft, erſt den einen, dann den anderen, ſo geht es im Takt, als müßten ſie die Zeit begleiten. Loſe rinnt das Haar, dunkelblond und leuchtend, über die Gräſer hin, legt ſich um die Halme und bohrt ſich in die Blüten, den Honig aufzutrinken. Und ſie ſelbſt flüſtert den Blumen leiſe, törichte Lieder ins Ohr.

Der junge Morveldt bleibt hilflos ſtehen, in ſeinen knochigen Zügen ſitzt die Furchtſamkeit eines großen Entzückens, lange ſteht er ſo und weiß nicht, ob er umkehren ſoll oder zu ihr gehen. Da verrät ihn eine unentſchloſſene Bewegung, ſie hebt langſam den Kopf, wirft das Haar zurück, es krauſt ſich die kurze Naſe mit den witternden Nüſtern, die ſcharfen Zähne drohen durch ſchmale, feſte Lippen — all das iſt ſchnell, wehrhaft und hart, aber die Augen ſind langſam, ſie ſind wie Fremdlinge in dem Antlitz, weit ſind ſie und weich, in ihnen irrt die Klage des Gewecktſeins, und ehe ihr Schmerz ſich auf Zorn und Drohung beſinnt, blicken ſie ſchon mit freier Güte.

Damit kommt ein fröhlicher und ſchalkhafter Gleichmut in das ganze Geſicht, ſie bleibt auch un-

geſtört in ihrer Haltung, und als ſie dem Stehenden zunickt, pendeln ihre nackten Füße unbefangen weiter in der Luft.

„Guten Morgen, Anſelm! Stehſt Du ſchon lange da?“

„Nein — lange nicht —“

„Willſt Du nicht den Mund zumachen und herkommen?“

Er reißt die Kinnbacken zuſammen, ſchmunzelt, beſchämt und glücklich zugleich, und tritt näher zu ihr hin.

„Setz Dich doch! Du biſt ſo lang. Mir wird der Hals ſteif, wenn ich immer ſo zu Dir aufſehen muß.“

Er kniet ins Gras. „Gehſt Du denn heute nicht zur Kirche, Urſula?“

„Nein, Du. Ich ſchwänze heut'. Der letzte Sonntag in den Ferien. Schwänz Du doch auch!“ Sie ſteckt ſich Sauerampfer in den Mund und kaut ihn mit breitem Behagen.

Ein wenig verſtört blickt er auf ſo viel Laſterhaftigkeit. Mit einem lauten „Nein!“ rettet er ſeine Seele.

„Ja, Ihr habt ja auch noch eine Woche länger frei. Warum bloß? Erſt habt Ihr Jungs über-

haupt das Glück, daß Ihr keine Mädchen seid. Und dann habt Ihr es auch noch in allem besser."

„Verzeihung, Ursula — ich glaube, das ist nicht ganz logisch!" bemerkt Anselm nach ehrlichem Gedankenkampf.

„Dann ist es gewiß wahr! Im übrigen bist Du längst nicht mehr so nett wie früher. Du kriegst was Gelehrtes und wirst hochmütig. Eigentlich bist Du doch gar nicht dafür."

„Wofür?"

„Für Gelehrsamkeit. Und das Abiturium machst Du doch nicht. Kein Morveldt hat so was jemals getan."

„Dann bin ich der erste." In den Worten ist Klang.

„Und wenn Du durchfällst?"

„Mach' ich es noch 'mal."

„Soldat willst Du werden, nicht?"

„Soldat oder Theologe."

„Hm." Dieses „oder" stellt Ansprüche an ihre Fassungskraft, sie schüttelt den Kopf und schweigt.

„Und Du — Du bist Michaelis nun wirklich ganz mit der Schule fertig?"

„Ja, Gott sei Dank! Alt genug ist man ja auch dazu." Sie dehnt sich weit im Vollgefühl ihrer siebzehn Jahre und atmet tief die leuchtende Wiesen-

luft. „In die Selekta kriegen ſie mich nicht!“ Mit beiden Händen greift ſie ins Gras und hält ſich an der heimatlichen Erde.

„Du bleibſt dann ganz hier?“

„Natürlich!“ Ein ſehr mitleidiges Lächeln geleitet dieſes Wort.

„Ja, Du haſt es gut.“

„Warum bleibſt Du nicht auch hier? Warum hängſt Du nicht die Logik und all das an den Nagel und wirſt Landmann?“

„Landmann ohne Land!“ Seine ſpröde Knabenſtimme hat einen tiefen, männlichen Ton, in den Augen ſteigt etwas Leidenſchaftliches empor, durch ſeine eckigen Züge glüht ein zuckendes Leben.

Sie ſieht das und begreift es wohl. Jochem, Anſelms älterer Bruder, iſt der Erbe von Rotenmoor. Und die Brüder lieben ſich nicht. Sie will ihn auf andere Gedanken bringen, er aber läßt nicht los, was ihn ergriffen hat, näher rückt er zu ihr hin, er braucht einen Menſchen, dem er ſein Herz ausſchütten kann, und niemand verſteht ihn wie Urſula, die ſelbſt eines Landgutes Erbin iſt, die mit ganzer Inbrunſt ihr Beſitztum hält, die mit eifernder Zärtlichkeit über alles wacht, über jeden Baum, jeden Erdklumpen, jeden Stein, jeden Grashalm ihres Landes.

„Soll ich vielleicht Knecht werden auf Rotenmoor?“

Er möchte den Groll des Klanges bändigen, vermag es aber nicht. Durch das wehe Lächeln seiner Augen brausen die Flammen hindurch. Wie viel Leben kommt plötzlich in den knochigen Ernst seiner spröden Züge! Kraftvoll und schön ist der zornige Schmerz in seinem Gesicht.

Ursula sieht ihn groß an und denkt, wie verwandelt ihn doch die Tiefe seiner Qual. Und dann blickt sie in diese Tiefe selbst, in die Not seines Lebens, die sich ihr heute nicht zum ersten Male auftut. Sie will ihm helfen, sie spricht ihm zu wie eine große Schwester ihrem kleinen Bruder, ein wenig altklug, ein wenig aus der Höhe, aber doch mit echter, leuchtender Wärme.

„Sieh 'mal, Anselm — gehören tut es Dir doch auch. Weil Du doch 'mal dazu gehörst. Wie sehr, weißt Du selbst am besten. Und wenn auch Jochem nach dem Buchstaben der Herr wird —“

Aber sein jungenhafter Ueberschwang läßt sich nicht trösten.

„Nein, nein, Ursula — Du meinst es ja gut, aber das ist alles ganz anders. Seit einem Jahr — so lange hab' ich ganz dumm vor mich hingeträumt. Dann kam es so ganz plötzlich auf. Das gehört Dir

ja gar nicht, das wird Dir nie gehören! Du bist ja überhaupt ein Fremder hier! Ursula, Du kannst Dir nicht denken, wie das ist! Und nun hasse ich das alles — ja, ich hasse es — den Park und den Wald, das Haus und den See und den Hof — ich hasse das alles! Oft ist es mir, als müßte ich das zerstören — als könnt' ich nicht leben, wenn ich nicht alles niederrisse und in Brand steckte!"

All ihre schwesterliche Höhe versank in ein wohliges Grauen vor so viel wilden Flammen. Er war jetzt über ihr, sie kauerte sich seiner Kraft zu Füßen, da verwirrte ihn ihre großäugige Bewunderung, und er stellte unsichere Fragen.

„Ich weiß nicht, ob Du mich verstehst — —"

Sie richtete sich auf, sah ihm fest ins Gesicht und rief klar und stark: „Ja, so gut versteh' ich Dich!" Damit nahm sie seine Hand und drückte sie.

So saßen die beiden jungen, stolzen Herrenkinder, zusammengefügt von dem Gedanken eines großen Schmerzes, dessen Größe nur zu Herrenkindern spricht. Und da er so zu ihnen beiden redete, war in dieser Gemeinschaft ein Glück für Anselm eingeschlossen, ein glückhafter Trotz durchdrang ihn, eine frohe Feindseligkeit gegen die Welt. „Ja, Ursula, ich bin ein Verbrecher."

Sie ruhten aus, getragen von dieſem mächtigen Gedanken. Nach einer Weile ſprach ſie, ganz durchglüht von demſelben Gefühl: „Ich wär' es noch mehr, wenn es mir ſo ginge wie Dir!“

Dann aber ſtieg in ſeinem hellen Trotz ein Dunkles auf, das wurde ſchwerer und ſchwärzer und wurde zur Gewiſſensnot. Näher drängte es ihn zu ſeiner Freundin, daß er ihrer verwandten Seele beichte, was unſäglich war.

Jetzt blickte ſie ſelber zaghaft in die drohende Qual ſeiner Augen. Aber die Beichte kam frei von ſeinen Lippen, hart und hell wie mit ſelbſtquäleriſcher Freude und grauſamer Luſt an ungeheurer Wahrheit.

„Weißt Du, was ich ſo oft denken muß? Daß Jochem ſterben kann. Und ich denk' es ſo, daß es wie ein Wünſchen iſt. Ja, ſo bin ich. Und er iſt mein Bruder.“

Sie ſchwiegen. Seine junge wilde Wahrhaftigkeit riß ſie in dunkle Fernen. Ein Nächtiges umfing ſie beide. Das Urälteſte raunte um ſie her, der Bruderhaß, der den Tod zu der Menſchheit rief. So ſaßen ſie und ſchauderten und ſchwiegen.

Da fingen die Kirchenglocken an zu läuten. Die beiden kehrten zurück aus den dunklen Gründen. Anſelm erhob ſich aus dem Gras, und er gewann

ſein altes Anſehen, unbeholfene Verſchwiegenheit legte ſich wieder auf ſeine ſchweren Züge, das Leben ſeiner Augen tauchte unter in die Tiefen. „Ich geh' jetzt zur Kirche," ſagte er ſtill. „Willſt Du nicht mitkommen?"

„Ach nein. Und Du haſt ja auch noch Zeit. Es läutet ja erſt zum erſten Mal."

Er blieb gern bis zum letzten. „Ich weiß nicht, ob Du das hörſt —" ſagte Urſula.

„Was?"

„Die Glocken haben nicht den richtigen Klang."

„Was meinſt Du damit?"

„Jetzt, wo hier draußen alles klingt, da mögen ſie nicht recht. Da wollen ſie ebenſo gern, daß man hier draußen bleibt. Erſt wenn es hier traurig und ſtill iſt; rufen ſie wirklich. Wenn die Nebel kommen und wenn Schnee liegt. Dann fangen ſie richtig an zu ſprechen, weil ſie wiſſen, daß ſie uns dann was Gutes antun können. Jetzt tönen ſie bloß, weil der alte Tohrmann an dem Strange zieht."

Gern lauſchte er ihren Deutungen. Doch blieben ſeine Gedanken dem Kirchgange treu. „Magſt Du Paſtor Wegemann nicht predigen hören?" fragte er einfach.

„Nicht ſo gern, Du. Nicht ſo gern wie den alten Paſtor König. Was konnte der ſchelten und don-

nern. Und wenn er von der Hölle ſprach — die Augen! Angſt kriegte man, ob man wollte oder nicht. Und das war fein. Dein Paſtor Wegemann iſt mir nicht fürchterlich genug."

Anſelm ſchüttelte den Kopf. „Wie Du redeſt! Und was hat denn das Chriſtentum mit Furcht zu tun?"

„Ja — ich weiß doch nicht — wann denkſt Du an den lieben Gott? Ich immer bloß, wenn ich Angſt habe."

„Aber Chriſtus!"

„'n bißchen Angſt hab' ich auch vor ihm."

„Sieh 'mal, darüber müßteſt Du einmal mit Paſtor Wegemann ſprechen," ſo redete er jetzt mit knabenhaftem Eifer. „Der hat mir alles ſo deutlich gezeigt. Der ſagt, daß wir es ſo gewohnt ſind, viel mehr die Worte Chriſti zu ſehen als ihn ſelbſt. Wir lernen es ſo, daß wir uns mehr um Paulus kümmern als um Chriſtus. Und das iſt nicht recht. Wir ſollen vor allem Chriſtus ſehen, ſo wie er iſt, und nicht bloß ſeine Worte und ſeine Lehre. Sein Weſen ſollen wir vor Augen haben, ſeine Leibhaftigkeit, dann iſt er unſer Freund, und wir gehören ganz zu ihm."

Ein glückliches Licht hatte sich in ihm entzündet, das war wie ein weicher Glanz fast schwärmerischer Wonnen, der alle Wildheit in ihm löste.

In ihr aber regte sich die Teufelin. „Hast Du Christus lieber oder Rotenmoor?“

Doch als das Licht seiner Augen zurückschrak vor diesen Worten, da taten sie ihr leid, und sie fügte warm und ernst hinzu: „Es ist ja so gut, daß Du Christus so lieb hast. Du bist darum auch viel besser als ich. Für mich hat er doch immer etwas Fremdes. Ich sehe ihn immer unter Palmen, und Palmen sind etwas Gräßliches für mich. Warum kann ich ihn niemals unter Birken oder Buchen sehen? Und dann die Jünger, die er um sich hat — wie unangenehm sind mir all diese alten Juden. Ich hab' sie auch nie auswendig lernen können.“

Damit hatte sie seinen Schmerz wieder in das bunte Land der Verwunderung gelenkt. Ein wenig verwirrt, doch zugleich belustigt schüttelte er den Kopf, dann sagte er mit Sicherheit: „Du sprichst von Buchen und Birken — aber mit unserem Tannenbaum hast Du doch Christus vor Dir!“

„Nein!“ antwortete sie, und fast trotzig kam es heraus „Beim Weihnachtsbaum denk' ich vielmehr an die alten Heidengötter. An Wodan denk' ich und an das wilde Heer. Ueber unseren Eichwald

ist es oft genug hingezogen. Und an all das denk' ich, was draußen in dem Winternebel vor sich geht. Was hab' ich da in Bethlehem zu tun und in Jerusalem? Wo es keinen Winter gibt und keine Tannen, keinen Rauhreif und keinen Schnee!"

„Hast Du nie Sehnsucht nach dem heiligen Lande?"

„Nee, Du! Das kann ich ehrlich von mir sagen. Das Land Palästina ist mir einfach immer eklig gewesen. Ich stamm' ja auch nicht von Kreuzrittern ab wie Ihr. Wir sind erst aus der Reformationszeit und immer in der Heimat geblieben."

Ja, Du — Dir gehört Eichhof! Aber ich — mein Rotenmoor — das ist ja nicht mein — nichts, nichts gehört mir davon — ich hab' ja keine Heimat — so zog es wieder dunkel, wild und wühlend in ihm auf. Da riß er sich hart zusammen: „Ja, Ursula — ich gehe also jetzt."

„Dann leb' wohl!"

„Du gehst nicht mit?"

„Nein, Anselm. Ich sagte es Dir schon." Und jetzt steigt die Eva wieder in ihr empor, reckt sich und kauert. „Aber Du könntest doch auch hier bei mir bleiben."

„Ich will ja aber doch nun 'mal zur Kirche," meint er treuherzig. „Und hab' das auch zu Hause gesagt."

Sie kichert leiſe. Dann wendet ſie ſich voll zu ihm hin mit lockender Wärme. „Du kannſt ja noch nächſten Sonntag gehen. Wenn ich nicht mehr hier bin. Heut' bin ich noch hier. Und heut' ſollſt Du mir Geſellſchaft leiſten."

Sie klopft auf den Boden zu ihrer Seite, daß er dort Platz nehme, und ihre Augen ziehen ihn nieder mit all der Macht ihres weichen, zärtlichen Blühens.

Sie freut ſich, daß ſein Wille ſich verwirrt. Wenn ſie dieſen fanatiſchen Kirchgänger heute, am achten Sonntag nach Trinitatis, ſeinem theologiſchen Lebenswandel entriſſe, das wär' doch eine fröhliche Leiſtung. Sie ſtreichelt das Gras, wo er ſich hinſetzen ſoll, ſtrahlender noch blühen ihre Augen zu ihm auf, und ſchon iſt der Sieg in ihren Worten: „Nun ja, Du bleibſt hier bei mir."

Da ſchüttelt er wild ſeine langen Glieder durcheinander. „Nein, nein — ich hab' es nun 'mal gewollt — und darum —!" Er drückt ihre Hand, daß ſie aufſtöhnt, und geht dann von ihr, rudert heftig mit den ungelenken Armen und iſt gleich im Walde verſchwunden.

Sie blickt ihm nach, erſt ein wenig ärgerlich verdutzt, aber dann lächelt ſie ſchon über ſeinen zornig ſtoßenden Gang, und nachdem er in dem Buſchwerk

untergetaucht ist, denkt sie an seine Treue mit ehrlicher Freude.

Das paßt so gut zu ihm, daß er sich nicht von der Richtung abbringen läßt. Eben darum hat es sie auch so gezogen, ihm seines Vorsatzes Festigkeit abzuschmeicheln. Schon als Kind ist er so gewesen, von geradem Willen und geraden Wegen.

Es ist gut, Anselm, daß Du zur Kirche gegangen bist, und daß Du in solchen Dingen nicht mit Dir spaßen läßt. Und ein lieber Junge bist Du, und Deine Not geht mir zu Herzen. Denn sie ist bitterschwer, viel Größeres gibt es kaum, und keine Hilfe ist für sie zu finden.

Sie hatte keine summenden Lieder mehr für die Blumen, sie war ganz in die Härte des Lebens hineingezwängt, seufzend stand sie auf, nahm Hut, Stiefel und Strümpfe und ging an den Waldrand, wo sie sich auf einen Baumstumpf setzte, um in bequemer Haltung Kopf und Füße wieder zu bekleiden.

Dann reckte sie sich in das Sonnenlicht hinein und schritt unter den Birken hin, das hängende Laub griff ihr vertraut nach Wangen und Haar.

Sie ging unter eigenen Bäumen auf eigenem Grunde.

2.

Als sie aus dem Gehölz heraustrat, blickte sie weithin über das Land, das ihr gehörte. Bis an den schwarzblauen Waldrand dort am Horizont ging der Pflug ihres Vaters. Hier vorn war der Roggen abgeerntet, an die hundert Morgen Stoppelfelder dehnten sich zu ihren Füßen, in der äußersten Ecke, wo schwerer Boden ansetzte und geradeaus die Rübenfelder sich hinzogen, während zur Seite der reifende Weizen fernhin seinen satten Glanz ausbreitete, hier weideten gerade die Schafe des Gutes unter des alten Fehlandt und seiner beiden Spitze Fix und Fax getreulicher Hut.

„Den will ich besuchen," dachte Ursula. Und sie schritt geradenwegs über die Stoppeln zu ihm hin.

Als sie kam, faßte er flüchtig an seinen mächtigen, grobgeflochtenen Strohhut, der wie ein altes Strohdach war, so schwarzgrau und voll Moos, unter der windschiefen Krempe hervor boten ihr die beiden

Augen verſchiedenen Gruß. Das linke war fröhlich und ſprang jung und munter umher wie ein Lämmlein, das rechte, über das halbgelähmt das Lid herabhing, war ein verſchlafener und verdroſſener ſtößiger alter Schöps.

Dicht, faſt zärtlich trat Urſula an die Herde hinan und beinahe in ſie hinein, der Staub, den die vielen ſtelzenden Füße und die ſtoßenden, rupfenden Mäuler in dem trocknen Boden aufregten, ſtörte ſie nicht, der ſtrenge, fettige Dunſt, der aus den krauſen Fellen in die flimmernde Luft hineinſchwälte, tat ihrer landmänniſchen Naſe eher wohl als wehe. Die Hunde, die ſie kannten und mit der gebührenden Zurückhaltung der Hofhunde ſie liebten, ſchlichen wedelnd ihr näher und legten ſich in gemeſſenem Abſtand zu ihren Füßen. Fix, der Dienſt getan hatte, atmete offenen Maules über die ausgereckte Zunge und ſah mit den klugen Augen verehrungsvoll zu der Herrin empor. Ungezwungener überließ ſich Fax ganz ſeinen fröhlichen Gefühlen, wälzte ſich wohlig auf dem Rücken und benutzte die Gelegenheit, mit den Stoppeln ſich die Flöhe auszukämmen.

Von den Schafen wandte ſich Urſula dem Hüter zu, reichte ihm die Hand und fragte freundlich: „Na, Fehlandt, wie geht's Dir?“

Er neigte den Kopf, und die eine Gesichtshälfte schmunzelte ihren Dank. Zu einer Antwort aber und weiteren Freundlichkeiten schwang er sich nicht auf. Er blickte sachgemäß über die Herde, einige von den Schafen zerstreuten sich in zu große Nähe des Rübenfeldes, da gab er Fax einen Wink, der sofort die Runde machte, die Plänkler zurücktrieb und den ganzen Flügel eine Schwenkung vollziehen ließ.

Ursula wurde auch sachgemäß, sie packte seinen Arm und deutete auf einen Jährling in der Herde, der taumelnde Bewegungen machte.

„Du, das sieht mir ganz nach Drehkrankheit aus," sagte sie bestimmt.

„Dunner ja, das tut es!" Der Alte mußte ihr zustimmen.

Sie ging näher an das kranke Tier hinan. „Das ist von der neuen Devonshire-Zucht, nicht?"

„Jawoll."

„Und Vater glaubte, daß die besonders widerstandsfähig wären! Schuld bist Du aber natürlich. Die Wurmmittel bei Deinen Kötern haben doch wohl nicht angeschlagen. Das mußt Du jetzt aber gründlich nachholen."

„Was ich tun konnt', das is geſcheh'n, gnädiges Frölen. Natürlich nehm' ich ſie jetzt noch 'mal in die Kur. Aber was die annern Hunde in Eichhof ſünd, die müſſen auch 'ran. Sonſt nutzt allens nicks. Un mit die is es bisher verſehen."

„Ich werd' mit Vater ſprechen und für alles ſorgen. Schon damit ich nicht ſo oft Hammelbraten bei Euch zu eſſen kriege."

Sie gibt ihm die Hand und geht. Langſam wandert ſie durch die Felder. Sie denkt, daß ſie in drei Tagen wieder in die Stadt muß und dies alles verlaſſen. Das Herz iſt ihr ſchwer.

Sie macht einen weiten Umweg. Der führt ſie an die Fohlenkoppel, und hier nimmt ſie längeren Aufenthalt. Den Graben überſpringt ſie, windet ſich durch die Ginſterbüſche und klettert über das Rick. Jetzt iſt ſie drinnen bei ihren Lieblingen.

Vor Jahren hat der Eichhof größere eigene Zucht gehabt. Auch Vollblüter hat der Herr gezogen, der in ſeinen jungen Jahren ſelbſt als Rennreiter in den Sattel geſtiegen. Aber eine Reihe von Mißerfolgen in ſchwierigen Zeitläuften hat ihm dann die größte Einſchränkung des ganzen Betriebes aufgezwungen. Längſt züchtet der Eichhof keine Rennpferde mehr.

Nur ein einziges Vollblut ist unter den Tieren. Das ist der alte „Landsknecht", ein Saraband-Sohn, der hier das Gnadenbrot genießt. Als letzter hat der Wallach die Farben des Herrn von Eich auf der Rennbahn getragen, ein treuer Steepler, der stets sein Bestes willig hergegeben und als guter Steher in einigen wertvollen längeren Rennen siegreich gewesen ist. Seine neunzehn Jahre drücken ihn nicht allzu schwer, noch ist er rüstig, bei gutem Appetit und fröhlicher Laune. Adelsstolz kennt er nicht. Die Halbblüter und kaltschlägigen Tiere, die um ihn sind, läßt er niemals seine Abstammung empfinden.

Wieviel dünkt sich gegen ihn die dreijährige Fuchsstute, die jetzt der Herrin entgegentrabt! Freilich, die Halbblüterin ist wundervoll, geradezu rennmäßig gebaut, ein ganz klein wenig Hirschhals, aber tadellos rein und edel die Linien von Widerrist und Kruppe, und der Kopf von feinem und spitzem arabischen Schnitt. Kokett trägt sie den Nacken und dreht die Hüften, daß die Sonne noch mehr in dem braungoldenen Haar auffunkelt.

Sie weiß, sie ist der Herrin Beste, und der meiste Zucker gehört ihr. Schon greift Ursula in die Mähne und zaust sie zärtlich, dann klopft sie den Hals, legt die Backe gegen die bebenden Nüstern und reibt das

Geſicht an dem zarten Flaum. Und nun holt ſie den Zucker aus der Taſche. Immer mehr fordert „ſchön Rottraut“ mit Kopfnicken, Schnauben und Scharren. Aber jetzt wehrt ihr die Herrin. „Nun iſt es genug. Die letzten zwei Stücke muß der Alte haben.“

Sie ſucht ſich den „Landsknecht“, der ruhig graſt und noch nichts von ihrem Hierſein weiß. Die Stute geht der Herrin nach, trabt vor ihr her, tänzelt um ſie herum, ſpringt dann ein paarmal hoch in die Luft und brauſt plötzlich davon, in windenden Galoppſprüngen umkreiſt ſie die ganze Koppel — „Rottrauts“ Huldigung für die Gebieterin.

Der alte „Landsknecht“ wackelt zum Gruß mit den Ohren. Nachdem er das erſte Stück Zucker bekommen hat, wiehert er kurz. Da kriegt er das zweite. Als er ſein ‚Bitte!‘ wiederholt, muß Urſula den Kopf ſchütteln. „Rottraut hat mir alles abgeknurt.“ Da pruſtet er gelaſſen, das heißt: „na, denn nicht!“ und wackelt mit den Ohren ſeinen Dank.

Lange klopft ihm Urſula den Hals und ſtreicht ihm die Naſe mit Daumen und Finger. Dann ſagt ſie ihm Lebewohl und geht weiter, ſich nach dem kleinen „Beelzebub“ umzuſehen.

Das iſt ein dunkelbraunes Hengſtfohlen, zwei und einen halben Monat alt, das zottigſte und

ruppigſte von allen. Und ſeine Ohren ſind wie ein paar Teufelshörner.

Seine Mutter wollte zuerſt nichts von ihm wiſſen, beim Saugen benahm ſich der kleine Satan ſo wild und wüſt, daß ſie ihm die Milch verweigerte. Die beiden mußten unter menſchlicher Fürſorge im Stalle bleiben, und viel Mühe koſtete es, ſie aneinander zu gewöhnen. Erſt ſeit vierzehn Tagen waren ſie auf der Koppel. Hier, wo ſich der Kobold in Sprüngen austoben konnte, begann er gegen die Mutter mildere Sitten herauszukehren, der übrigen Welt aber zeigte er ſich immer trutziglicher geſinnt.

Als Urſula ſich den beiden nähert, macht er kurzum kehrt und keilt ſo mörderiſch hintenaus, daß er das Gleichgewicht verliert und glatt auf die Naſe fällt. Der Boden iſt hier weich und moraſtig, ſo bekommt er die Naſe voll, was ihn nicht wenig ſchreckt und quält. Wild ſpringt er auf die Beine, wirft den Kopf umher, fährt mit ihm zwiſchen die Knie, ſich auszuſchnauben, ſteigt in die Höhe und ſucht ſo mit den Vorderfüßen die Nüſtern ſich rein zu putzen, überſchlägt ſich dabei und ſtößt entſetzt mit allen Vieren in die Luft. Dann kugelt er ſich herum, macht ein angſtvoll irres Geſicht, ſteht ſchwindelig auf und läuft jetzt mit einem Male quiekend wie

ein Ferkel unter ſeine Mutter, die ihm mit großen Augen kopfſchüttelnd zugeſehen.

„Siehſt Du, Beelzebub, Du böſer Bub, das kommt davon!“ ſagt Urſula, und ſie lacht noch lange, als ſie wieder über Rick und Graben zurückklettert und den Weg nach Hauſe einſchlägt.

Langſam geht ſie durch die Felder, dieſe Miſchung von Sonnenglanz, Feiertagsruhe und dem Duft der Erde ſchlürft ſie ein wie ein köſtliches Getränk. Noch drei Tage, dann muß ſie zurück in die Stadt und die Penſion, das iſt wie ein Grauen. Und es wäre nicht zu ertragen, wenn nicht in zwei Monaten ſchon die Erlöſung bevorſtünde, das Ende der Verbannung. Daran will ſie denken und ſich freuen, daß ihr Los ſo viel ſchöner iſt als das des armen Anſelm.

Sie nimmt über den Gutshof den Weg zum Herrenhaus. Hier iſt es ſtill, kaum daß leiſe ein müdes Kettenklirren aus den Ställen tönt. Auch die geſchwätzigen Pappelblätter kommen zur Ruhe und ſprechen nur noch im Traum. Der Mittag beginnt über alles ſeine warme Mattigkeit zu decken.

Als Urſula auf den Hausflur tritt, ſieht ſie einen fremden Panama-Herrenhut am Riegel hängen. Beſuch bei Vater — wer mag das ſein? Als ſie nach

oben in ihr Zimmer will, trifft ſie Berta, das runde, kleine, muntere Hausmädchen, auf der Treppe.

„Sag' 'mal, Pummel, wer iſt denn da beim Herrn?“

„Der Bruder vom Herrn Oberförſter.“

„Der Doktor aus Rom?“

„Ja, ja.“

„Lohnt es?“ fragt Urſula vertraulich.

„Der Herr iſt jung und hübſch.“

„Iſt er jung und hübſch, dann wird er auch beſehen.“ Sie nimmt den Hut ab, gibt ihn Berta und geht einfach ohne alle Vorbereitung nach unten.

3.

„Das ist meine Ursel," sagt Herr von Eich, „meine kleine Instanz. Versteht von Landwirtschaft mehr als ich und ängstigt einen nicht schlecht."

Der fremde Herr, Dr. Bernd Godenrath, sieht sie mit großen klugen Augen an, aber seine Verbeugung ist zum Aergern förmlich und tadellos. Sein Glück, daß er nicht liebenswürdig dazu lächelt! Dafür hat seine Kleidung wieder was Verletzendes, so gewählt ist sie. Mit Geschmack, wohl — aber gewählt. Wie zärtlich ist sie um den schlanken Wuchs besorgt! Nimmt sich der Vater nicht geradezu kümmerlich in der alten schlotternden graugrünen Joppe und dem lässigen Sporthemd neben ihm aus! Dabei ist der Vater ganz gewiß nicht schlechter gewachsen als der andere. Und das soll ihm erst mal einer nachmachen, mit sechzig Jahren noch so biegsam knabenhafte Glieder zu haben! Wenn Vater sich bloß den Vollbart wieder abschneiden ließe oder ihn doch besser pflegen wollte! Möchte sich über den nicht

das modisch gestutzte Schnurrbärtchen des Gastes lustig machen? Dann gnade ihm Gott!

Aber der Mund hat so gar nichts Mokantes. Sehr viel Junges und Offenes und Treuherziges. Und die Nase ist fein und das ganze Gesicht ist klar und offen. Etwas mehr Kraft könnte ihm wohl nicht schaden. Aber zimperlich und weich ist es doch auch nicht, dafür sorgen schon die mächtigen Narben auf Stirn und linker Backe. Und die Augen sind weit und gescheit, daran läßt sich nicht rühren. Nicht so tief und ungewöhnlich wie Vaters. Aber klug sind sie ganz gewiß.

Alles in allem hast Du nicht Unrecht, Pummel, wenn ich mir auch etwas ganz anderes vorgestellt habe. Außerdem ist er mir zu dunkelblond, so ganz auf der Grenze, wo der blonde Glanz erlischt. Dein Haar, Anselm, ist mir lieber.

Die Männer sprachen von Rom. Bernd hatte dort seine kunstwissenschaftlichen Studien abgeschlossen. Zum Herbst ging es nach Berlin, wo er als Assistent in die Museumsverwaltung eintreten sollte und alle Aussicht hatte, sich als Privatdozent zu habilitieren.

„Rom hat mich kläglich platt an die Wand gedrückt," sagte Herr von Eich. „Was hatt' ich mir alles eingepaukt aus Gregorovius, Reumont und

Gfell-Fels — nun war ich da und ſah den Wald vor lauter Bäumen nicht. Nach Rom ſoll man als barbariſcher Eroberer kommen, wüſt und ahnungslos und mit offenem Maul. Und die Stadt ſoll einem ſelber ſagen, was ſie einem zu ſagen hat."

Bernd nickte freudig dazu. „So ungefähr hab' ich es gemacht!" Und dann wandte er ſich an Urſula. „Haben Ihre Gedanken für Rom etwas übrig?"

„Nicht viel. Kunſt, die ſich ſo breit macht, die iſt nichts für mich. Und gegen große Städte hab' ich was."

„Kennen Sie meine Urſel! Ihr wäre ein Büffel in der Campagna, und wenn er aus ſeinem Sumpfbad bloß die Naſenſpitze rausſteckte, tauſendmal intereſſanter wär' ihr der als ſämtliche Stanzen Raffaels und die ganze Villa Borgheſe."

„Ich glaube auch!" rief ſie tapfer.

Ueber die Campagna hatten die Herren ſich noch manches zu ſagen. Sie kamen auf die Tenutenwirtſchaft und die Waſſerverhältniſſe zu ſprechen. Und das Waſſer trug ſie zurück in die nächſte Nachbarſchaft, wo Herr von Eich, der für die Wünſchelrute begabt war, als Quellfinder ſich verdient machte.

„Mein Bruder Oberförſter", ſo erzählte Bernd, „iſt heillos glücklich, daß Ihre Wünſchelrute ihm den Quell auf der Heide nachgewieſen hat. Aber theore-

tiſch — ſonſt wäre er ja nicht er — ſchimpft er fürchterlich auf dieſe Unglaublichkeit."

„Ja, darin iſt er unerbittlich. Aber einer von den fidelen Fanatikern."

„Ich habe heute noch darüber einen Disput mit ihm gehabt. Daß Menſchen für atmoſphäriſche Vorgänge ein beſonderes Gefühl haben, daran zweifelt er nicht. Er ſagt ſelbſt, daß ſeine Hühneraugen die beſten Wetterpropheten ſind. Warum ſoll nun bei andern Menſchen nicht ebenſogut eine Empfindlichkeit für das Leben des Waſſers in der Erdoberfläche vorhanden ſein?"

„Nun ſehen Sie! Und dabei verſteigt ſich dieſe Empfindlichkeit gar nicht mal ſo hoch wie die Hühneraugen, ſie prophezeit gar nicht, ſie regt ſich für etwas, was jetzt, zu gleicher Zeit, wirklich da iſt. Das Waſſer rinnt ja wirklich wenige Meter unter mir. Und wer ſich an der Rute als der Vermittlerin ſtößt —"

„Ich denke mir" — Bernd ſprach jetzt wie ein lerneifriger Junge — „ich denke mir, die Rute als beſchwerende und zugleich verfeinernde Verlängerung der Hand zieht gewiſſermaßen die Summe aller Eindrücke des Quellſuchers von der Gegend, der Bodenbeſchaffenheit uſw. in ſich hinein. In der Rute vereinigt ſich ſein Gefühl für das Waſſer."

„Gewiß, die Bewegungen der Rute ſind Reflexbewegungen. Daran zweifle ich gar nicht. Obwohl“ — und hier leuchteten ſeine Augen ſo in die Tiefe, daß Bernd den Blick nicht von ihnen ließ — „es gibt auch hier ganz gewiß ſo mancherlei, was über unſerer Weisheit iſt. Ich bilde es mir nicht bloß ein, daß eine Rute, die auf demſelben Boden gewachſen iſt, die beſte Vermittlerin abgibt, faſt möchte ich ſagen, eine lebendige. Warum nicht auch? Ihre Wurzeln haben von dem Waſſer getrunken. Iſt es ſo lächerlich, hier an beſonderen Einklang zu glauben? Ich könnte Ihrem Bruder noch ganz andere Dinge vom Waſſer und ſeinen Beziehungen zum Menſchen berichten. Sehen Sie, wir haben in unſerem Waldrevier einen Teich —“

„Vater!“ unterbrach ihn hier Urſula grell, es klang angſtvoll und zornig.

„Ja ſo. Davon darf ich wohl ohne Urſels Genehmigung nicht reden.“

„Und die werden Sie nicht erteilen?“ fragte ſie Bernd.

„Nein.“

Sie ſagte es klar und feſt, doch ohne verletzende Schärfe. Und ſo ſchluckte Bernd die Weigerung ohne nachhaltigen Schmerz hinunter.

Es gab eine Unterbrechung. Der Gutsinſpektor, Vater Kasboom, ſtellte ſich ein. Der Herr hatte mit ihm über Kornabſchlüſſe zu ſprechen, der Knecht ſollte dann mit den Briefen zur Poſt.

„Ich ſehe Sie noch, Herr Doktor — eine Viertelſtunde müſſen Sie mich entſchuldigen.“

So blieb Bernd mit Urſula allein.

„Ich hab' ſo große Freude an Ihrem Hauſe,“ ſagte er. Und es war ehrliche Wärme darin und keine Spur von Schönrednerei.

Darum fragte ſie freundlich: „Gefällt es Ihnen ſo?“

Er nickte lebhaft und ſetzte ihr auseinander, warum es ihm ſo gefiel.

Das Haus war um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gebaut, Barock und Rokoko, die die Paläſte der großen Welt ſchufen und ſchmückten, hatten nur ſtille Grüße herübergeſandt. Ganz in der Art, wie das Laute, Glänzende und Gebauſchte nach ländlicher Einfalt ſich hinausſehnt. In ungeſtörtem Traum lebte hier die alte Zeit. Am wenigſten durch das Mißbehagen erzwungener Stilreinheit geſtört. Was an baulicher Ausſtattung, an Einrichtung und Möbeln hinzugekommen war, ſchminkte ſich nicht gewaltſam alt. Und ſo weilten hier Ahnen und Enkel natürlich und wohnlich im ſelben Raum.

So dachte er über das Haus, und davon ſagte er ihr. Sie aber hörte es gerne.

Er ſprach dann von der Geſchichte ihres Hauſes, doch hier verhielt ſich Urſula kurz und ſpröde. Ihr Eigenes behielt ſie für ſich. Als er dann gleich in allgemeine Betrachtungen einlenkte, regte ſich ihr Groll gegen die Schule und den Geſchichtsunterricht.

„Was ſollen wir da alles lernen von Semiramis und Themiſtokles und den puniſchen Kriegen. Du lieber Gott, was geht denn mich das an!“

„Das iſt ganz mein Fall,“ ſagte er munter, „darum bin ich auch einfach klaſſiſch ungebildet geblieben. Und wenn mich auf der Schule die Mathematik nicht 'rausgeriſſen hätte —“

„Sie können Mathematik?“ In ihrem Geſicht war ein Gemiſch von Abſcheu und Bewunderung. „Nun ja, Sie ſind ja auch aus einem Kaufmannsgeſchlecht.“

Das klang nicht hochachtungsvoll, und er entgegnete mit komiſcher Zerknirſchung: „Ich kann es nicht leugnen.“

„Und aus Hamburg ſind Sie auch?“

„Auch das noch,“ fügte er noch düſterer hinzu.

Sein Ton machte ihr Spaß, und ſie ſagte ihm mit kindlicher Offenheit: dafür, daß er aus Hamburg ſei und ſo gut rechnen könne, gefalle er ihr ganz gut.

Auch habe bei jener Abneigung wohl der Neid die Hand im Spiele. Denn ihr selbst sei Adam Riese ein Buch mit sieben Siegeln. Was im übrigen gar nicht zum Lachen sei, vielmehr für sie und ihren landmännischen Beruf seine schweren Bedenken habe.

Dabei zog sie die Stirne kraus. Sie sprach nicht gern von der Rechnerei. Und schnell wandte sie sich zu andern Dingen.

„Sie sind aus einer Hansestadt. Ich möchte natürlich nicht um die Welt eine Städterin sein. Aber wenn ich eine sein müßte, dann am liebsten eine Hanseatin. Nicht gerade aus Hamburg. Lieber aus einer der kleinen Hansestädte, aus Lübeck, Wismar oder Stralsund."

„Dann sind wir doch nicht so ganz ohne seelisches Band."

„Und das kommt, glaub' ich, alles von meinem alten Giebel."

„Wer ist denn das, wenn ich fragen darf?"

„Das ist mein bester Freund in der kleinen Stadt, wo ich in Pension bin. Die Stadt ist alt und hatte auch mit der Hanse zu tun. Und da hab' ich nun gerade vor meinem Fenster ein altes Kaufmannshaus mit einem wunderschönen gotischen Giebel. Morgens ist er das erste, was ich sehe, und jeden Abend sag' ich ihm gute Nacht."

Er hörte ihr zu mit freudigen Augen.

„Und so kommt es denn, wenn ich das Wort „Geſchichte“ höre, dann denk' ich nicht an Romulus und Remus. Dann ſeh' ich immer den alten Giebel. Der iſt — ja wie ſoll ich ſagen —“

„Der iſt Ihnen einfach das Titelbild für Geſchichte.“

„Ja ja, ganz recht. Und nun wiſſen Sie, warum ich für die Hanſa und die Hanſaſtädte etwas übrig habe. Obwohl mir Städte etwas Gräßliches ſind.“

Sie war gern mit ihm zuſammen. Seine Art, ihr zuzuhören und auf ihre Worte einzugehen, tat ihr wohl. Und gut anzuſehen war er auch. Sein ganzes Weſen war jung und treu, und er fühlte ſich nicht mehr als ſich gehört. Dann hatte er ſich dazu bekannt, daß er muſikaliſch ſei, ganz gewiß ſpielte er gut. Und für Muſik war ſie zu haben. Ihr eigenes Spiel genügte ihr nicht, und der Vater ſetzte ſich nur noch ſelten an den Flügel.

Es war ausgemacht, daß er wiederkommen mußte. Sie fragte ihn, wann er nach Berlin ginge und ob er dann immer da bliebe.

„Ja, aber es gibt ja oft genug Ferien. Und meine Ferien verlebe ich hier.“

Herr von Eich trat wieder ein. Für Bernd war es höchste Zeit, daß er sich empfahl. Als gute Freunde nahmen sie Abschied voneinander.

Und freundliche Nachrede war es, was dem Gehenden das Geleite gab.

„Der Mann gefällt mir," sagte Herr von Eich. „Er hat was Helles und Reinliches."

„Ja, gut zu leiden ist er wohl. Und es ist gut, daß er wiederkommen will. Bloß —"

„Was?"

„'n bißchen reichlich fein ist er. Mit seinem ganzen Wesen immer so in der guten Stube. Wenn er ruppiger wär' und mehr im Freien, dann wär' er mir lieber."

4.

Urſula iſt nach Rotenmoor unterwegs, um Frau von Morveldt einen Abſchiedsbeſuch zu machen. Sie freut ſich auf Anſelm, ſonſt hat ihr Herz in dem alten Schloß nicht viel zu ſuchen.

Alt, abenteuerlich und ruhelos iſt das Herrenhaus der Morveldts und iſt darin ein Abbild des ganzen Geſchlechts. Sein Stammvater niederſächſiſchen Blutes war mit Heinrich dem Löwen in dieſes Wendenland gezogen, auf einem Hügel, deſſen Fuß ein kleiner See beſpült, hatte er ſeine Burg gebaut und zu ihrer Herrin die Tochter eines Wendenfürſten gemacht, gegen ihren und ihrer Sippe Willen, durch blutige Entführung und blutige Verteidigung ſeines Raubes. Das waren die Eltern des Geſchlechts, das aus Wildheit geboren wurde, aus wildem Begehren und wildem Zorn.

Aus dieſer Urzeit ſteht noch ein Turm, maſſig und wehrhaft behauptet er die eine Ecke der Seeſeite. Sein Trotz aber wendet ſich nicht allein nach außen.

auch gegen das, was bei und neben ihm ist, verharrt er in Feindschaft.

Denn gerade dieser Flügel, über den er von Rechts wegen gebieten müßte, schlägt seinem ganzen Wesen einfach ins Gesicht. Hier hat sich die letzte Restaurationswut der Morveldts in den Koketterien einer verlogenen Renaissance ausgetobt, weit ist sie nicht gekommen, denn das Geld tat schließlich nicht mehr mit, aber dem alten deutschen Turm hat sie doch sein ehrliches Leben gründlich verbittert. Solche Unverträglichkeiten und Gegensätze aber zeigt der Bau auch anderswo genug. Nach jeder Zerstörung eines Teiles hat jeder Herr mit seinem besonderen eigenwilligen Geschmack ihn wieder ergänzt.

Im Dreißigjährigen Kriege hatte der rechte Flügel dran glauben müssen. Ein halbes Jahrhundert behalf man sich wohl oder übel mit dem halben Haus. Dann kam der junge Erbe aus französischen Diensten heim, ausgerüstet mit leidlich vielem Geld und einem weiblichen Versailles-Tick. Er verschandelte den prachtvollen alten Park so, daß er sich in diesem Leben nicht mehr davon erholen wird, und den neuen Flügel des Hauses ließ er ohne Rücksicht auf das, was stehen geblieben war, im bombastischsten Barock sich bauschen. Hatte natürlich die Absicht, das Ganze in solchem Geiste umzubauen, aber der

Zwirn ging ihm darüber aus und dann der Lebensfaden. So blickte das Haus mit einer runzligen, harten und einer geschminkten schönheitspflasterigen Backe in die Welt.

Dann flickten und kleisterten mehrere Besitzer an ihm herum, natürlich ohne daß etwas Gescheites und Geschlossenes dadurch zustande kam. In der Silvesternacht des Jahres achtzehnhundertdreißig brach im Schloß eine Feuersbrunst aus, der Besitzer selbst, der tobsüchtig geworden war, hatte die Brandfackel geschwungen. Hierdurch war dem Mittelbau schwerer Schaden zugefügt; der neue Herr, dem es Walter Scott angetan hatte, wollte jetzt aus dem Ganzen ein schottisches Luftschloß machen, die Handwerker waren just an die Arbeit gegangen, da stürzte er auf der Hubertusjagd und starb daran. Sein Sohn aber verwarf diesen Bauplan als zu radikal und zu kostspielig, er ließ eine gefällige Renaissance ihre allein seligmachenden Arme ausbreiten und war es zufrieden, daß dem ganzen Wirrnis eine Frisur aus falschen Haaren aufgesetzt wurde. Das mochte flüchtigen Augen als kleidsamer Abschluß erscheinen, tieferen Blicken wurde es verleidet.

Ursula, die weniger als alle durch Kunstgeschichte beschwert ist, empfindet gleichwohl — oder auch erst recht darum — das Krause und Unbehagliche dieser

Burg des Eigenſinns. Wie anders iſt das Eichhofer Haus, von dem der Doktor geſtern ſo viel Gutes ſagen mußte. Hier hat in aller geiſtigen Freiheit eine treue Ueberlieferung gewaltet; bei den Morveldts, die ſo viel älter ſind als die Eichhofs, iſt von dem jähen und trotzigen Temperament eiferſüchtigen Selbſtgefühls der Zuſammenhang immer aufs neue zerriſſen.

Auch heute noch klingt im Herrenhaus von Rotenmoor nicht der Akkord des Familienhaften, eines gütigen Sichverſtehens und kluger Fügſamkeit. Hier iſt kein Ineinander zu finden, ſie ſind es zufrieden, wenn ſie nebeneinander leben, denn oft genug leben ſie gegen ſich.

Der Herr des Hauſes iſt nur kurze Zeit im Jahre daheim. Den Winter über läßt er ſich als Abgeordneter von Berlin feſthalten. Im Sommer geht er auf Reiſen. Auch jetzt iſt er abweſend, in Baden-Baden hält er ſich auf. Urſula vermißt ihn nicht. Sie hat zu ihm keine Beziehung.

Er iſt ein hochfahrender Parteimann. Das Morveldtſche Ungeſtüm hat ſich bei ihm ganz auf Politik geworfen. Daneben zieht es ihn nach dem Hofe, nach Glanz und zu Becherfreuden. Für Landwirtſchaft hat er gar keinen Sinn. Die bleibt völlig Frau von Morveldt überlaſſen.

Die Dame des Hauſes iſt nicht im Schloſſe, als Urſula ſich melden läßt. Das hat die ſich auch ſo gedacht, ſie hat Frau von Morveldt faſt immer, wenn nicht auf dem Felde, ſo in dem Gutshauſe angetroffen, wo die Inſpektoren wohnen und wo ſie ſelber ſich eine Stube eingerichtet hat. Auch heute befindet ſie ſich hier.

In ihrem unwohnlich kahlen Zimmer ſitzt ſie über den Büchern. Urſula ſieht durchs offene Fenſter ihr hartes, knochiges Geſicht mit der kräftigen, ſich vorwölbenden Stirn. Sie will ſich zurückziehen, ſie weiß, daß hier jede Störung von Uebel iſt.

Da bemerken ſie aber die großen, zugreifenden Augen der Gutsherrin, ſie winkt dem Beſuch, bleibt ſelber ruhig ſitzen und führt die Arbeit weiter. Als Urſula eintritt, gibt ſie ihr die linke Hand und zieht ſie auf einen Stuhl, ihre Augen und der Zeigefinger der Rechten, der eine Kolumne hinabwandert, bleiben auf dem Buch.

Als ſie dann fertig iſt, dreht ſie ſich langſam um. „Tag. Willſt mir Adieu ſagen? Das iſt recht.“

„Ich komme ungelegen —“

„Schnickſchnack. Was ungelegen iſt, ruf' ich mir nicht 'rein. Iſt es wahr, daß Ihr noch Roggen draußen habt?“

„Ja, aber nur ganz wenig, ein paar Fuhren. Heute werden wir noch damit fertig.“

„Euer junger Klee da an der Scheide ſteht nicht gut.“

„Wir haben wohl nicht genug mit Gipsmehl nachgeholfen.“

„Ach was, Gips. Das Streuen allein tut's auch nicht. Der Boden da iſt nicht das richtige, wenigſtens nicht für Kopfklee. Schwediſchen Klee hätt't Ihr nehmen ſollen. Oder doch ein Gemenge. Und mehr Mergel hätt' der Boden gebraucht.“

„Er hat Kali und Kalk bekommen.“

„Wahrſcheinlich zu viel Kali. Dein Vater hat nun 'mal 'nen Kalikoller. Aber er iſt ja ein gelehrter Herr und muß es wiſſen.“

Wie unter dem Hackmeſſer kommen ihre Worte heraus. Ihr ganzes Weſen hat etwas Schroffes und Schwieliges. Groß und eckig iſt ihre Geſtalt, ihre Kleidung von geradezu rauher Schlichtheit. Auch ihr Kopf verſchmäht jeden Aufputz, wie ihn ſonſt das Alter braucht, keine Schleife oder Haube deckt ihren Scheitel, das noch reichlich dichte graue Haar iſt hinten einfach verknotet.

Urſula bewundert dieſe Frau, doch nur mit dem Kopf. Denn Wärme geht nicht von ihr aus. Sie iſt die rückſichtsloſe Arbeit, die nur von ſich weiß und

nichts liebt außer ihr. Niemand auf dem Gut, kein Verwalter, kein Knecht, keine Magd schafft so viel wie die Herrin. Sie ist die erste auf den Beinen und die letzte, die sich schlafen legt. Dabei ist sie oft von grausamen Schmerzen heimgesucht. Die Sünden ihrer Väter muß sie unschuldig mit schwerer Gicht büßen.

Sie gibt keine Liebe. Vielleicht wäre es anders, wenn sie selbst von Liebe umgeben wäre. Aber ihr Mann lebt am liebsten ohne sie. Und ihre Kinder haben sich auch immer mehr von ihr entfernt.

Am nächsten noch steht ihr Jochem, ihr Aeltester, der hübsche Dragonerleutnant, der stark und heftig Träume und Leben durcheinanderwirbelt, der sich durch die Welt musiziert und küßt und dichtet und jeut und mimt und trinkt. Im Grunde verachtet sie sein Leben wie das ihres Mannes. Aber darum ist sie ihnen nicht weniger wohlgesinnt. Und nie hätte sie daran gedacht, Jochems geldbedürftiger Natur den Wechsel zu kürzen oder seinen Verlegenheiten sich irgendwie zu entziehen. Für ihn die Wolken und das Spiel, die Erde und Arbeit für sie. Grade daß er sie braucht, mehr als die andern, gibt ihm seinen besonderen Platz.

Viel weniger weiß sie mit Anselms karger und verschlossener Art anzufangen. Zwischen ihnen ist

ein Schweigen. Und auch mit ihrer Tochter pflegt sie keine lebendige Zwiesprache. Bernardine von Morveldt hat früh ihren besonderen Weg eingeschlagen. Jetzt wirkt sie in Berlin als Krankenschwester.

In Einsamkeit steht die Herrin von Rotenmoor. Sie klagt nicht darüber. Kaum daß sie es anders will. Und wenn die schlimmen Schmerzen nicht an sie kommen und ihr die kurze Nachtruhe zerreißen, ist sie von hartem Gleichmaß ohne alle Bitternis. Nur wenn die Leiden über ihre Kraft sind, kann sie zornig werden, boshaft und grausam.

An Ursula gefällt ihr der rege Sinn für Landwirtschaft. Sie spricht gern mit dem Mädchen und erzählt sich auch heute mancherlei mit ihr. Doch lange sitzt sie nicht still. „Ich will jetzt in den Milchkeller. Willst Du mit und Dir mal unsere neue kontinuierliche Buttermaschine ansehen? Oder gehst Du lieber zu Anselm?“

„Lieber zu Anselm,“ sagt Ursula ehrlich.

Das Ehrliche freut Frau von Morveldt und sie nickt dazu. „Dann geh man hinauf. Uebrigens findest Du noch jemanden da. Einen alten Freund.“

Sie konnte sich schon denken, wer das war. Aber Anselm war ihr wichtiger, und ihn suchte sie sich erst.

5.

Anſelm hatte ſeine Stube hoch oben in dem alten Turm. Dort ſaß er, und dahin ging ſie. Seit Jahren war ſie nicht mehr in dieſen Raum gekommen, aber ſie hatte ihn gut in Erinnerung.

Ein richtiges Jungenzimmer war es, mit harter Wichtigkeit war alles vermieden, was nach Sanftmut und Behagen ausſehen konnte. Geradezu feindſelig unbequem waren die Sitzgelegenheiten. Etwas zum Lehnen und Liegen gab es überhaupt nicht. Die hohen Wände waren nicht tapeziert, der weiße Kalkanſtrich hatte die mächtigen Quadern nicht wärmer und zutraulicher gemacht. Viele alte Waffen zu Trutz und Wehr hingen rings herum, Beile, Morgenſterne, Zweihänder, Hellebarden, dazu Sturmhauben und Stechhelme. Unter dem kleinſten der drei Fenſter, das früher eine Schießſcharte geweſen war, ſchlief eine leibhaftige Kartaune ſich aus.

So ſah dieſes Turmgemach einer Rüſtkammer gleich, die mächtigen Kugelgewichte und Hanteln, die

am Boden lagen, fügten sich recht in das Bild, und die Bücher, die, wenn auch reichlich, so doch in der Minderzahl waren und sich bescheiden versteckten, störten es nicht allzusehr.

Anselm saß an seinem Schreibtisch — das war ein schweres, plumpgeschnitztes eichenes Möbel, das in seinen guten Tagen nur Schüsseln und Kannen getragen hatte und zu Höherem sich ganz und gar nicht berufen fühlte — er hatte seine Kirchengeschichte vor sich und suchte den Gnostikern beizukommen. Das erste Klopfen an die dicke eisenbeschlagene Tür überhörte er ganz. Erst als statt der Finger die Faust anschlug, rief er Herein, etwas unwillig, denn er war gerade dabei, ein erklecklich schweres Gedankentau zu drehen.

Er meinte, daß der Diener käme, ihm etwas auszurichten. Als Ursula in der Tür erschien, blieb er hilflos sitzen, und seine Augen waren so verwirrt, es dauerte eine Zeit, bis sie ihre Freude fanden.

Ursula trat ohne Umstände auf ihn zu, gab ihm die Hand und blickte über seine Schulter in das Buch.

„Emanation — Demiurgos — Kenoma — Pleroma" las sie. Da schüttelte sie betrübt den Kopf, und dann schlug sie ihm herzhaft das Buch vor der Nase zu.

„Lieber Anſelm, das kann doch keinem Menſchen gut ſein!“ Danach drehte ſie ſich um ſich ſelbſt und beſah ſich rings die Wände. „Ganz ſo wie früher!“ Bloß der eingerahmte Spruch, der einſam an der waffenloſen Seite hing, war ihr neu. „Liebet Eure Feinde, tut wohl denen, die Euch haſſen —“ Anſelms Schweſter Bernardine hatte es ihm zur Konfirmation auf Kanevas geſtickt.

Nun mußte Urſula munter den Kopf ſchütteln zu ſo ungleichem Wandſchmuck. „Iſt es zu glauben, auf der einen Seite liebſt Du Deine Feinde, und auf der anderen ſchlägſt Du ſie tot.“

Sie gab wieder einmal mit flüchtigem Einfall ihrem Freunde ſchwer zu denken auf, doch ließ ſie ihn nicht in der Bedrängnis. Schnell nahm ſie ihn an der Hand und zog ihn zur Tür. „Komm, wir wollen auf die Plattform!“ Ohne Widerſtand ging er mit ihr hinaus.

Als er draußen vor der engen Wendeltreppe, immer noch hart und unbeholfen, keine Miene machte, empor zu ſteigen, gab ſie ihm einen kleinen Stoß: „Bitte, Du zuerſt!“ Und jetzt nahm er lebhaft die Stufen, öffnete die Luke und ſtützte Urſula kräftig hinauf. Wie leuchteten ſeine Augen, als ſie neben ihm auf dem Dache ſeines Turmes ſtand!

Sie treten dicht an die Zinnen und ſchauen über das Land. Nur nach Weſten iſt der Blick nicht frei. Hier ſteht eine Baumgruppe, Birken ſind es und Buchen, Platanen, Ulmen und Linden. Die meiſten ſind freilich dem Turme untertan, aber eine mächtige Blutbuche läßt ſich nicht von ihm gebieten, und jetzt, wo die Nachmittagſonne hinter ihr ſteht, zeigt ſie ihm bewußt den dunklen Purpur ihrer Herrlichkeit.

„Schön iſt der Baum," ſagt Urſula. „Aber er iſt ein Wichtigmacher."

„Meinſt Du? Wenn er nun aber doch 'mal was Beſonderes iſt! Und ich hab' ihn jedenfalls beſonders gern."

„Du denkſt Dir Räubergeſchichten bei dem Blut."

„Weißt Du, daß er aus einer Kampfſtätte gewachſen iſt? Wo auch die Gefallenen begraben liegen?"

„Wenn ſchon." Sie hat hier in dem Glanz der Weite keinen Sinn für Geheimniſſe. „Du, ſieh 'mal, da hinten in Eurer Gerſte — die Leute mit den Mähmaſchinen haben ſehr viel Zeit, wie's ſcheint. Aha — jetzt iſt der Inſpektor in Sicht! Jetzt werden ſie wieder munter."

Seine Blicke ſind ihr ſchwer und langſam nachgegangen. Schon aber hat ſie ein anderes Ziel. „Du — da über dem Waldrand — da ſeh' ich was

von Eichhof. Die eine große Pappel — ja, das ist sie.“ Sie war voll Freude. „Dazu war ich voriges Mal noch zu klein.“

„Ich sehe die Fahnenstange von Eurem Hause.“

„Ja Du, Du langer Laban.“ Vergeblich stellt sie sich auf die Zehenspitzen.

„Soll ich Dich 'mal aufheben?“

„Ja,“ sagt sie einfach.

Da nimmt er sie auf den Arm wie ein Kind.

„Richtig, ja — unsere Fahnenstange!“ Sie freut sich so, sie muß einmal kräftig in die Hände schlagen. „Fein ist das — fein!“

Da fühlt sie, wie er zittert. „Ich bin Dir zu schwer,“ sagt sie und strebt hinunter. Gleich gibt er sie frei und läßt sie auf den Boden.

„Und ich bild' mir 'was auf meine Schlankheit ein!“ fügt sie munter hinzu. Als sie ihn aber ansieht, spricht sie gleich von anderen Dingen.

„Weißt Du noch, wie ich das letzte Mal hier oben war? Das werden nun drei Jahre sein. Im März war es, die Bäume waren kahl, und an den Grabenhängen lag noch Schnee. Die Luft war so klar, wir konnten den Kirchturm von Demmin sehen. Heute sehen wir ihn nicht.“

„Noch ein wenig mehr nach links“ — er deutet genau die Richtung. „Grad' über der Strohmiete liegt er. Aber er kommt nicht durch.“

„Wenn ich denke, was ich damals für ein Mädel war! Prügel hätte ich verdient.“

„Prügel — wofür?“

„Weißt Du nicht? Als der Satan mich packte und ich Dir ſagte, Du ſollteſt Dich doch 'mal auf die Zinne ſtellen. Und Du Bengel, Du tateſt es auch gleich, ſtiegſt hinauf und ſtandeſt da wie eine Bildſäule, und dann gingſt Du von Zinne zu Zinne um den ganzen Turm herum. Herrgott, mir wird immer noch ganz anders, wenn ich bloß daran denke.“

„Ja, Urſula, die größte Schuld hatte ich doch, ich hätt' es einfach nicht tun dürfen. Nicht wegen der Gefahr, ſondern weil es bloß leere Aufſpielerei von mir war. Gefahr war nämlich ſo gut wie gar nicht dabei.“

„Na, ich danke!“ Sie tritt an den Rand, blickt hinunter, und es überläuft ſie aufs neue.

„Ich hatte es nämlich geübt, mehr als hundertmal hatt' ich es getan, und das hätt' ich Dir ehrlich ſagen müſſen.“

„Geübt?“

„Ja. Ich wollte mich ſchwindelfrei machen. Im Sommer vorher war ich mit Onkel Bolko in der Sächſiſchen Schweiz geweſen. Bei einer meiner Kletterpartien war ich ganz gemein ſchwindelig geworden. Das ärgerte mich, und nun kletterte ich hier zu Hauſe wie verrückt auf unſeren Dächern herum. Den Rundgang um die Zinnen machte ich Abend für Abend. So hab' ich mich von meiner Schwachheit kuriert. Bloß war es eine neue Schwachheit, daß ich nun ein Heldenſchauſpiel vor Dir aufführte.“

„Ach was! Fein iſt und bleibt das eine, wie Du alles ſo mit Deinem Willen zwingſt —“

„Aber, Urſula, wenn Du ſo redeſt — dann darf ich Dir ja gar nichts mehr von mir erzählen —“

„Sei ſo gut! Und wenn mir 'was an Dir gefällt, kannſt Du dreiſt 'n froheres Geſicht aufſetzen.“

Befangener macht ihn ihre Zutraulichkeit. Da wendet ſie ſich wieder zu 'was anderem. „Ihr habt Beſuch, ſagte mir Deine Mutter. Nicht wahr, Dein Onkel Bolko iſt im Haus?“

„Ja. Willſt Du zu ihm?“

„Willſt Du mich los ſein und zu Deinem Klenoma und Penoma?“

„Ach, Urſula — ich meine nur, weil Du ihn doch gern magſt — und gern mit ihm redeſt —“

„Erſt will ich Dir doch 'mal Adieu ſagen. Uebermorgen fahr' ich. Und Du kommſt doch vor Weihnachten nicht wieder her.“

„Schwerlich.“

„Nun, ſiehſt Du! Mir iſt das noch ſo oft durch den Kopf gegangen, was wir am Sonntag zuſammen geſprochen haben. Du ſollſt nicht ſo traurig ſein, Anſelm. Wer ſo viel kann wie Du und ſo viel Willen hat! Und dann ſollſt Du wiſſen, daß ich es ſo gut mit Dir meine und Dir ſo viel Gutes wünſche. Nicht wahr, das weißt Du doch, daß ich Dein guter Freund bin?“

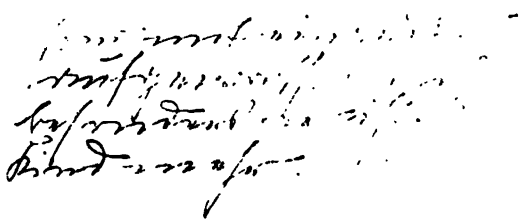
Er ſieht ſie bewegungslos an, nur ſeine Lider nicken auf ihre Frage, und wird rot und ſteht ratlos vor ihr wie in Seligkeit und Schmerz. Schweigen iſt um ſie beide und ſchwillt an wie eine ſanfte, zärtliche Flut und zieht und wiegt ſie näher zueinander.

Da zerteilt ſie die Woge mit ihrer ſchnellen Hand, die haſtig nach ſeiner greift. „Leb wohl!“ ſagt ſie feſt. „Es wird jetzt Zeit.“

Sie ſchlüpft durch die Luke und ſteigt die Treppe hinunter. Er folgt ihr ſchwer. Im Dämmer des Vorplatzes ſtehen ſie nebeneinander. Sie weiſt auf

ſeine Tür. „Willſt Du wieder in Deine Folterkammer? Oder bringſt Du mich hinunter zu Onkel Bolko? Ich muß ihn doch begrüßen, eh' ich gehe."

Er ſchwankt nicht lange. „Wenn Du erlaubſt, möchte ich doch lieber hier bleiben. Und noch an Deine Worte denken." Bei dieſem letzten erſchrickt er, als habe er zu viel geſagt. Sie ſieht es, und ſchnell gibt ſie ihm noch einmal die Hand. Ein feſter Druck. „Adieu, Anſelm!" „Adieu, Urſula!" Und ſie geht hinunter.



6.

Es dauert eine Weile, ehe Urſula den vielberufenen Onkel Bolko findet, und ſo gehört es ſich auch für ihn. Denn er iſt nun einmal immer wo anders, ſtets mit den Gedanken und meiſt auch mit dem dünnen, wieſelartigen Leib, ſo alt er geworden. Der unruhigſte Geiſt des Morveldtſchen Hauſes, ein Irrlicht, ein Kobold, aber immer in Fröhlichkeit. So ſchlecht kann es ihm nicht gehen, daß er je das Lachen verliert. Ueberall iſt er geweſen, und alles hat er getrieben, es gibt keinen Beruf, in den er nicht wenigſtens die Naſe geſteckt hätte. Studiert hat er, iſt Offizier und Rennreiter geweſen, hat dann die bekannte Reiſe nach Amerika gemacht und hier die berühmten Stiefel geputzt. Koch iſt er geworden, Tanzlehrer, Hypnotiſeur, Minendirektor, Prediger und Gründer einer Sekte, Bauchredner und Heiratsvermittler. So etwas hat ihm mancher vor- und nachgemacht. Dann aber verſchlug es ihn nach dem Perſiſchen Meerbuſen, wo er als Schmuggler und

Perlenfischer herumwirkte, was schon erheblich weniger von sich sagen können.

Seit er einen grauen Kopf hat, ist er wieder im Lande. Immer ist er beschäftigt und ist doch nie bei der Arbeit, stets zwischen den Arbeiten, weil keine ihn hält. Aber immer und immer vergnügt.

„Traurig bist Du wohl nie?“ hat ihn Ursula einmal gefragt.

„Traurig? Warum? So lange es jeden Tag 'was Neues gibt? Du sollst sehen, ich sterb' auch nicht. Erst wenn die Welt nichts mehr weiß und selbst vor Langerweile eingeht — eher nicht. Kannst Du mir glauben.“

So sehr ist er hinter das Neue her, daß er sich nur ungern dazu bringen läßt, von seinen früheren Erlebnissen zu erzählen. Er hat in Wahrheit mehr durchgemacht, als Hunderte von Weltfahrern zusammenlügen. Spricht aber nur davon, wenn Ursula, die es gerne hört, ihn heftig antreibt. Und auch nur mit ihr. Denn die beiden sind sich zugetan.

Die anderen wissen nicht viel mit ihm anzufangen. Der Majoratsherr, sein Vetter, findet ihn peinlich, für Frau von Morveldt ist er ein Hans Narr, und Anselms harte Gründlichkeit scheut zurück vor dem Flackerlicht. Jochem in seiner ganzen eigenen Unstetigkeit hat noch am meisten für ihn

übrig. Doch bleiben auch ſie beide in ſcherzender Diſtanz. Kraft ihm verliehener Witzigkeit nennt Jochem ihn Bonkel Olko und behauptet, ſo als vorzüglicher Prüfſtein für der Zunge Gehorſam und die noch unaufgeweichte Beſchaffenheit des Gehirns ſei er einem alten Geſchlecht ganz unentbehrlich.

Urſula findet ihn endlich im Park mit dem Gärtner, dem er ſeine neu erfundene Marderfalle erklärt.

Sie tritt hinzu, er ſchüttelt ihr die Hand, noch iſt er ganz bei der Sache. „Zum Patent angemeldet. Leider hab' ich das Ding verkauft. Für dreihundertfünfzig Mark. Iſt natürlich das Zwanzigfache wert. Ja, mein Kind, das iſt ein Ding, ſag' ich Dir — das iſt nicht ſo wie die berühmten amerikaniſchen Flohfangmaſchinen. Kennſt Du die?"

„Leider nicht," ſagt Urſula und lacht.

„Die flea catching machine iſt nämlich ſo: Du nimmſt Daumen und Zeigefinger, greifſt das Vieſt, hälſt es feſt, ſteckſt es in den Apparat, und dann haſt Du's."

„Nee, was für 'n Glück!"

„Meine Fallen aber, die ſind ſelber Daumen und Zeigefinger und Hand und Fauſt." Jetzt erſt befaſſen ſich ſeine Augen näher mit Urſula. „Kind, was biſt Du einmal groß geworden!" Und herzlich

drückt er ihr noch einmal die Hand. Aber schon ist er wieder unterwegs. „Meld' mich man heute gleich bei Deinem Vater an. Morgen komm' ich zu ihm. 'ne große Sache. Erweiterung und Abzweigung des Tollense-Kanals. Der Gülzer und der Schollenthiner sind schon Feuer und Flamme dafür. Du erlaubst doch —"

Er steckt sich eine Zigarre in den breiten bartlosen Mund. Was Zähes und Packendes hat dieser Mund, etwas, was sich durchfrißt, für sich betrachtet kann er fast brutal aussehen. Der ganze kleine sehnige und trockene Mann hat etwas von einem altgewordenen Jockei oder einem Trainer, auch in der Tracht. Nur strafen die Augen gänzlich die raffende und zermalmende Kraft der Kinnladen Lügen, sie fordern nicht, sie greifen nicht, sie sind sorglos bewegt, gütig und günstig gegen alle, auf einer leichten, genußreichen Wanderfahrt durch das unerschöpfliche Leben. Und seine Augen haben die Macht und nicht der Mund.

„Wie lange bleibst Du denn noch hier?"

„Wenn ich das wüßte! Bin ich nicht der ewige Arier?" Und wieder sind seine Blicke bei ihr. „Größer als ich. Und häßlicher ist das Mädel auch nicht geworden. Du, wenn Du Dich verheiratest, sag' es mir nicht mit so roher Plötzlichkeit."

„Wen ſoll ich wohl heiraten? Höchſtens doch Dich. Aber Du läufſt ja immer weg.“ Sie hat ſeinen Arm genommen, ſo gehen ſie durch den Park.

„Ja, weißt Du, heiraten und weglaufen iſt für mich immer dasſelbe geweſen. Aber lieben tu' ich Dich doll. Und Jochem gönn' ich Dich nicht.“

„Jochem — ja, Du, dem gönn' ich mich ſelber nicht,“ ſagt ſie gelaſſen, mit erwachſener Ruhe.

„Na, weißt Du — ſo iſt die Sache nun auch nicht. Er kann doch immer werden — ſehr kann er werden. Als ich zuletzt mit ihm in Berlin zuſammen war, hat er mir viel beſſer gefallen.“

„Ach!“

„Wir haben 'n paar Pullen Volney getrunken. Von meinen Marderfallen. Da wurd' er geradezu tief. So ſchöne Dinge ſagte er von Zuhauſe. Und das Schönſte von Dir. Du wärſt ſo eine Art Sonntag für ihn. Alles Beſte von ihm gehöre Dir, und das hebe er für Dich auf. Du wäreſt, ſagte er, die Sparbüchſe ſeiner heiligſten Gefühle.“

„Der Schafskopf!“ Sie iſt böſe.

„Iſt das nicht 'n ganz gutes Bild? Und Du ſagſt Schafskopf. Aber es nützt ja ſchließlich alles nichts. Es kommt doch ſo, wie es kommen muß.

Oder willſt Du Dich etwa vom Eichhof wegheiraten laſſen?"

„Wenn Du das noch nicht weißt —"

„Na, alſo. Und einen, der hier nicht hergehört, auf den Eichhof hinaufheiraten, das tuſt Du auch nicht. Wer kommt denn hier in Frage? Der Dammerower? Säuft. Der Sohn von dem Schollenthiner? Sieht ſo aus, daß Du vor Lachen nicht Ja ſagen kannſt. Bleibt nur unſer Jochem."

„Sag' mal, Onkel Bolko, Du haſt ja wohl 'mal 'n Heiratsbureau gehabt?"

„Stimmt. In Milwaukee. Michigan Street. Twenty four."

„Richtig. Und willſt Du mir jetzt nicht lieber noch 'mal die Geſchichte von der weiß mit Oelfarbe angeſtrichenen Negerin erzählen? Sie kriegte achtzigtauſend Dollar mit, der Meſtize aber, der ſie gern haben wollte, hatte ſeiner Mutter auf dem Totenbett verſprochen, daß er nur eine Weiße heiraten würde. Was tateſt Du da?"

„Ach, liebes Kind, wenn ich all die Geſchichten, die ich erlebt habe, nun ſchon zweimal erzählen ſoll, dazu reicht ſelbſt meine Unſterblichkeit nicht aus. Aber ſieh doch" — ſie waren an den verwilderten Rand des Parkes gekommen — „ſieh bloß, was hier

für Wolfsmilch wächst. Das muß ich meinem Apotheker Lüdeke erzählen. Weißt Du, daß wir ein neues Enthaarungsmittel entdeckt haben?"

Er nimmt die Mütze ab und zeigt schmunzelnd seinen kahlen Schädel.

Sie kommen jetzt auf die Felder, Onkel Volko begleitet Ursula noch ein Stück. Dann nehmen sie Abschied voneinander.

„Ich fahr' nächstens in die Stadt," sagt er ihr zum Schluß. „Wegen der Kanalsache will ich mit der Regierung sprechen. Dann besuch' ich Dich."

„Das ist fein. Aber wer weiß, ob Du nicht plötzlich auf den Lofoten sitzst."

Langsam setzt sie allein ihren Heimweg fort.

Gräßlicher Onkel Volko! Wie der mit mir vom Heiraten spricht! Eigentlich hätt' ich ihm doch beizeiten den Mund stopfen müssen.

Gott, die Sache selbst liegt ja schließlich nicht auf dem Monde. Wie lange dauert's, da ist sie achtzehn. Genug Altersgenossinnen von ihr sind schon verlobt. Auch zwei in der Pension. Und daß da vom Heiraten geredet wird, ist geradezu gewöhnlich bis zur Langweiligkeit.

Aber Jochem —!? Sie hebt sich zu damenhafter Höhe.

Wenn Du auch tauſendmal das biſt, was ſie einen glänzenden Kavalier nennen. Und möglicherweiſe biſt Du auch noch mehr. Es wird ja genug Weſens gemacht von all Deinen ſchönen Gaben, Deinem Kunſtſinn, Deinen Verſen und Deinem Geigenſpiel.

Aber biſt Du ein Landmann? Das wirſt Du doch ſelbſt in Deinen ſtärkſten Stunden nicht von Dir behaupten.

Was ſoll man aber zu einem ſagen, dem einmal dieſes wundervolle Rotenmoor gehören wird, und der es dabei fertig bringt, kein Landmann zu ſein?

Sie ſummt und ſingt all das von ſich fort, was Onkel Bolko mit ſeiner Unverfrorenheit in ihr aufgeſtöbert hat, reckt ihren ſprießenden Leib und federt ſich im Schreiten, frohlockend geht ihr Atem.

Als ſie an den Kreuzweg kommt, von dem ein Richtſteig durch den Vorſprung des Königlichen Forſtes ſie am ſchnellſten nach Hauſe führt, macht ſie Halt und ſieht ſich noch einmal um nach dem Schloß von Rotenmoor.

Sie hat es gewußt, und richtig, da ſteht er und blickt ihr nach, Anſelm auf dem Dach ſeines Turmes.

Leblos iſt die Geſtalt, ein ſtarres, dunkles Bild auf lichtem Grunde. Ein Kirchenbild. Sein Umriß

ein flirrender Purpurſaum, zitternd wie Orgelklang. Faſt wie ein Heiligenſchein iſt das. Haſt Du das von Deinen frommen Studien, von Deiner Kirchengeſchichte und all Deinen geiſtlichen Büchern? Oder iſt Deine Blutbuche ſchuld daran?

Sei nicht ſo ein totes Heiligenbild! Sie nimmt ihr Taſchentuch und winkt ihm grell und laut.

Da wirft er den Kopf in die Höhe und ſtürzt an den Zinnenrand und reckt ſeine Arme hoch, die ſich nach ihr ſehnen. Glück und Kraft iſt der Purpurſchein, ein ſeliger Junge iſt das Kirchenbild.

Noch einmal winkt ihm Urſula. Und ſpricht leiſe dazu: „Leb' wohl, Du lieber Anſelm!“

7.

Zu Ende September kehrte Urſula, der Schule ledig, auf ihren Eichhof zurück und legte ſich nun als Herrin ins Zeug, mit allem Uebermut der Freiheit und ſehr wichtig kraft ihrer achtzehn Jahre.

Ihr Vater, aus der Höhe ſeiner klugen Güte, lächelte oft genug zu ihrer Betriebſamkeit. Vielfach tat ſie nur das ſchnell noch mal, was er und ſein Inſpektor in aller Ruhe erledigten. Aber mochte es ſein, doppelt reißt nicht, und jeder Menſch muß ſich austoben.

Die meiſten Leute ließen ſich auch von Urſula das ſcharfe Funkenſprühen ihrer Jugend ruhig gefallen, einige mit Knurren, andere auch wohl mit Schimpfen, alle aber verſöhnlichen Sinnes. Denn ſie hatte doch für alle ein warmes Herz, bloß der Arbeit galt ihre Hitzigkeit, nie kehrte ſie einen Hochmut gegen die Perſon heraus. Nur ein Weſen litt in dieſem Ueberbrauſen der Jugend Schiffbruch, das war die Hausdame Fräulein von Schmatt.

Urſula hatte ſich ſeit Jahren gegen ſie aufgelehnt, gegen ihre naßkalte Art, die von jeher dem Kinde geradezu weh getan. Wäre es noch klares, ſchroffes Eis geweſen, die Kleine hätte ſich eher damit abgefunden. Aber es war ſo etwas Laſches, Wäſſeriges und Weichliches in dieſer Kälte — neuerdings ſagte Urſula zu ihrem Vater: „Ich kann mir nicht helfen, wenn ich mit ihr rede, iſt es mir immer, als wenn ich in Schneewaſſer herumlaufe und hab' keine heilen Stiefel an.“

Herr von Eich verteidigte aus Bequemlichkeitsgründen die Stellung der Hausdame. Sie war ihm als Sekretärin unentbehrlich geworden. Kein Menſch hatte gegen ſchriftliche Arbeiten, inſonderheit gegen alles Briefeſchreiben eine größere Abneigung als er. Selbſt Urſula, ſein Töchterchen, mit dem ausgeſprochenen Schreibkrampf ihrer Seele kam ihm darin nicht gleich. Aber Urſulas ehrliche Feindſchaft war ſchonungslos.

Sie war wie der Frühling, ſie konnte das Dumpfe nicht leiden und trieb es aus im Sturm.

„Du ſollſt ſehen, Vater, einen herrlichen Erſatz ſchaff' ich Dir! Weißt Du überhaupt, wer Doria iſt?“

„Fiesko — Genua — Donner und Doria —“

„Nicht Donner und Doria, aber Dora Donner, die Schweſter von meiner Penſionstante. Und ab-

gekürzt natürlich Doria. Die ist ein großartiger Mensch, wenn sie auch ein bißchen viel in Orakelsprüchen macht. Die kommt gern zu uns und kann Schreibmaschine schreiben, und ich hab' sie lieb."

So kam denn Dame Doria ins Haus. Ein abgebrochener Riese, dachte Herr von Eich, als er die grotesk-plumpe Gestalt mit dem groben, fast männlichen Kopf zum ersten Male sah. Aber in den Augen war die ganze Pracht eines warmen, starken und klugen Frauenherzens. Da sagte er sich gleich, die halten wir fest.

Doria fügte sich leicht und glücklich in ihre neue Tätigkeit. Sie war selbst eines Landmannes Tochter und dem Landleben innig zugetan. Mit Ursula verband sie eine wachsende Freundschaft. Alle neckischen Stöße des jugendlichen Uebermuts nahm sie schmunzelnd hin. Seit ihrem Einzug war es auf dem Eichhof fröhlicher geworden.

Und Herr von Eich hatte für seine Arbeiten von dieser neuen Hausdame reicheren Gewinn. Von seiner Jugendzeit her waren chemische Studien seine Lieblingsbeschäftigung. Er hatte sich ein eigenes kleines Laboratorium gebaut, in dem nicht bloß Agrikulturchemie getrieben wurde. Er war Landmann mit einem leidenschaftlichen Fleiß des Alltags, aber seine Blicke hafteten nicht am Boden.

Und das neue Fräulein ſteht chemiſchen Unterſuchungen nicht fremd gegenüber. Jahrelang hat ſie mit einem Bruder zuſammengelebt, der vom Proviſor zum Univerſitätsprofeſſor emporgediehen iſt. An ſeinen Arbeiten und Erfolgen hat ſie mit Zärtlichkeit teilgenommen, noch heute unterrichtet er ſie von ſeinen Funden und Entdeckungen. Ihm verdankt ſie ein Kleinod, dem ihre ganze Andacht gehört und das ſie ihren neuen Hausgenoſſen erſt verrät, nachdem ſie Freunde geworden ſind.

An einem Oktoberabend kommt ſie damit heraus, und Herr von Eich gerät darüber in Ekſtaſe. Sie hat Radium in ihrem Beſitz, ein Körnchen nur, aber gleichviel, der Urſtoff iſt leibhaftig im Hauſe, und der Herr hat nichts davon gewußt!

Jetzt muß ſie ihr Heiligtum herbeiholen, und die drei ſitzen verſunken vor dem wunderbaren Kriſtall, winzig wie ein Sandkorn iſt es, eine Meſſingkapſel ſchließt es ein. Erſt ſchweigen ſie vor der Größe ſeines Geheimniſſes. Dann ſingen die beiden chemiſchen Geiſter in eifriger Wechſelrede das Lob ſeiner Kraft, wie zwei Lerchen, die jubelnd im Fluge ſich überſteigen, ſo überbieten ſich ihre preiſenden Worte.

Ein materielles Stück Ewigkeit ſei dieſes Korn. Das unerſchöpfliche Leben. Eine Lichtquelle aus ſich

ſelbſt, die nicht verſiegt. Eine elektriſche Kraft aus ſich ſelbſt, die nicht ſchwächer wird. Eine Wärmequelle, ein Ofen, der ſich ſelber ſpeiſt, ohne irgendeinen fremden Brennkörper, und ſeine Umgebung heizt. Denn auch die große Güte ſei in dieſem Stoff, der allem, was um ihn iſt, aus ſeiner Unerſchöpflichkeit mitteilt, von ſeiner Elektrizität, ſeiner Wärme und ſeinem Licht.

So preiſen die beiden vor Urſula die Allmacht dieſes Metalles. Und Herr von Eich fragt ſie: „Nun, Urſel, was ſagſt Du dazu? Iſt das nicht einfach das Auge des Weltgeiſtes?“

Urſula reckt ſich und lehnt ſich auf gegen dieſe Uebermacht. „Ach, ich weiß nicht —,“ ſagt ſie froſtig.

„Aber höre mal! Du haſt hier ein Körnchen vor Dir, das das Körnchen Wahrheit iſt!“

Sie macht ein ganz kindliches Geſicht, jetzt ſchneidet ſie eine höchſt unehrerbietige Grimaſſe. Und faſt in Zorn geraten ihre Worte. „Ich mag Euren Stoff nicht. Ich mag überhaupt ſolche Extrakte nicht. So 'was künſtlich Konzentriertes und Kondenſiertes oder wie Ihr das nennt. Und wenn man mir nun von ſo einem Stoff erzählt, daß er alles hat und alles kann, dann ärgere ich mich ganz einfach über ihn. Wie über einen, der ſich unangenehm wichtig macht.“

Ihr Vater lacht ſie leiſe aus, die Dame Doria erſchrickt ein wenig wie über eine Gotteslästerung. Urſula aber fährt unbekümmert fort: „Man ſoll lieber in die Sonne gehen. Und in den Wald. Da iſt der Urſtoff auch, aber lebendig und in Freiheit. Und nicht bloß Staub und in der Kapſel.“

Der Vater bewahrt ſeine lächelnde Güte. „Daß meine Urſel wiſſenſchaftlich geſonnen iſt, wage ich hiernach nicht zu behaupten,“ wendet er ſich an Doria. Und nun reden die beiden weiter von den Eigenſchaften des Radiums. Als es an den Tag kommt, daß größere Maſſen des Stoffes auf den Menſchen unfehlbar zerſtörend einwirken, daß, ebenſo wie Mäuſen die Nähe einiger Milligramm den ſicheren Tod bringt, der Menſch bei entſprechend vermehrter Quantität an dieſem Elemente ſterben muß, da ſchlägt Urſula funkelnden Auges auf den Tiſch und ruft in feindlicher Fröhlichkeit: „Das iſt recht!“

Als ſie mit dem Vater allein iſt, tut ſie doch dieſen etwas leichtfertigen Trotz von ſich ab, ſie wird nachdenklich und grüblerisch, ihrem Herzen freilich kommt der „Urſtoff“ damit nicht näher. „Sieh 'mal, Vater,“ ſpricht ſie, „ich bin in all dieſen Dingen ja ſo dumm und kann das nicht ſo ſagen, wie ich möchte — aber wenn das Radium nun wirklich das alles kann und tut, was Ihr ſagt, wenn Ihr damit

wirklich den Urstoff habt, damit ist doch noch lange nicht alles zu Ende."

„Wie meinst Du das?"

„Da hinter dem Stoff ist doch noch etwas. Er leuchtet mit sichtbarem und unsichtbarem Licht, er wärmt und ist elektrisch. Was ist nun aber dieses Licht, dieses sichtbare und unsichtbare, und diese Wärme und diese Elektrizität? Das haben wir doch damit noch nicht. Oder ist das dumm, was ich sage?"

„Das ist gar nicht dumm. Aber beruhige Dich doch einmal zunächst damit, daß wir bis zu diesem Stoff selbst gelangt sind. Nachdem wir ihn haben — ist jetzt nicht anzunehmen, daß er uns nun auch das Wesen seiner Eigenschaften enthüllt?"

„Und glaubst Du, er wird auch in all das hineinleuchten, was so unser Leben und unser Gefühl an Geheimnissen hat? In all das, was wir lieb haben und was wir nicht mögen — und warum das so ist? Und warum wir dies können und das nicht? Wie es kommt, daß Deine Hände das Quellwasser wittern und so etwas?"

„Ich glaube bestimmt, wir sind auf dem Wege auch zu diesen Toren."

„Und dann gibt es gar keine Geheimnisse mehr? Und jeder weiß alles von den anderen? Oder verstecken sich die Geheimnisse dann immer tiefer, und

es werden immer mehr, je mehr Wege die anderen zu ihnen finden?"

„Ich glaube, Kind, daß die große Klarheit auf uns und auf alles wartet," ſagt Herr von Eich in gläubiger Einfachheit.

Urſula zieht ſich zuſammen. „Das iſt alles ſo kalt und ſo hoch, ſo wie Winterhimmel."

„Nun ja. Der Menſchheit Erfüllung — die menſchliche Götterdämmerung. Nenn' es Tod."

Urſula ſinnt, und dann freut ſie ſich des Lebens.

„Nun ja, der Tod, der löſt ja wohl alle Rätſel. Und wenn es alſo keine Rätſel mehr gibt, dann kann die Menſchheit nicht mehr leben. Zum Leben gehören die Rätſel und die Geheimniſſe." Sie iſt ganz lebendig und froh. „Und meine Geheimniſſe gehören mir, und keiner ſoll mir da hineinſehen. Kein Fremder ſoll wiſſen, was ich von unſerem Eichhof am meiſten liebe und womit ich am liebſten verkehre. Von meinem alten Weidenbaum mit dem Herzen, das in der Nacht leuchtet. Und von meinem See im Walde."

8.

Am anderen Morgen in aller Frühe ritt Urſula aufs Feld, ſich nach der Kartoffelernte umzutun. Es nebelte ſtark, in dicken Schwaden wie Rauchwolken zogen die Dunſtſtreifen vor dem Sonnendämmer her. „Bob“, der Hunter, ſog rohrend den Qualm und ſtieß ihn ſchnaubend wieder aus, ſeine Ohren ſpitzte er den verflogenen Lauten entgegen, die mit geſpenſtiſchem Hall vom Kartoffelacker durch den Dunſt zu ihnen herüberwallten. Sehen konnte man noch nichts von den arbeitenden Leuten.

Als man ſich dann zu Geſicht bekam, trat der alte Statthalter, der hier die Aufſicht führte, zu dem Herrenkind. Sie ließ ſich von ihm mitteilen, daß die blaue Kartoffel doch beſſer lohnte, als es urſprünglich den Anſchein gehabt; dieſer Bericht gab ihr eine muntere Stimmung, die ſich nicht ſchöner als in einem herzhaften Morgenritt auskoſten ließ.

Sie nimmt ihren Bob an die Zügel und galoppiert über den Sturzacker, dem Wieſengelände

zu. Das Koppelrick — hinüber! Dann über den Wieſenbach. Schon lichten ſich die Nebelballen, ſchimmernde Spiele winden ſich hindurch und huſchen und lächeln. Als ſie die Wieſe hinter ſich hat, als ſie an dieſer Seite das Koppelrick nimmt und nun auf Weizenſtoppel kommt, als ſie hier den Hunter in Trab fallen und dann Schritt gehen läßt, reitet ſie in hellem Schein. Nur ein Schleier iſt noch um ſie und in ihrem Haar, ſonnenbeſäumt, ein Regenbogenſchimmer.

Als ſie ſo weiter zieht, fragt eine Stimme vom Waldrand her: „Wohin des Weges, Sonnenreiterin?“

Sie hält und wendet den Kopf. Ein ſtichelhaariger Griffon kommt liebenswürdig herangeſprungen, aber Bob iſt kein Hundefreund, er ſchnaubt grimmig zu der Annäherung und tritt nach dem Zutraulichen. Da pfeift ihn ſein Herr zurück, der jetzt ſelbſt mit langen Schritten ſich nähert.

Er reicht Urſula die Hand. „Ich wußte, daß ich Dich hier ſehen würde.“

Die Worte leuchten, und es leuchten ſeine Augen. Aber in dem Leuchten iſt ein Bewußtes, das geheimnisvoll tun möchte. Dagegen ſträubt ſich Urſula erheblich. Kurz und kühl fragt ſie den zur Jagd Gerüſteten: „Haſen, Faſan oder Hühner?“

Er ist klug genug, ganz sachlich zu werden: „Hühner. Ich weiß, es ist nichts Rechtes mehr da. Onkel Bolko hat hier wieder mal doll gehaust. Aber ich will vor allem den Hund erproben, ich glaub', er ist nicht ganz hasenrein."

Auf solche Weise findet er eher Gnade vor Ursulas Augen, und sie kann sich unbefangen nach ihm erkundigen. „Seit wann bist Du hier, Jochem?"

„Seit gestern abend. Hätt' ich Dich hier heut' morgen nicht gesehen, wär' ich mittags zu Euch gekommen."

Erst möchte sie ihm entgegnen: Aha! Ich denk', Du wußtest es genau, daß Du mich hier treffen würdest! Aber sie will nicht wieder in solches Spiel hinein, und als er so vor ihr steht, auf der hohen, schlanken Gestalt der feine Kopf, die Züge beinahe zart und just auf der Grenze der Männlichkeit, die Augen jetzt unbefangen und klar, ohne alle Blendmittel, da freut sie sich fast, wie hübsch er aussieht, und seine Gesellschaft ist ihr nicht unlieb.

„Wie lange bleibst Du?" fragt sie ihn.

„Einen Monat hab' ich Urlaub. So bald werdet Ihr mich nicht los. Dann wollt' ich eigentlich 'mal wieder nach Paris. Und von da — was die Hauptsache ist — nach der Provence."

„In der Provence? Was gibt's da groß — außer Provenceröl?“

„In den Tälern der Provence
Iſt der Minneſang entſproſſen —“

„Ach ja! Und Du biſt ja auch ſo eine Art Troubadour.“

„Die Sache iſt nämlich die. Alle Menſchen, die die Provence beſucht haben, ſind enttäuſcht. Grau und blaß ſoll das Land ſein, plump und nüchtern ſollen ſeine Linien ſein, hell, hart und hungrig die Farben. Nichts von Weichheit, von Sattheit und von Tiefe. Es gibt keine Träume in dieſem Lande, ſo ſagen ſie. Und hier iſt der Minneſang entſproſſen. Da kann etwas nicht ſtimmen, und danach möcht' ich gerne ſuchen.“

„Ihr Morveldts! Was Ausgefallenes müßt Ihr doch alle anſtellen! Sie ſchüttelt den Kopf, aber es iſt Anerkennung in den Worten, und er fühlt ſich gehoben.

„Erſt muß ich allerdings mit der alten Dame noch ein paar Rechenexempel löſen,“ ſagt er mit munterer Offenheit. „Das Manöver war diesmal 'n bißchen blutdürſtig.“

„Die Ernte iſt nicht berühmt dieſes Jahr. Raps war gut bei Euch — das andere —“

„Ja, leider. Und Mutter iſt recht harthörig geworden.“

„Du weißt ſie ja zu nehmen wie kein anderer. Uebrigens“ — ſie beißt ſich auf die Zunge.

„Sag's doch, Urſula!“ Seine Augen werden groß und bitten weich. Er ahnt eine Vertraulichkeit, ſie will ihm ſeine Verſchwendung vorhalten und möchte ihn zur Beſſerung ermahnen. Wie ſehnt er ſich danach, daß ſie in ſein Leben greift, ſie aber fühlt dieſe Sehnſucht, eben darum hält ſie ſich ſchweigend. Und jetzt iſt ſie ſchon wo anders.

„Ich will noch nach unſerem Forſt. Wir legen eine neue Schonung an.“ Sie reicht ihm die Hand zum Abſchied

„Willſt Du geradeaus?“

„Ja.“

Er überſieht das Gelände. „Was könnte man hier für eine großartige Jagd reiten.“

„Ja. Könnte man. Aber man tut's ja nicht. Mein Vater hat keinen Sinn mehr dafür. Und die anderen —? Na, denn alſo!“ Sie will fort.

„Nimm mich doch noch ein Stück mit. Ich ſuch' dann zuerſt da das Lupinenfeld ab.“

„Das Lupinenfeld?“ Urſula richtet ſich ſteil im Sattel auf. „Unterſteh' Dich!“ Er blickt ſie unſicher an. „Jochem, iſt das menſchenmöglich? Du

weißt nicht, daß das schon Eichhof ist? Du glaubst, das gehört noch zu Rotenmoor?"

„Ja," sagt er ehrlich. Seine treuherzige Ergebenheit will sie günstig stimmen. Aber nichts hält stand gegen die traurige Tatsache an sich. So weit ist es mit ihm, daß er seinen eigenen Grund und Boden nicht kennt! Kann man etwas anderes als Verachtung dafür haben?

Es zuckt ihr in den Muskeln, davonzusprengen und ihn stehen zu lassen. Aber dann sträubt sie sich gegen so viel Bitterkeit und Schärfe, und sie meint, sein Wesen gehe sie im Grunde ja nicht das geringste an. So findet sie einen gleichgültigen Abschied.

„Ja, ja, Ihr Morveldts, Ihr seid schon die richtigen Grenzjäger. Onkel Bolko hat auch bei uns gewildert. Auf unser Rübenfeld ist er übergetreten, unser Fehlandt hat's gesehen. Wenn Du ihn 'mal triffst, kannst Du ihm sagen, daß hier nicht die Prärien des Mississippi sind. Adieu!"

Sie galoppiert über das Stoppelfeld. Jochem schlingt all seine Blicke um sie mit einer wild flackernden Zärtlichkeit. So jung und so herbe, so hell, so federnd und so gerade! Und wie sie reitet! Mit allzu langen Zügeln auf der ebenen Bahn, so will es ihn bedünken, aber für den Hunter mag es das Richtige sein.

Jetzt verschwindet sie hinter der Waldecke. Als er sie nicht mehr sieht, löst sich die Spannkraft, mit der ihre Nähe und der Trieb, sie zu umwerben, sein Gesicht gestrafft und belebt haben. Seine Augen werden matt, in den Schläfen zittern unruhige Falten. Eine verdrossene Nachdenklichkeit hängt sich welk an seine Mundwinkel.

Er fühlt sehr deutlich, daß er keine Lorbeeren gepflückt hat. In dem Lupinenfeld hat er sogar eine grimmige Niederlage erlitten. Gut ist nur das eine, daß seine Unbefangenheit ihn nicht verlassen hat. Er weiß, was die im Kampfe mit der Frau bedeutet.

Ach, Ursula — und seine Züge befeuern sich wieder — so etwas Holdseliges wie Du, was tut man nicht alles für Dich! Heut' noch will ich mit Fleiß und Andacht die Gemarkung abschreiten und brav auswendig lernen.

Und dann — jetzt hat er sein Leuchten zurück — eine Jagd will ich Dir bereiten, so etwas sollen unsere Wiesengräben noch nicht bespiegelt haben. Die Ulanen sollen her mit ihrer Meute, und alle Gentlemänner der Runde, auch ihre Damen, soweit sie noch die rechte Puste haben, sollen in den Sattel. Ein Staatsfeld soll es sein, voll Schneid und bunt und reich an Bildern, auch an lustigen, etwas zum Jauchzen soll es werden und ein Erlebnis.

9.

Jochem pfeift ſeinem Hund und geht ſtracks nach Hauſe. Die Hühner und die Haſenreinheit ſind vergeſſen. In die benachbarte Garniſonſtadt zu den Ulanen will er. Er läßt ſich den alten Ruſhcutter ſatteln, den er mitgebracht hat. Das iſt ein zäher Fuchswallach, hatte in England eine leidliche Flachform, war dann aber als Steepler nichts nutz, auch nicht als Dienſtpferd, denn er ſpringt keine Gräben. Iſt aber auf der Chauſſee nicht tot zu kriegen und ſoll jetzt auf Rotenmoor als Wagenpferd ſeinen Hafer verdienen.

Zwei Tage braucht Jochem für die Vorbereitungen und Einladungen zur Jagd, am dritten iſt alles wohl beſtellt. Jetzt ſpricht er in Eichhof vor und bittet als die letzten Herrn von Eich und Urſula, der die Ueberraſchung gilt, um ihre Teilnahme.

Urſula freut ſich. Auch ihr Vater will dabei ſein. Zur Belohnung bitten ſie Jochem, den Abend bei ihnen zu verbringen. Er möchte ſich mit ſeiner Geige einfinden.

Als er am Abend erſcheint, iſt ſchon ein anderer Gaſt im Hauſe. Das trübt ſeine Stimmung, er hat an ſich als einzigen gedacht.

Bernd iſt der Beſucher, Jochem kennt ihn, ſie ſind als Zeugen bei einem Ehrenhandel miteinander in Berührung gekommen und haben ſich dann beim Oberförſter mehrfach getroffen.

Beide muſtern ſich, Urſula merkt es wohl, und ſie hat dabei luſtige Gedanken.

„Muſik ſoll heute gemacht werden," ſagt ſie jetzt. „Daß wir nicht bloß an Pferdebeine denken. Uebrigens, Herr Godenrath, Sie reiten doch auch?"

„Nun — ich bleibe notdürftig oben."

„Dann müſſen Sie unſere Jagd mitmachen, nicht wahr, Jochem?"

„Aber gewiß doch!"

„Je mehr, deſto beſſer," fügt Urſula unbefangen hinzu. Das klingt nicht nach perſönlichen Wünſchen, und Jochem wendet ſich höflich an Bernd.

„Als Veranſtalter bitte ich Sie alſo in aller Form, uns die Ehre zu erweiſen."

„Sehr freundlich. Ich denke, mein Bruder Oberförſter wird eins von ſeinen Kutſchpferden hergeben. Das iſt Reitpferd geweſen und iſt auch Jagden gegangen."

„Das ist wohl etwas gewagt. Und Ihr Herr Bruder tut's sicher nicht gern. Wenn Sie erlauben, mach' ich Sie beritten. Für unsere Rappstute Nachtschwalbe ist kein Reiter da, ich gönne ihr wieder einmal eine Jagd — es ist also lediglich Eigennutz!" Damit wehrt er liebenswürdig allem Dank.

„So, und nun zum Musikreiten," bittet Ursula ungeduldig. „Ich möchte Sie beide einmal zusammen spielen hören." Das hat etwas Prickelndes für sie, doch kaum, daß sie es weiß.

Sie sucht unter den Noten ein Schubertsches Duo hervor. Das kennen die beiden, und sie wollen es versuchen. Bernd setzt sich an den Flügel, Jochem stimmt seine Geige. Aber leider wird es nicht mehr als ein Versuch. Sie finden nicht den lebendigen Einklang, zu verschieden schwingen die Saiten ihres eigenen Wesens. Bernd ist gründlich und ernst, hier und da ein wenig trocken, seine Fittiche leuchten nicht in der Sonne, aber sein ehrliches Suchen trägt doch in die Höhe, und eine stillfrohe Beschaulichkeit seiner Art geht zu Herzen. Jochem aber freut sich an Glanz und an Künsten, um Gründe und Tiefen ist er unbesorgt, mit Klettern und Sprüngen ist er vertraut, der stete kraftvolle Aufstieg befreienden Wanderns und die stille Umschau vom Gipfel sind ihm fremd.

Bernd auch ein Pflichtmensch
hat den guten Willen, aber
kein großer Musiker
Jochem brilliant, ohne Tiefe

So kommen sie im Geiste nicht zusammen, die Hörer spüren es und sie selber spüren es auch. Doch bleibt Bernd sehr gleichmütig dabei, denn er weiß, es ist nicht seine Schuld, Jochem aber gerät in Verdruß, weil er fühlt, daß seine Wirkung ausbleibt.

Als dann jeder etwas Besonderes gibt, machen sie besseren Eindruck. Bernd spielt etwas „Wohltemperiertes" von Bach, hier leuchten große, erwartungsvolle Kinderaugen, alle haben daran ihre Freude.

Dann kommt Jochem, er singt auf allgemeines Verlangen französische Chansons und begleitet sie wie ein Straßensänger auf seiner Geige.

„Etwas, was ich voriges Jahr in Paris ausgegraben habe."

Tircis, je n'ose
Ecouter ton chalumeau
Sous l'ormeau,
Car on en cause
Déjà dans notre hameau.
Un coeur s'expose
A trop s'engager
Avec un berger,
Et toujours l'épine est sous la rose.

Hiermit hat er den stärksten Erfolg, und er ist stolz auf seine Ausgrabung.

Da ſagt Bernd, ohne ſich Schlimmes zu denken: „Das iſt ja das Lied, das Rouſſeau aus ſeiner Kindheit liebgewonnen hat. Es ſteht in ſeinen
1770 Bekenntniſſen.“ 1712–1778

Muß dieſer Stubengelehrte mit trockner Weisheit ihm den Staub von ſeiner Blüte ſtreifen!

Jochem hat ſich ernſtlich zuſammenzunehmen. Und noch mehr, als ſich Urſula mit dieſem höchſt überflüſſigen Doktor in ein Geſpräch über Bücher und papierne Dinge einläßt.

Er hat das letzte Wort heute abend.

Jochem iſt grimmig, als er nach Hauſe geht. Na warte, Du gelehrtes Huhn, Du lateiniſcher Reiter! Dich auf die Nachtſchwalbe zu ſetzen, die tadelloſe Springerin, das fällt mir nicht ein. Auf den „Ruſhcutter“ wirſt Du verladen! Ja, ja, das wirſt Du, und dann werden wir Bilder ſehen!

10.

Auf dem Schloßhof von Rotenmoor ist das Stelldichein zur Jagd. Wieder zieht ein Nebelmorgen herauf, windstill und lustlos die Luft, als wolle sie nicht aus dem Schlaf. Dann rieselt ein feiner Regen herab, doch ohne den Brodem aufzutrinken. Jochem murrt und wütet aus seinem Fenster in das elende Wetter hinein. Wenn den Nebel wenigstens der Satan holte! Es klopft an seine Tür. „Herein! Onkel Bolko! Hat mein Telegramm Dich glücklich gefaßt?“

„Na — eine Jagd in Rotenmoor ohne mich?“

„Jagd — wenn's draußen so bleibt, können wir Erlkönig spielen!“

„Es kommt Wind und bläst den Trödel weg.“

Onkel Bolko behält recht. Ein Ostwind macht sich auf und fegt die Luft rein. Doch bleibt der Himmel bedeckt.

„Mehr braucht's nun aber auch nicht zu pfeifen!“ klagt Jochem. „Bei scharfer Brise steht uns sonst

die Fährte nicht. Wer weiß, ob die Harrier von den Ulanen überhaupt für die Haſenſuche die richtigen ſind.“ Ein Jagdherr hat ſeine Not.

Nun kommt auch der erſte Gaſt, ein Gutsnachbar, Herr von Rombach. Im Dogcart kommt er angefahren.

„Was!“ ruft Onkel Bolko. „Nicht auf ſeiner alten hamſtermäuligen Zicke? Paß auf, der macht nicht mehr mit!

„Das gibt's nun nicht!“ erklärt Jochem, „den brauchen wir zu nötig.“

Der Mann klettert mühſam von ſeinem Fuhrwerk. Dick, blau und grauſam ſchwadronierend iſt er. Ein Kerl wie ein Pfund Blutwurſt, ſagen die Morveldts.

„Morgen! Morgen!“ brüllt er ihnen zu, denn er hört ſchwer. „Muß mir das gerade paſſieren! Wie ich heut' morgen meine „Cilly“ ſatteln laſſe — ſtocklahm iſt die treue Stute!“

„War ſie ja immer,“ grunzt Onkel Bolko.

„‚Mars‘ hat ſich noch immer nicht vom Huſten erholt und ‚Silberfaſan‘ iſt gebliſtert — ſagen Sie, iſt ſo was dageweſen? Hab' ich je bei einer Jagd gefehlt? Und heut' bin ich Kutſcher!“

„Vielleicht haben wir was für Sie!“ ruft ihm Jochem ins Ohr, und er hat ſeine Hintergedanken.

Wenn der Onkel ſich auf den dickköpfigen „Ugolino“ ſetzt — und ihm macht das nichts aus — wird die pullende „Nachtſchwalbe“ für dieſen Hinterherreiter frei.

„Nein, nein!“ wehrt die Blutwurſt, „jetzt — im letzten Moment — wie werd' ich Sie derangieren! Um keinen Preis! Ob ich's überlebe, weiß ich allerdings nicht. Sie können ſich denken, daß mir doll zumute iſt!“

Warum kann der alte Burſche das Schwefeln nicht laſſen! denkt Onkel Volko. Früher hat er ganz brav geritten, dann hat er die Nerven verloren, du lieber Gott, ſo iſt es vielen gegangen. Aber dann läßt man eben die Beine davon. Und er — er muß auf jeder erreichbaren Jagd ſich dem Volke zeigen, beim Stelldichein und wenn das Glück gut iſt, beim Halali, denn viele Wege führen nach Rom. Im Felde ſelbſt iſt er geheimnisvoll unſichtbar, dieſer wilde Jäger. Um ſo gegenſtändlicher aber wirkt er bei der Rückkehr mit.

„Morveldt, Sie kennen mich!“ ſchreit er den Onkel an. „Sie wiſſen, was das für mich bedeutet, hinter den Hunden!“

Ja, und möglichſt weit hinter ihnen, fügt der für ſich hinzu. Und denkt dann weiter: Jetzt würd' ich aber den großen Mund halten. Oder du wirſt auf

unſere Nachtſchwalbe geſetzt, die Stute geht ihren stride mit, ob Du willſt oder nicht, mit der kannſt du nicht, wie mit deiner krummen Cilly auf Umwegen herumlungern, und wir haben ſo die Freude, dich nach langen Jahren endlich wieder einmal in unſerer Mitte zu ſehen.

Jochem denkt jetzt endgültig dasſelbe. „Ich hab' ein Pferd für Sie! Tadelloſe Springerin —," ſo tröſtet er den Verzweifelten.

„Springerin — ſo — ach am Springen" — daran liegt mir nun gar nichts, will er ſagen, aber er begreift ſich — „ſpringen, unter mir ſpringt jedes Pferd. Und ich ſetz' mich auf jedes Pferd. Aber Sie kennen mich doch — nichts iſt mir ſo ekelhaft wie Naſſauerei. Wer zur Jagd kommt, ſoll auch ſeinen Gaul haben. Nein, nein, und jetzt, im letzten Moment, wo ſchon disponiert iſt —"

„Es bleibt dabei, Sie kriegen die ‚Nachtſchwalbe'!" entſcheidet Jochem. Er gibt einem Reitknecht Anweiſungen. Neue Gäſte kommen. Herr von Rombach liegt im Wurſtkeſſel und hat Nachtgedanken.

Da iſt Frau von Ellern, die beſte Reiterin in der Runde. Sie hat von der Entbindung ein verkürztes Bein und zeigt ſich ungern zu Fuß. Im Sattel iſt

sie fröhlich, hell klingt ihre mutierende Knabenstimme durch den Hofraum.

Ihr Mann wirkt wie ein Phänomen unter diesen norddeutschen Gesichtern. Halb geschlossen sind die schwarzen Augen, willenlos hängt der lange dunkle Schnurrbart herab, kroatisch ist der Schnitt seiner Züge. „Tag, Rattenmausfallenhändler!" So nennt ihn Onkel Bolko.

Und der dicke Dammerower kommt mit seiner ebenso dicken Frau, aber sie reiten beide mit Schneid, dann der lange Baron Santen mit seiner Schwester, einer übertränierten, verhungerten, fast albinohaften Blondinen, die schläfrig und ohne Wimpern ist.

Zu Fuß erscheint jetzt Bernd, den das Gespann seines Bruders hergefahren hat.

Sieht gut aus, sagt sich Jochem. Sein Anzug zeigt, daß er kein Sonntagsreiter ist. Nutzt ihm aber alles nichts, auf Rushcutter kommt er nicht mit. Ist so gut, als wenn er zu Hause bleibt. Aber erst soll er uns als Tierbändiger erheitern.

Und nun rücken die Ulanen mit ihrer Meute ein. Dreizehn Herren sind es, drei haben die Binde der Pikköroffiziere von Hannover, der Huntsman ist der vierzehnte. Gutgezogene Harrier, die meisten reichlich hoch, sind die Hunde.

Es gibt ein lebhaftes Sichbegrüßen. Faſt alle kennen ſich. Die meiſten haben ſich was zu fragen und zu ſagen. Die Pferde werden betrachtet, die Hunde werden gemuſtert. Der alte Streit, ob der kleinere Beagle oder der größere Harrier für die Haſenjagd geeigneter ſei, wird regſam aufgenommen. Onkel Bolko kämpft nachdrücklich für den Harrier: die Sache iſt doch einfach, je ſchwächer der „scent“ des Wildes iſt, um ſo ſchneller müſſen die Hunde ſein!

„Jedenfalls werden unſere Hunde für einen anſtändigen Galopp ſorgen,“ verſichert der Maſter, Herr von Neihaus, ein rotblonder, überlebensgroßer Rittmeiſter. Die Leitung der Jagd liegt in ſeinen bewährten Händen.

Dieſe Worte hört Herr von Rombach, der ſich an Bernd herangepürſcht hat. „Sie auch Infanterie? Sollen Sie hier auch erſt einen Gaul bekommen?“

„Ja, Herr von Rombach.“

„Ich laſſ' Ihnen die ‚Nachtſchwalbe‘ —“

„Aber ich bitte —“

„Ja ja! Für Sie iſt 'ne Jagd was Seltenes. Ich — was hab' ich für Jagden in meinem Leben geritten! Und dann die ‚Nachtſchwalbe‘ — ein Tier, auf dem nichts zu reiten iſt. 'n langweiliges, tod-

ſicheres Pferd. Macht mir keinen Spaß. Aber hier haben ſie ja lauter Lamas."

Bernd ſieht Herrn von Eich und Urſula auf den Hof reiten. Niemand hat ſo viel Glanz in den Augen wie ſie. Sie iſt die letzte, die kommt, es iſt, als ob alle nur auf ſie gewartet haben. Ihm erſcheint das als das natürlichſte Ding von der Welt. Auch daß Jochem ſie begrüßt als die Herrin über dieſen Tag.

Dann wendet ſich Jochem an die beiden unberittenen Gäſte. „Darf ich Sie alſo bitten, meine Herren."

Reitknechte halten die vier Pferde, die Rotenmoor für die Jagd ſtellt, im Hintergrunde bereit. Onkel Bolko beſteigt den Schweißfuchs „Ugolino", einen mächtigen Kaſten, prachtvoll iſt die Schulter, die Piephacke links ſtört nicht allzuſehr, den langſamen, verſchlafenen Augen ſieht kein Menſch den Verbrecher an.

Bernd wird auf „Ruſhcutter" genötigt, nach dem Gebäude das tadelloſeſte Pferd im ganzen Felde, Herr von Rombach klettert puſtend, da es nun mal nicht anders geht, auf die alte „Nachtſchwalbe", deren dallohrige Beſchaulichkeit ſein Mißtrauen nicht weſentlich beruhigt. Jochem reitet die kleine, aber drahtige Graditzerin „Lieſelotte".

Gleich geht die Reiſe ab. Noch hat Rombach Zeit, bei dem grauen, ſtupsnäſigen Futtermeiſter ſich nach der Geſinnung ſeines Reittieres zu erkundigen. „Gutwillig?“ — „Wie 'ne Fee, Herr Baron!“ — „Hart im Maul?“ — „Weich, Herr Baron. Wie 'n beſſerer Mädchenmund.“

Da ruft das Horn. Jetzt kommt Leben in die frommen Ohren der „Nachtſchwalbe“. Steil und ſtraff richten ſie ſich zu Ende. Hochbedenklich ſtarrt Rombach auf dieſe willensharten Ausrufungszeichen. Und die Stute zieht mächtig nach vorne, den Hunden zu. Das ſieht nicht nach „beſſerem Mädchenmund“ aus.

Jetzt kommt er neben Onkel Bolko. „Pullt wohl, die Stute?“ fragt er ihn.

„Die? Die kann der Papſt in ſeiner Sterbeſtunde reiten.“

„So? Hm — ſchade! Sie wiſſen doch, für Puller habe ich geradezu 'ne Leidenſchaft, wiſſen Sie doch —!“

11.

Sie reiten vom Hof in östlicher Richtung. Wenn sie hier anlegen, haben sie mehr als fünftausend Meter bis zum Forst, wohin der Hase erfahrungsgemäß trachtet. Ueber die großen Rotenmoorer Wiesen geht dann die Fahrt, auch über den vier Meter breiten Bach.

An ein kleines Lupinenfeld kommen sie. Hier haben Hasen ihr Lager. Ein Hasenfinder geht hindurch. Zwei Lampes fliehen auf. Der eine strebt nach dem Schloßpark, der andere läuft auf das Stoppelfeld nach den Wiesen zu, auf ihn läßt der Master anlegen.

Mit hellem Geläut ziehen die Hunde auf seine Spur. Das Feld setzt sich in Bewegung. Die Hunde halten die Fährte sicher und jagen schnell. Die Pferde müssen sich strecken.

An die sechs-, siebenhundert Meter Stoppelacker. Dann kommt ein kleiner Abhang, der zu dem Wiesengelände führt. Bisher hat sogar Rombach etwas wie

Freude gefühlt, großartig geht die „Nachtſchwalbe“, wenn auch nach eigenem Kopf, faſt wie in alten Zeiten iſt ihm zumut, aber der nahende Abhang macht ihm ſchon Kummer. Und nicht weit dahinter der erſte Graben —

Er will nicht vorn bleiben, aber die Stute weiß zu gut, wie man auf einer Jagd ſich anſtändig zu führen hat, ſie läßt nicht mit ſich reden. Verdammtes Vieſt — Mädchenmund — Papſt in ſeiner Sterbeſtunde — es wird ihm wirbelig zu Sinn.

Pruſtend galoppieren die Pferde den Abhang hinunter. Die „Nachtſchwalbe“ ſchnaubt vor Vergnügen. Auf der Wieſe verſchärft ſich die Fahrt. Da — kurz vor dem Graben, ziehen die Hunde ſeitwärts, dann kehren ſie um, dieſelbe Strecke — der Haſe iſt ſeine eigne Fährte zurückgelaufen.

Einige Reiter ſchießen zu weit vor. Auch Bernd kommt mit unerfahrenem Ungeſtüm der Meute zu nahe.

„Herrſchaften, bitte nicht auf die Hunde drücken!“ knarrt der Maſter

Jochem denkt, weil Bernd unter den Getadelten iſt: Ein ſchlechter Abgang für ihn. Denn hier vorm erſten Graben iſt ja ſein Reich zu Ende.

Die Hunde haben die Fährte nicht verloren. Lampe hat hier Winkelzüge gemacht. Dahinten iſt

er über den Graben gegangen. Die Hunde hinüber. Das Feld ihnen nach. „Nachtſchwalbe“ iſt unerbittlich. Rombach erblaßt, das heißt, er wird fraiſefarben. Jetzt ſpringt ſie. Er hindert ſie, da macht ſie einen Fehler beim Landen. Doch unwillkürlich ſitzt er den Rumpler aus und bleibt oben. Aber mit ſeiner Faſſung iſt es zu Ende.

Hinüber das Feld. Jochem blickt ſich um. Natürlich — da ſteht der „Ruſhcutter“ vor dem Graben und bockt. Der einzige, der nicht mitgekommen iſt. Nun, dann Adieu, Herr Godenrath!

Aber Bernd läßt nicht locker. Grimmig ſchnellt ihm das Blut zu Kopf. Doch Sporen und Peitſche nützen nichts. Das Vieh ſteigt, aber es ſpringt nicht.

Ich will mit und muß mit! Dann wird alſo gekrochen. Mühe über Mühe, endlich zwingt er den Gaul hindurch. Nun die Sporen in die Rippen, und dann iſt er wieder am Felde. Jochem hat ein langes Geſicht. Nun, es gibt noch mehr Waſſerpartien. Und dann werden wir ſeh'n.

Abſeits ſchwenken die Hunde wieder. Eine Wieſenecke iſt als Koppel eingefriedigt. Darüber geht jetzt die Jagd. An dem Rick verſieht es eins von den Ulanenpferden. Der Reiter iſt aber gleich wieder im Sattel. Um die Koppel ließe ſich herumreiten, aber keiner tut es. Rombach will es, aber die „Nacht-

ſchwalbe“ tut es nicht. Unergründlich ſtöhnt er, als ſeine Stute ſpringt. Und ſtöhnt nochmals unergründlich, als es wieder aus der Koppel herausgeht. Nachher hat er geſagt, es ſei vor Entzücken geweſen.

Und nun kommt es. Auf den großen fließenden Wieſenbach geht es los in greifender Fahrt. Das iſt ja einfach ein Fluß, wie der Amazonenſtrom!

Die Fährte geht bis hart an den Rand. Lampe iſt alſo ins Waſſer ſpaziert. Vermutlich hat er ſich eine Strecke abwärts treiben laſſen.

Der Maſter läßt ſtoppen. Der Huntsman ſpringt über den Bach, ſein Gaul fällt in die Knie, aber er reißt ihn wieder in die Höhe und bleibt im Sattel. Die Hunde ihm nach.

Sicher iſt die Sache nicht. Möglicherweiſe iſt der Haſe an derſelben Seite wieder ausgeſtiegen. Einem Parforcehaſen iſt alles zuzutrauen. Aber da — zwei Hunde ſprechen drüben die Fährte wieder an, dreißig Meter iſt er geſchwommen, dann hat er ſich jenſeits weiter auf die Beine gemacht.

Läutend liegt nun die Meute wieder auf ſeiner Spur.

Jetzt hebt der Maſter den Arm. Jetzt auch das Feld hinüber. Das iſt ein Sprung — darin iſt Seelenfreude. Wie blitzt es in den Augen von Roß und Reiter. Wie jauchzen die Sinne im weiten

Fluge. Wie brauſt die hohe Luſt den Fliegenden um die Ohren. Und Jochem fühlt bei dieſem Sprunge: eigentlich iſt es doch 'ne Gemeinheit, daß ich dem andern den „Ruſhcutter" gab!

Drei fallen hin, zwei kommen gleich wieder auf die Beine und in den Sattel. Mehrere rumpeln, Frau von Ellerns Rappe gerät wie vorhin das Pferd des Huntsman auf die Knie, aber auch ſie bleibt oben, auch „Bob" macht hier einen ernſtlichen Fehler, doch verſammelt ihn Urſula wieder ſehr geſchickt, Onkel Bolko, der trotz des immer noch heftig zur Seite bohrenden „Ugolino" für alles Augen hat, ruft laut ein „Bravo" hinter ihr drein.

Der dritte der Gefallenen iſt Herr von Rombach. Seine auseinandergegangenen Nerven ſtörten die brave Stute ſo ſchlimm, ſie konnte nicht wie ſie wollte, ſie mußte mit den Hinterfüßen ins Waſſer geraten. Sie überſchlägt ſich nach hinten, fällt in den Bach und ſpült ihren Reiter von ſich ab. Dann klettert ſie allein ans Ufer, ſchüttelt ſich und wartet auf ihn. Aber er kommt nicht.

„Ruſhcutter" iſt wieder ſtehen geblieben und führt die alten Tänze auf. Bernd iſt wütend mit ihm beſchäftigt. So bemerkt er nicht gleich, daß Rombach beharrlich im Waſſer bleibt. Der liegt dicht am Rande auf den Knien, juſt ragt die Naſenſpitze

über die rieſelnde Flut. Hier wird Hilfe gebraucht, Bernd ſteigt ab und zieht ihn heraus.

„Haben Sie ſich 'was getan?“

Der andere puſtet bloß und ſetzt ſich ins Gras. „Nachtſchwalbe“ trabt jetzt am anderen Ufer her, ſie wiehert leiſe und lockt, einen Reiter will ſie haben. Das Feld iſt noch nicht weit, ſchräg zur Seite läuft die Spur, die meiſten können ſehen, was hier am Bache geſchieht.

Bernd will dem Geſcheiterten auf die Beine helfen, aber der will ſitzen bleiben, er markiert einen Schlaganfall. Da gibt Bernd dem Sitzenden die Zügel ſeines „Ruſhcutter“ in die Hand, daß der Gaul nicht herrenlos bleibe, ſpringt in den Bach, wirft ſich halbſchwimmend hindurch, langt ſich die ungeduldig ſchnaubende „Nachtſchwalbe“, ſteigt auf und jagt dem Felde nach. Und lacht — lacht, daß er den waſſerſcheuen Schinder los iſt!

Die meiſten haben es geſehen, auch Jochem. Urſula nicht, ſie hat erſt ſpäter davon ſagen hören. Jochem aber ärgert ſich, erſt über Bernds Entſchloſſenheit, dann über ſich ſelbſt. Daß er ſo heimtückiſch gegen einen tüchtigen Kerl geweſen iſt. Und er nährt ſeine Reue und fällt dabei in Weichmut und Ueberſchwang.

Urſula hat nur Sinn für den Ritt und ſeine brauſende Luft. Wie freut ſie ſich an ihrem „Bob", mit jedem Galoppſprung wird der ruppige kleine Kerl tatenluſtiger. Vor jedem Hindernis muß ſie lachen, wie er dagegen anzieht, je knuffiger ſie ſind, deſto wohler wird ihm. Aus reinem Uebermut wechſelt er oft ein paarmal hintereinander die Beine. Da ſoll man nicht lachen, da ſoll man nicht in die Wolken gehen!

Kein Pferd im Felde, mit dem ſie tauſchen würde. Nicht mit Jochems „Lieſelotte", der behendeſten Springerin, die ſich öfters an ihrer Seite findet. Nicht mit dem edelgezogenen Schimmelwallach der Baroneß Santen, der ganz wie ein Araber ausſieht und wendig iſt wie ein Windſpiel.

Sehr brav hält ſich auch ihres Vaters alter „Kolkrabe", der den Kopf ſehr tief trägt — erſt hatte ſie Angſt, wie er ſo, die Naſe auf dem Boden, gegen die Hinderniſſe losging, vor jedem Sprung aber richtete er ſich blitzſchnell auf, und nie machte er einen Fehler. Mehrmals nicken ſie ſich zu, der Vater und ſie. Auch er iſt gehoben und herzhaft froh.

Dann und wann muß ſie Onkel Bolko bewundern, wie er den „Ugolino" meiſtert. Jeder Sprung mit ihm iſt ein Kunſtſtück. Immer wieder will der Fuchs nach links ausbrechen, aber ehe er noch ſich

hat feſtmachen können, iſt er ſchon abgefangen, und nun muß er auch hinüber.

Noch immer ſind ſie auf Rotenmoorer Grund. Das flüchtige Wild wird hier und da deutlich ſichtbar. Noch hat es einen großen Vorſprung, und der Wald, dem es zuſtrebt, iſt nicht mehr weit. Herr von Eich ſchätzt die Strecken. „Den kriegen wir nicht," iſt ſeine Meinung.

Die Angſt vor einer Fehljagd teilt ſich allen mit. Auch der Huntsman wird haſtig und befeuert die Hunde.

Die Wieſe geht zu Ende, dahinter die Landſtraße, weidenbeſäumt. Zwei lohnende Gräben. Dann noch tauſend Meter Stoppelfeld bis zum Holz.

Fieberhaft flattern die Herzen. Schaffen wir es auch? Wir müſſen! Wir müſſen es.

Jetzt ſieht man immer genau den fliehenden Haſen und behält ihn im Geſicht. Er iſt abgehetzt und müde. Immer kürzer werden ſeine Sprünge. Schneller ſind die Hunde, ſie kommen ihm näher und näher, jetzt ſehen auch ſie das Wild ganz deutlich, und es wird eine ſtürmiſche Hatz.

Die Jäger frohlocken, Herr von Eich berichtigt ſeine Schätzung. Immer dichter rücken die Hunde

auf, immer näher das galoppierende Feld. Die Ungeſtümen geraten zu nahe an die Hunde, die knatternde Stimme des Maſters warnt und befiehlt.

Der vorderſte Hund iſt keine vier Pferdelängen mehr hinter dem Gehetzten. Bis zum Rand der Bäume ſind es noch an die hundert Schritt.

Drei Pferdelängen noch — und nur noch zwei — ſchon will der Huntsman eingreifen, da ſchlägt Lampe ſeinen Haken. So viel Kraft hat er doch noch. Die Hunde ſchießen weiter. Mehr als zwanzig Längen hat der Flüchtige gewonnen. Aber was ſoll ihm das auf die Dauer nützen?

Ah — wohin — wohin denn jetzt? Was will er denn da?

Er ſtrebt nicht mehr dem Gehölz zu. Auf dem Felde liegt ein Steinhaufen, ginſterbewachſen. Der iſt ſein Ziel. Aber der wird ihn nicht ſchützen!

Schon ſind die Hunde wieder bei ihm. Da erreicht er das Geröll. Und iſt verſchwunden. Verkrochen — er muß ſchon wieder 'raus! Aber er bleibt verſchwunden. Kaninchen bauen hier. In dem Röhrengang iſt er gerettet.

Bellend, heulend, winſelnd überflutet die Meute den Hügel. Lampe iſt von der Erde verſchluckt und in Sicherheit.

„Na, denn nich!“ ist des Masters Losung. Sie lassen die Pferde verschnaufen, auch die eigenen Lungen. Viele haben es sehr nötig. Es waren reichlich fünftausend Meter so gut wie ohne Stopp in tüchtiger Fahrt. Fehljagd — daran ist nun nichts zu ändern.

Sie trösten sich. Gruppen haben sich gebildet. Die Pause wird mit Scherzen ausgefüllt, mit Komplimenten ins Gesicht und kleinen Bosheiten hinter dem Rücken, mit dem Austausch von Pferde- und Hundegedanken. Der Master ist stolz auf seine Meute. Herr v. Ellern, der mit dem Harrier nichts im Sinne hatte, bekennt Onkel Bolko reumütig seinen Irrtum. Der aber ist schon nicht mehr bei der Sache. Er will mit Herrn v. Santen, auf dessen Gut Solquellen entdeckt sind, ein Solbad gründen.

Nur ein teures Haupt fehlt im Felde, Herr v. Rombach. Man gedenkt seiner mit lachendem Bedauern.

Viel wird jetzt über Bernds Pferdewechsel gesprochen. Einer von den Ulanen kennt den Rushcutter und weiß von seinen Mucken. So erfährt auch Ursula von dem Geschehenen.

Längst hat Jochem Bernd beiseite gezogen. Es sprudelt nur so aus ihm heraus. „Einen dummen Scherz hab' ich mir mit Ihnen erlaubt Einen sehr

dummen. Sie dürfen mir nicht böse sein. Ich hab' Sie als Reiter zu wenig ernst genommen. Nun haben Sie mich so beschämt. Geradezu niederträchtig war der Streich — aber nicht wahr —"

„Die Sache ist erledigt," sagt Bernd einfach und reicht ihm die Hand. Jochem schüttelt sie mit der Hingabe einer geradezu leidenschaftlichen Versöhnlichkeit.

Ursula hat zu den beiden hinübergeblickt. Sie spürt das Maßlose des Umschwunges und schüttelt den Kopf dazu. Erst will Jochem den anderen lächerlich machen, und jetzt kniet er beinahe vor ihm hin.

„Wollen wir denn noch mal?" Der Master winkt den Herrschaften, sich bereit zu halten. Ein zweiter Hase soll aufgespürt werden. Vielleicht gelingt dieses Mal die Jagd.

Hasen gibt es hier genug. Drei, vier hat man in den Runkelrübenschlag spazieren sehen. Es kommt nur darauf an, das Wild nicht in das nahe Holz zu lassen.

„Jetzt 'mal 'n bißchen Generalstab, meine Herrschaften, Schlachtplan!" befiehlt der Master. „Stellen sich da bitte in einer Kette vor dem Walde auf! Zwei von den Herren bitte absteigen und als Hasenfinder in die Rüben."

So geſchieht es. Gleich wird ein Haſe flüchtig, tritt auf das Stoppelfeld, macht eine Wendung zum Holz, wird von der Kette geſcheucht, kehrt um und läuft feldein. Schnell hat der Huntsman die Hunde auf ſeiner Spur. Sie geben Hals, hell iſt das Geläut, freudig beginnt die neue Jagd.

Sie führt das Feld in anderes Gelände, in eine Wieſe geht es, mit Moorgräben. Hier gibt es eine reichliche Anzahl Stürze, als die Mohren kommen ein paar wieder zum Vorſchein. Dann geht es auf die Chauſſee los. Schwer iſt der Sprung vom Acker über den erſten Graben auf die höhere Straße, viele von den Reitern kriechen lieber hindurch, auf der anderen Seite von der Chauſſee hinunter auf den Acker ſpringt es ſich leichter

Die Fahrt nimmt die Richtung nach Eichhofer Gebiet, noch ſind ſie immer auf Rotenmoorer Boden. Jetzt geht es durch einen Luzernenſchlag. Gut, daß der nicht unſer iſt, denkt Urſula bei dem Schaden. Wenn Frau Morveldt das ſähe, gäb's ein Himmeldonnerwetter.

Auf die Eichhofer Wieſen geht es los, dahinter ſind Felder. Eine Meile iſt es bis zur Königlichen Forſt. Wenn die Hunde die Fährte halten, iſt der Haſe geliefert.

Und dieſer ſoll und muß daran glauben. Alle ſind mit ihrem ganzen Willen bei der Jagd. Leicht ſind die Sprünge. Prachtvoll federt der Wieſengrund. Das Reiten iſt ein Jauchzen.

Auf die Felder nun. Sie haben das Wild vor Augen. Die Jagd wird zur Hatz, die Luſt wird zur Wut. Grauſam funkeln die Sinne.

Die Stoppeln hören bald auf, ein Schlag von Zuckerrüben zieht ſich hin, dann kommt Sturzacker. Wenn nicht in den Rüben, ſo in dem Acker wird das Wild geſtellt.

Schon ſchlagen die Herzen Halali. Da wirft Urſula mit wildem Stoß ihren Hunter vor das Feld, ſtürmt auf Teufelholen davon, iſt bei den Hunden, ſchreit mit überſchnappender Stimme „Halt!“ und wendet und ſteht und hebt die Hand und ſchreit aufs neue: „Halt! Nicht — nicht in unſere Rüben! Das — gibt es nun nicht!“

Der Huntsman und die Meute ſind ſchon in dem Rübenfeld, ein paar Reiter wollen ihnen nach. „Ich will es nicht!“ ſchreit Urſula mit wildem Zorn. Da muß der Jagdherr lächelnd Halt gebieten.

„Rumreiten können wir nicht!“ ruft leidenſchaftlich Herr v. Ellern. Viele murren laut zu dem unſportlichen Eingriff. Auch dieſe Jagd iſt eine Fehljagd, auch dieſer Haſe iſt in Sicherheit.

Die Verſtimmung hält eine Weile ſtand. Urſula macht ſich nichts daraus. Herr von Eich freut ſich ganz herzhaft und unbekümmert über ſein Mädchen. Er ſagt, daß er für ſein Teil den Flurſchaden gern mit in Kauf genommen habe, aber ſeine Urſel habe eben auch ein Wort mitzureden.

Dann gewinnt das Schmunzeln die Oberhand, und Onkel Volko ſpricht das befreiende Wort:

Wir ſind hüben,
Er iſt drüben,
Und dazwiſchen Zuckerrüben.

Nun freuen ſich alle. Und als der Maſter abblaſen läßt, iſt keiner mehr böſe.

12.

Als sie heimreiten und das allgemeine Urteil sich dahin ausspricht, daß es doch sehr schöne Ritte gegeben habe und alles in allem eine wohlgelungene Jagd gewesen sei, fehlt kein teures Haupt mehr in den Reihen. Wie Herr von Rombach es unbemerkt angestellt hat, weiß niemand: auf dem letzten Drittel des Weges ist er auf „Ruschcutter" mitten unter den Reitern. Und stolz trägt er sein Haupt.

Die Alten, die ihn kennen, nicken sich zu und grienen. Doch schonen sie ihn vor den jungen Ohren.

Er reitet zwischen zwei Ulanen. Er erzählt ihnen: „Nun hat er doch gemußt! Ich hab' mit dem früheren Reiter getauscht — wissen Sie, meine Herren, das Luder wollte keine Gräben springen. Wollte einfach nicht. Aber bei mir kommt er mit so 'was nicht durch. Künste hat's ja gekostet. Aber schließlich ist er denn doch gesprungen. Tadellos, meine Herren, tadellos!" Sie haben getan, als glaubten sie es, und er ist glücklich gewesen.

Urſulas Erregung ſinkt zu einer Mißſtimmung herab. Gleichgültig iſt es ihr nach wie vor, daß ſie den Sport verdorben hat, gleichgültig ſind ihr die wiederholten ſpöttiſchen Blicke aus den wimperloſen Augen der verhungerten Baroneß. Aber ſie würde jetzt doch gern jemanden bei ſich gehabt haben, der ſie ganz verſtanden und ihr kräftig zugeſtimmt hätte, ihr zugejubelt mit Leidenſchaft und Inbrunſt. Anſelm — ja, der hätte das getan! Und der fehlt ihr. Die anderen hier, fremd, fremd ſind ſie ihr alle.

Bei Bernd — auch bei ihm hat ſie dies gemeinſchaftliche dumme Lächeln wahrgenommen, in dem etwas wie Milde gegen ihre große Jugend mitſprechen will, etwas wie Mitleid mit einer Naivität. Oder gar eine Verhöhnung hausbackener Sparſamkeit. Dumm und ärgerlich iſt dieſes Lächeln.

Und Jochem ſtellt ſich noch törichter an. Er hat wieder ihre Seite gewonnen und ſpricht leiſe zu ihr: „Es tut mir ſo leid, daß ich Dir kein Halali bieten konnte.“

„Das iſt ja wohl meine Schuld geweſen.“

Sie ſpricht kühl, ein wenig von oben herab. Sie will es nicht von ihm hören, daß er die Jagd für ſie veranſtaltet hat. Jetzt nicht — und überhaupt nicht.

„Ja — weißt Du, da ich nun 'mal zu der Jagd eingeladen habe, wär' ich natürlich auch für den

Flurſchaden aufgekommen.“ Er denkt ſich nichts Schlimmes dabei, ſie aber wird biſſig.

„Die Rüben ſind meine Freude, weil ſie ſo gut ſtehen — das iſt es! Und ſo 'was iſt nicht mit Geld abzumachen. Im übrigen würdeſt Du es ja nicht bezahlen, ſondern Deine Mutter. Und wie ſie darüber denkt, das wiſſen wir!“

Rot ſteigt es ihm zu Kopf. Sie weiß, wie empfindlich er iſt. Aber Schwäche macht ſie nicht gnädig, und der Hieb tut ihr nicht leid.

Jochem verwindet ihn bald. Größer als ſeine Weichheit iſt ſeine Phantaſie. Und ſeine Frauenkenntnis ſouffliert ihm, daß ſolche Gereiztheit kein übles Zeichen ſei.

Das Jagdfrühſtück, bei dem Frau von Morveldt kühl, wie es ihre Art iſt, doch gaſtfreundlicher als gewöhnlich die Honneurs macht, findet Urſula wieder in Fröhlichkeit, und Jochem darf ſich liebenswürdig um ſie beſchäftigen.

Muntere Geſchichten plaudert er. So iſt er kaum anders als lachende Natur, und wer ihm zuhört und zuſieht, hat ſeine Freude. An Scherzworten fehlt es ihm nicht. Einen breiten Oberleutnant, der ſich dadurch beliebt zu machen ſucht, daß er ewig aus Wilhelm Buſch zitiert, nennt er den Zieten aus dem

1832–1908

Buſch. Einen wunderhübſchen puppenhaften Ulanen führt er dann Urſula vor, den mag er beſonders gern. Eine krähende Hahnenſtimme hat der Kleine, den „Monokel-Gockel“ hat ihn der wortfrohe Jochem getauft. „Leute, die mit dem Monokel nieſen können, gibt's viel. Aber mein kleiner Rolf iſt ſo, der kann nicht nieſen ohne Monokel!“

Leichtgeſtimmt hört Urſula ſeinem Getändel zu. Daß ſie mit ihm geht, gibt ſeinem Weſen tieferen Schein. Und ſein Selbſtgefühl darf die Flügel ſchlagen.

Gern leiht er immer aufs neue wieder Bernd, der ſich ſtill für ſich hält, von der Fülle ſeiner eigenen Beleuchtung. Mit Zärtlichkeit geradezu überflutet er ihn aus ſeinem Ueberſchwang.

Ein glänzender Wirt iſt Jochem. Bis in den ſpäten Nachmittag dehnt ſich die Sitzung. Mehr als einmal möchte Urſula fort. Ihre Arbeit ruft nach ihr. Aber da, wo ihr Vater ſitzt, hat ſich etwas wie ein landwirtſchaftlicher Kongreß zuſammengetan, und der läßt ihn nicht los.

Als Urſula wieder einmal drängt, beſtürmt ſie Jochem: „Das darfſt Du mir nicht antun! Erſt müſſen die andern weg ſein. Wir bleiben dann

noch eine Weile beisammen, nicht? Ja, ja — das tust Du aus alter Freundschaft."

Es ist so ein ehrlicher Sturm in seinen Worten, und seine Augen verzichten dabei ganz auf ihr bewußtes Zauberspiel und ihre Rattenfängerweisen, sie zuckt nur die Achseln, sie weist ihn nicht zurück. Sie meint auch, daß es sich alles in allem hier noch ganz gut eine Weile leben lasse. Denn amüsant ist die Gesellschaft. Und sie ist zum ersten Male Dame.

Sie freut sich ohne Sträuben, daß mit Jochem ein großer Teil der Gesellschaft sich um niemand anders dreht als um sie. Und freut sich über die grünlichen Stichflammen in den wimperlosen Augen der verhungerten Baroneß.

Dann brechen die Ulanen auf. Der Master Rittmeister von Niehusen verabschiedet sich von Ursula mit besonderer Aufmerksamkeit. Er bittet sie, doch mit ihrem Vater an der nächsten Jagd des Regiments teilzunehmen. Sie wartet darauf, daß er, der Herr über die Jagden, ihre Flurschadengesinnung berühren könnte, ihre ganze Schlagfertigkeit ist mobil gemacht. Aber sein Takt denkt nicht an unzarte Neckereien.

Von den anderen Gästen schließen sich die meisten sofort den Ulanen an. Auch Herr von Rombach.

Er hat in einem Kreiſe der jungen Herren geniſtet und hier wahre Rieſeneier von Erinnerungen ausgebrütet. Der Burgfrieden hat ihn geſchützt. Neuerdings aber fängt Onkel Bolko an, unangenehm witzige Blicke auf ihn zu richten. Da geht er lieber mit ſeinen Freunden.

Auch Bernd verabſchiedet ſich unter den erſten. Mit Urſula iſt er nur wenig zuſammengekommen. Er hat keine Freude daran, einer von vielen zu ſein. Als er ihr jetzt Lebewohl ſagt, drückt ſie herzhaft ſeine Hand und bittet ihn, recht bald nach Eichhof zu kommen.

Nach und nach ſind alle gegangen. Nur Herr von Eich und Urſula ſind geblieben. Sie begeben ſich ins Wohnzimmer. Frau von Morveldt beſpricht mit dem Nachbar eine neue Weganlage. Onkel Bolko hat ſich zu einer Korreſpondenz in Salz und Sole zurückgezogen. Jochem ſteht mit Urſula in einer Fenſterniſche.

„Nun ſollte man noch lange ſtill zuſammen bleiben," ſagt er. „Wenn alle fort ſind, iſt es Dir dann nicht auch immer wie nach einem Gewitter? Das reine ſchöne Ozon. Freude macht dann das Luftholen!"

„Je weniger aber atmen, um so länger hält das Ozon vor," entgegnet sie mit unfreundlicher Logik.

Er will nicht darauf achten. „Weißt Du, was ich jetzt tue? Alle Rosen hol' ich aus unserem Treibhaus. Da in unserem kleinen Salon schmücken wir einen Tisch. Meine neuen Trinkgläser — Du sollst sie sehen, die ich mitgebracht habe — Kelche sind es, wirkliche Kelche, aus denen es wirklich blüht. Und jeder ist anders, für eine andere Blume. Und sie klingen wie von selbst. Das ist ein Trinken, sag' ich Dir! Und ein Mahl soll es werden, wir selbst schmücken uns festlich und kommen wieder zusammen. Nicht wahr, Ihr schenkt mir diesen Tag!"

„Das wird nichts werden, Jochem. Vater ist bei den Rechnungen. Er wär' beinahe gar nicht mit zur Jagd gekommen. Und überhaupt müssen wir jetzt gehen, wir kriegen heut' nachmittag sieben neue Starken."

„Ich sprech' von Rosen, und Du denkst an Starken."

„Ja, Jochem. Und Du solltest auch mehr an so 'was denken."

„Ich kann jetzt nicht allein bleiben — wenn Ihr nicht hier sein wollt, darf ich dann heut' abend 'mal zu Euch hinüberkommen?"

„Gewiß.“ Sie will es dabei bewenden laſſen, aber ſeine Augen fangen an, höchſt zärtliche Sprünge zu machen. Da ſetzt ſie hinzu: „Ich werde auch Herrn Godenrath Beſcheid ſchicken. Ihr ſeid ja ſehr gut miteinander. Und ich möchte ſo gern wieder Muſik haben.“

Im ſelben Augenblick ruft Frau von Morveldt ſie zu ſich. Sie hat von der Verheerung in Jochems Augen nichts geſehen.

Gleich darauf verabſchiedet ſie ſich mit ihrem Vater. „Wir ſehen uns alſo heute abend noch,“ ſagt ſie zu Jochem, als ſie ihm die Hand gibt.

Er verneigt ſich und ſpricht kein Wort.

13.

Jochem lag in ſeinem Zimmer auf dem Ruhebett. Wie welk hing der rechte Arm zur Seite herab, die Finger krochen matt in dem Pantherfell am Boden herum.

Er hatte ein paar Stunden wirr geträumt. Eine Flaſche Sherry war die Genoſſin ſeiner Einſamkeit. Ein halbgeleertes Glas ſtand auf dem japaniſchen Rauchtiſch neben ihm. Er nahm es und trank den Reſt. Vom Träumen und von dem, was ſeiner Träume Urſprung war, lag es ihm wie ein dumpfig öder Geſchmack auf der Zunge.

Der Sherry half ihm wenig. Er nahm ſich eine Zigarette, ſie ſchmeckte ihm nicht. Vielleicht tut's eine Henry Clay. Aber auch die verſagte.

Haſchiſch brauchte man jetzt. Auf flimmernden Zirruswolken hinzittern durch die Räume. Hinein in den Rauſch Deiner Roſen, roſenfingrige Eos! In

allen Fibern ſchwirrt ein endloſer Schauer, des zärtlichen Duftes blaſſe Muſik — —

Haſchiſch! Heiliger Baudelaire, bitt' für mich!

Weißt Du, was Du mir zuleide getan haſt, Urſula? Ich glaube, Du weißt es nicht. Stränge wie ein Bauernmädchen haſt Du. Was kümmern Dich meine zuckenden Faſern!

„Ich werde auch Herrn Godenrath Beſcheid ſchicken." Nachdem ich Dich gebeten hatte, Du ſollteſt mir dieſen Tag ſchenken. Ein Feſttag mit Roſen ſollte es werden —

Oder quälſt Du mich mit Bedacht?

Das glaube ich nicht. Eher unbewußt. Da Du ja ein Weib biſt und weiblichen Inſtinkten untertan.

Wäreſt Du nur nicht ſo ſchön!

Ja, ſchön biſt Du, Urſula. Dein Mund iſt wie eine Knoſpe, hart und ſpitz wie eine Knoſpe. Weh tut es, ihn zu küſſen. Aber dieſes Weh iſt mehr als Luſt. Und daran zu denken iſt mehr als Haſchiſch.

Ob noch andere ſo an Dich denken? So viel Männeraugen haben Dich heute geſehen. So viel Begehrlichkeit iſt um Dich geweſen. Und er — der andere — den Du heute mit mir als Gaſt zu Dir laden willſt —

Es greift in sein Hirn wie eine kalte Hand. Und sie reißt darin. Eine gesprungene Saite schwirrt.

Er öffnet das Fenster und blickt in den Abend, durch den die Nebel kriechen, regnerisch, zum Keuchen schwer. Von daher kommt ihm kein Heil.

Noch ein Glas Sherry ist in der Flasche. Wieder schmiegt er sich aufs Ruhebett, und jetzt flüchtet er seine Gedanken in die weiche Heimlichkeit Verlainescher Wehmut.

Er liebt die „Romances sans paroles". Viele von ihnen hat er übersetzt. Und nun hauchen um ihn die Verse:

Wie kühl des Regens Sang
Auf Dächer fällt und Wege,
Für Seelen, weh und bang,
So guter Sang.

Ohn' allen Grund es klagt
In meiner frierenden Seele,
Ohn' daß den Grund sie fragt,
Sterbensverzagt.

Das sind die tiefsten Schmerzen,
Die ihren Grund nicht seh'n —
Nicht Lieb', nicht Haß im Herzen,
Nur Schmerzen.

1844 – 1896

Und dann:

Ein zuckendes, banges Sichſehnen,
Ein ſüßes Sichanſichlehnen,
So bebt's durch den ſchauernden Hain.
Des Windes Saiten verklingen,
Der Zweige verzagendes Singen
Klagt in die Ferne hinein.

Die Seele, die ſeufzend wallte,
In müdem Weinen verhallte,
War's nicht die unſere, ſprich!
Die meine und ſo die Deine,
Die dämmernd im Tränenſcheine
Leis' in den Abend verblich?

Und ſo ſchmiegt er ſich in die ſchwülen Wolken einer halbtrunkenen Wehmut tiefer und tiefer.

Dahinein tönen vom Wirtſchaftshof, durch den Nebel geſpenſtiſch verwogen, die plumpen Klänge der Leuteglocke, die das Volk zur Abendmahlzeit an das zuſammengekochte Eſſen ruft. Stöhnend fährt Jochem von dem Lager auf, die Unkultur der dampfenden dicken Erbſen und der löffelnden Freſſer reißt ihn aus ſeinen Romanzen.

Aber die Leibhaftigkeit des Lebens ſteht vor ihm und läßt ihn nicht aus der Frage heraus: Was willſt Du nun heute abend machen?

Ob ich nicht doch nach Eichhof gehe? Aber sein Stolz schlägt gleich diese Regung tot. Und seine Eitelkeit fängt an zu schimpfen.

Nie bin ich einem Weibe nachgelaufen, das mir nicht halb entgegenkam. Und nun soll ich bei dieser dummen —

Aber da begreift er sich doch. Nein, dumm ist sie nicht. Und jung — sehr jung — und unsäglich sehnenswert in ihrer Jungheit.

Es flimmert und schwirrt durch ihn. Nein, nein, ich will nicht zu Dir, so nicht. So gehe ich nicht zu Dir. Ich komme nicht heut' abend

Ob Du das denkst? Ob Du darauf warteſt? Ob Du gekränkt sein wirst, wenn ich nicht komme? Ob Du mich vermissen wirst — nicht bloß mit Deinem Stolz, auch mit einer Sehnsucht?

Der Gedanke streichelt seine Nerven, daß sie in Rausch und Fieber züngeln

Ich will fort, gleich will ich fahren. Er klingelt dem Diener und befiehlt ihm, seine Koffer zu packen. Heut' nacht bin ich in Berlin, morgen in der Frühe geht es nach Paris. Dann in die Provence. Und zu Petrarka, in die Gründe der Vaucluse.

Heute noch reise ich, Ursula, und sage Dir nicht Lebewohl. Und komme nicht zu Dir, obwohl Du

mich erwarteſt. Und morgen bin ich in Paris. Wenn Du das erfährſt, was wirſt Du dabei empfinden?

Es überlief ihn, wie er nach ihrer Sehnſucht ſich bangte. —

Urſula war heute abend in froher Stimmung. Die erwarteten Starken, Eiderſtedter mit Shorthorn gekreuzt, hatten ihr ganzes Wohlgefallen. Einen rotſchimmeligen jungen Stier ſchloß ſie geradezu in ihr Herz.

Als Bernd ſich einfand, führte ſie ihn gleich in den Stall zu ihrer neuen Freundſchaft. Dabei hielt ſie ihm eine gewichtige Vorleſung über die Eigenſchaften der einzelnen Rindviehraſſen, die Holländer und Limburger erklärte ſie ihm, die Schotten von Ayreſhire und die weißen Kühe von Charolais.

Gern hörte er ihr zu, von ihrem Eifer gewonnen, mit offenen, klugen Augen. Sie aber freute ſich an ſeinem Weſen, daß er ſo ihrer Sache ſich hingab und willig von ihr ſich belehren ließ. Und ſie fühlte ſich wohl in ſeiner Geſellſchaft.

Als ſie dann im Zimmer ſaßen, fragte ſie ihn, ob er nie daran gedacht hätte, Landmann zu werden.

„Landmann werden? Wie kann man das? Man muß es ſein.“

„Das iſt richtig. Und man muß es haben.“

„Ja. Man muß mit dem Land geboren ſein. Wie ein Maler mit ſeiner Kunſt. Kaufen läßt ſich ſo etwas nicht.“

Sie nickte ihm herzlich zu. Wie ſchön ſprach er von dem, was ihr Leben war, wie gut verſtanden ſie ſich beide.

Herr von Eich und Dame Doria kamen hinzu. Der Abend behielt ſeine Innigkeit.

Bernd mußte an den Flügel. Bach wollten ſie von ihm hören. Er ſpielte ihn klar und fröhlich.

Vater Eich ſteckte ſich ſeine kurze Pfeife an und kroch ſchnurrend in ſich zuſammen. Wie er ſo daſaß, lauſchend und geheimnisvoll, mit dem ungepflegten graugrünen Bart, hatte er etwas Bemooſtes, gleich einem Waldmann, und die überirdiſchen Augen paßten wohl dazu.

Als Bernd fertig war, nickte Vater Eich und ſagte: „Sie ſpielen ihn richtig. Man hört Quellwaſſer fließen.“

Und dann ſprach er, wovon er gerne ſprach, von den Stimmen des Waſſers, von ſeiner Muſik. Er deutete ihnen die Weiſen des Regens, und das war zu derſelben Zeit, als Jochem, von den Tropfen gepeitſcht, an Berlaine ſich ſchmiegte. An Jochem aber dachte nur Urſula ein paarmal flüchtig, vermißt wurde er nicht.

„Die angeborene Schwungkraft meiner Seele!“ entgegnete Doria.

Urſula aber ward es unbehaglich. Fünffüßiger Jambus — ſie hatte viel Gutes von ihm gehört — was war es doch gleich? Nun mühte ſie ſich halb widerwillig, in Dorias Worten einen Rhythmus zu entdecken.

Und dann beſchäftigte ſie ſich beinahe andächtig mit ihrer Verwunderung darüber, daß Bernd, ohne daß er's wollte, ſie eigentlich immer ihren Mangel an Bildung empfinden ließ, er allein von allen Menſchen, und daß ſie ſich nicht trotzig dagegen auflehnte, ſondern ein Verlangen ſpürte, in die Kultur, die er mit ſich trug, tiefer einzugehen.

Es war etwas in ſeinen klugen Augen, was ſie für die Feinheit geiſtiger Genüſſe warb.

Warum auch nicht? Warum ſollte ſie ſich ihm nicht als ihrem Lehrer in Kunſtſachen anvertrauen?

Es gab dafür ja auch Dinge, die ſie beſſer verſtand als er. Und wie lernbegierig hatte er vorhin auf dem Hof und in den Ställen ſich gezeigt! Warum ſollten ſie ſich beide nicht gegenſeitig von ihrer Fülle darreichen?

Sie bat ihn um Bücher für die Winterabende. Er verabſchiedete ſich heute, übermorgen mußte er nach Berlin zurück. So wurde es ernſt mit ihren

Wünſchen, und Bernd erkundigte ſich genauer nach ihrem Begehr.

„Was Geſchichtliches möchte ich haben. Sie wiſſen ja, woran ich dabei beſonders denke. Alſo in Gottes Namen etwas von Ihren Hanſeſtädten. Auch von den Burgen des Mittelalters wüßte ich gern etwas. Und natürlich auch von deutſcher Kunſtgeſchichte.“

Als er Abſchied nahm, drückten ſie ſich ehrlich die Hand und freuten ſich aufs Wiederſehen.

Zur ſelben Zeit, als ſie ſich ſo in die Augen ſahen, fuhr Jochem aus dumpfigem Halbtraum. Er lag matt auf den Polſtern in zigarettendunſtigem Coupé, die Räder raſſelten über die Bahnhofsweichen von Alt-Strelitz.

14.

Früh brach in diesem Jahr der Winter ein. Auch in Eichhof wurden sie von ihm überrumpelt. Sie hatten noch mit der Rübenernte zu tun, da begann es zu frieren. Und bald, schon zu Ende November, gab es grimmige Kälte. Ursula ersehnte Schnee für ihre Saaten. Und er kam.

Wie immer träumte sie am Fenster in den ersten Schnee hinein. Hatte den Kopf in die Hände gelegt und träumte die alten Kinderträume, vom Himmel, von den Seelen der Toten, von den Augen ihrer Mutter und von Weihnachtslichtern.

Aber lange hielt es sie nicht so. Dann lief sie über die Felder, froh strich sie durch die treibenden Flocken, in den Wald trat sie mit jubelndem Grausen. Schwarz die Tannen, und immer tiefer ihr Schwarz aus Notwehr, Trotz, Entsetzen vor dem weißen Tod.

Ihr See im Walde! Dem konnte die Kälte nichts anhaben, ihn deckte der Tod nicht zu. Warme Quellen

ſtiegen aus ſeinem Grunde. Seine ſchwarze Klarheit trank ſich nur ſchwärzer an dem ſtürzenden Weiß.

Und tagelang, nächtelang, unaufhörlich fiel der Schnee. Immer in den großen, ſchweren, ſich packenden Flocken. Nur ein paarmal des Nachts machte der Wind ſich auf, er wollte ſeine Spiele treiben und Schanzen bauen. Aber bald wühlte er ſich müde an dem ſchweren Flaum der Luft und taumelte zur Erde und ſchlief.

Häusliche Arbeit freute Urſula nicht. Lieber ſchon ging ſie mit dem Vater morgens durch die Ställe und prüfte, wie das Vieh geputzt war, kümmerte ſich um die Lüftung und die Temperatur in den Räumen. Gern auch ließ ſie ſich beim Ueberwachen der Dreſcharbeit anſtellen, beim Meſſen und Abwägen des Getreides.

Den Rechnungsarbeiten aber und Korreſpondenzen, zu denen der Vater ſie öfters neckend heranzog, ging ſie mit Angſt aus dem Wege. Dann mußte ſie ſich ſagen laſſen — und in den ſcherzenden Worten war ein Ernſt — daß ſie kein guter Landwirt wäre, denn es gäbe für den nichts Wichtigeres als dieſe Arbeit. Das ſuchte Urſula auf die leichte Achſel zu nehmen. Aber in ihr Geſicht ſtahl ſich doch etwas Unmutiges. Und als ihr Vater dann erklärte, wen der Winter auf dem Lande unfroh fände, der könnte

nie ein rechter Landmann sein — da regte sie sich gleich zu einer fast leidenschaftlichen Verteidigung. Wenn sie wirklich unfroh wäre, käme es nur daher, daß der tote Schnee so endlos lange zwischen sie und ihre Erde sich legte.

Aus Zorn, so verkannt zu werden, wollte sie erst von den Büchern, die Bernd ihr geschickt hatte, nicht das geringste wissen. Bald aber fanden sie einen geneigten und immer bereiteren Sinn.

Es waren gute Bücher von deutscher Kunst und Art, durch die sie mit der Städtekultur sich zu befreunden begann. Freilich, sie mußte erst lesen lernen. Und Doria half ihr gern.

Oft genug, wenn zu viel Schulweisheit ihre Phantasie beschweren wollte, warf sie alles von sich und schalt auf Bernd als einen langweiligen Magister. Aber der Schnee, die langen Abende und die Lampe trieben sie doch immer wieder in die Bücherwelt.

Es wurde Weihnachten. Ursula hoffte, daß Anselm kommen möchte. Doch er blieb in der Stadt, für seine Prüfung zu arbeiten. Auch an Bernd dachte sie, ob er nicht bei seinem Bruder das Fest feiern würde. Den aber hatte eine Studienreise ins Germanische Museum entführt. Dafür stellte ein Unerwarteter sich ein: Jochem, ein völlig un-

gewohnter Wintergaſt. Er brachte die Nachricht mit, daß ſein Vater in Berlin einen leichten Schlaganfall erlitten hatte.

Urſula ſaß mit ihm in der Wohnſtube von Eichhof. Draußen ſchoben ſich die Nebel und beluden den Mittag mit Abenddämmerung. Ein paarmal nur ſchoſſen harte Strahlen durch den Wulſt, farblos und ohne Glanz, ſo wie auf Holzſchnitten die Flammenſchwerter der Heiligenſcheine ſind.

Jochems Züge waren wie gekräftigt von einem ſtillen Ernſt. Weniger zeigten ſie von ihrer müden Sorgloſigkeit, weniger von bewußtem Spiel.

„Ich werd' den Abſchied nehmen," ſagte er, „ſpäteſtens zum Herbſt."

„Das geht Dir nahe."

„Ja. Ich war gern Soldat. Aber Rotenmoor iſt auch ein Standpunkt."

„Du wirſt noch viel lernen müſſen," ſagte ſie mit ehrlichem Hochmut.

Er hatte ſein helles, bezauberndes Lachen, und ſein Hohn tat nicht weh. „Willſt Du mich zum Eleven haben?"

Dann mußte er von ſeiner letzten Reiſe erzählen, von den Tälern der Provence und wie es dort ſinge.

Er erzählte und freute ſich ſelbſt daran. Und dann gab er zu viel an ſchönen und ſuchenden Worten. Da

verlor Urſula die Freude des Zuhörens, aber ſie ſagte ſich doch aufs neue: Man mag von Euch Morveldts denken, was man will, jedenfalls der Durchſchnitt ſeid Ihr nicht.

Als er dann von einer Bratſche Wunderdinge zum beſten gab — in einem Dorf bei Avignon habe er das Inſtrument gefunden, es könne weinen wie ein Menſch, nein, nur eine Frau könne ſo weinen — und wie ſeine Augen dabei in weichem Dämmer ſich hoben, da meinte ſie in ihrem immer mehr zurückgezogenen Sinn: aber ein Landmann, glaub' ich, wirſt Du nun und nimmermehr.

Zum Schluß aber trieb er ſie gar in eine zornige Scheu. Er hielt zum Abſchied ihre Hand und nahm ſie höher, ſie zu betrachten und zu küſſen, und als er die Grübchen ſah, legte er auf ſie wie ſpielend ſeine Fingerſpitzen. Dabei trat etwas in ſeine Augen, was ſie durchzuckte. Sie entriß ihm die Hand und wandte ihm den Rücken. Und nachdem er gegangen war, ſtampfte ſie auf und wurde noch zorniger, weil ihr die Röte ins Geſicht ſtieg.

Am dritten Feiertag fand ſich Onkel Bolko ein. Er brachte einen Segelſchlitten mit, kanadiſchen Syſtems, das er weſentlich und patentwürdig verbeſſert hatte. Er raſte mit Urſula über das Eis des

großen Weddiner Sees. Am nächsten Tage war er verschwunden.

Früh aber, wie der Winter gekommen, schlich er wieder davon. Schon in der Mitte des März war der Frühling da.

Zu der Höhe, wo der Schnee zuerst geschmolzen ist und die grüne Saat zur Sonne aufgrüßt, blickt Ursula nun mit gefalteten Händen wie auf einen heiligen Berg.

Jetzt sind die Bücher machtlos in den Winter zurückgesunken. Ursula steht auf ihrer sprießenden Erde.

Heute untersuchen sie ein drainiertes Feld, Herr von Eich, Ursula und der Statthalter. Die obere Schicht ist trocken genug zum Beackern. Nur eine größere Stelle ist naß und weich.

„Hier ist entschieden ein Strang nicht in Ordnung," sagt der Herr.

„Nein, Vater," erklärt Ursula. „Das ist zwischen den Strängen. Ich hab' es mir damals gleich gedacht, daß sie hier zu weit liegen. Wir müssen noch einen neuen dazwischen ziehn."

Der Statthalter holt den Plan heraus. Ursula hat recht und ist ausgelassen froh darüber.

Zur richtigen Stunde kommt der einsame Fußgänger über den Sandberg geschritten. Noch stutzt

sie ein wenig, dann erkennt sie ihn sicher an seinen schlenkernden Gliedern. „Anselm!“ ruft sie hell in die schwirrende Märzluft

Der Ruf gibt ihm einen Stoß, er stolpert vor Glück, und im Sturmlauf ist er bei ihr.

„Eben gekommen?“ fragt sie.

„Ja.“

„Hast Du's bestanden?“

„Ja.“

„Anselm! So ein großer Geist! Ich gratulier' Dir tausendmal.“ Sie schüttelt ihm beide Hände.

Der Vater hat den Statthalter verabschiedet und tritt näher. Anselm begrüßt ihn mit verklärten Augen. Die beiden haben sich lieb.

„Komm bald zu uns!“ Damit sagt Herr von Eich Anselm Lebewohl. Es ruft ihn nach dem nächsten Schlag, wo sie anfangen, die Brache zu schälen.

Die Jungen bleiben noch eine Weile beisammen.

„Kommst Du von der Bahn oder von Hause?“ fragt sie.

„Von der Bahn.“

„Den nächsten Weg nach Rotenmoor hast Du Dir nicht ausgesucht.“

Er wird feuerrot und seine großen Hände zucken, als wenn sie nach Luft schnappten. Da wendet sie schnell.

„Morgen ist Sonntag. Du gehst zur Kirche —“

„Ja.“

„Ich morgen auch. Nachher wollen wir aber zusammen einen Weg machen, über die Felder, ja?“

„Ja, Ursula, von Herzen gern.“

Sie geben sich fest die Hände. Ursula folgt ihrem Vater.

Vor den Weidenkätzchen blieben sie stehen, Ursula und Anselm, in ihren Augen war die gleiche Zärtlichkeit für dieses erste spröde Leben. Und sie schwiegen dazu.

Vorher hatten sie von der Predigt gesprochen, an der Ursulas Anmaßung nicht viel Gutes ließ. Und nun kamen sie wieder darauf.

„Das ist wohl wahr,“ sagte Anselm in seiner bedachtsamen, sorgfältigen Weise. „Er hatte heute nicht seinen guten Tag. Es ging so vieles vorbei.“

„Eigentlich gar nicht zu verwundern. Wenn einer immer predigen muß!“

Sie sprach es scharf und sah ihn herausfordernd an. Er aber nahm sie ruhig in seine großen Augen und nickte dazu.

„Gewiß ist das nicht leicht. Und es hat ja auch immer Menschen gegeben und ganze Sekten, die

einen bestimmten angestellten Prediger für die Gemeinde nicht gelten lassen wollten."

Sie hielt bei der Sache selbst nicht aus. „Nun sag', was aus Dir wird. Prediger oder Soldat?"

„Prediger — das weiß ich nicht. Aber ich werde Theologie studieren."

So fest war dieses Wort, daß Ursula es nicht vertrug. Sie begann das alte Spiel der Ueberlegenheit.

„Theologie studieren! Und nicht Prediger werden! Wenn Du Landpastor werden wolltest, das hätte ja vielleicht Sinn."

„Was ich will, hat vielleicht auch Sinn!" Er wurde gereizt, das erlebte Ursula zum ersten Male an ihm. Geradezu als Ueberhebung erschien ihr das und mehrte ihre herrische Begier.

So sprach sie nun ganz von oben: „Ist das überhaupt etwas für einen Mann? Pflug oder Schwert! Alles andere —"

„Und das Männlichste soll es für ihn nicht geben?"

„Was ist das?"

„Forschung."

Sie wußte genau, daß sie eine heillose Dummheit geredet hatte. Aber Dummheit schadet dem Stolze nicht. Und so höhnte sie: „Wo hast Du das gelesen?"

Anſelm fand ſich nicht mehr in ihre Art. Groß und ſchmerzhaft waren ſeine Augen, das Heimatloſe wühlte in ihnen, als ſolle er nun auch hier etwas verlieren.

Dieſe Qual ſtimmte ſie weich, aber aus Mitleid wurde ſie nur heftiger. Und die Heftigkeit ſtieg ihr ſo zu Kopf, daß ſie ſchroff hervorſtieß: „Ich will nicht, daß Du Theologie ſtudierſt!“

Nun milderte ſich ſein Schmerzgefühl zum Erſtaunen, und aus dem Staunen quoll ein glückliches Fragen: Iſt dir mein Leben ſo viel? Reif und männlich wurden ſeine Knabenzüge, und in die Augen wollte es aufſteigen wie ein lachender Sieg.

Das alles ahnte ſie wohl, und grauſamer wurde ihr Mädchenſinn. „Das heißt, wie komme ich dazu, Dir Vorſchriften zu machen. Und unſere Lebenswege gehen ja doch jetzt auseinander.“

Sie hatte ſich von ihm abgewandt. Sie wollte gar nicht ſehen, was ſeine Augen dazu ſagten. Dort am Grabenrand wollten ein paar Anemonen in den Frühling, aber es war ihnen nicht leicht. ‚Kommt doch, kommt!‘ flüſterten die Weidenkätzchen über ihnen, ‚es iſt ſo weit, und wir ſind ſo weit!‘ War dieſes Flüſtern nicht wichtiger als der Wortſtreit mit Anſelm?

Ein Wortſtreit war es, ganz natürlich, und weiter nichts. Und wenn der Junge nicht ſo dumm wäre — trotz ſeines Abiturientenexamens — und ſo hartnäckig und ſo ſchwer und ſo ſtuer —

Ja, wie konnte man da anders, als gegen ihn anrennen! Wenn einer ſo iſt wie ein Pfahl, dann muß man ihn doch umſtoßen.

Nur an ſeine Augen mochte ſie immer noch nicht denken. Warum nahmen die alles ſo bitterlich ernſt und gründig? Warum lachten ſie ſo ſchwer? Warum höhnten ſie nie? Und niemals wurden ſie ausfällig oder grob.

Als ſie ſich wieder zu ihm drehte, mit einer Neugier, in der das Grauſame und das Mitleidige durcheinander bebte, da waren ſeine Augen anders, als ſie es gedacht hatte. Sie waren ſtill, geſchloſſen und herbe. Und um ſeinen Mund lag der hochmütige Zug der Morveldts, den ſie bisher kaum an ihm gefunden hatte.

Pah! Da bringt man nun Mitleid für den Jungen auf und bereut faſt, daß man ihm das geſagt hat — was ja doch ſchließlich die Wahrheit iſt. Denn was denkt ſich der Junge eigentlich!

Und Urſula kam zu der Ueberzeugung, daß ſie ihn ſeit Jahren viel zu ſehr verwöhnt hatte. Und daß es höchſte Zeit wäre, ihn kürzer zu halten.

In einen unruhigen Zorn geriet sie. Und sein Schweigen gab ihr den Rest.

Warum sagte er nichts, der dumme Junge? Daß sie auf was anderes kommen konnten! Warum half er ihr nicht über das Peinliche hinweg?

Schließlich war er doch nur an allem schuld, er mit der Schwere seines Wesens. Und wie lange sollte dieses Schweigen noch dauern, so erwartungsvoll quälend?

Sie reichte ihm die Hand. „Leb' wohl, Anselm. Ich geh' hier durch die Tannenschonung nach Hause."

Er sah sie ruhig an und neigte wortlos den Kopf. So trennten sie sich.

Ursula war noch keine zwanzig Schritt gegangen, da faßte sie sich selbst bei den Ohren. Wie dumm ist das alles! Hab' ich mich nicht wie ein Kalb benommen? Aber er ist auch ein Kalb!

Und nun wollte sie umkehren und seine Hand greifen, sie zu streicheln. Und um den Hals fallen wollte sie ihm, dem lieben, guten Jungen. Aber dann kroch sie in die Tannen und verkroch sich vor ihm und vor sich selbst und strebte zornig nach Hause.

15.

Anſelm ſtand auf ſeinem Platz. Aber er ſah ihr nicht nach. Es zog ſeine Blicke mit Gewalt, doch hart hielt er ſie feſt, ſo weh es ihm tat.

Was war das? Was war mit Urſula geſchehen? Wollte ſie nichts mehr von ihm wiſſen?

Er war nicht verweichlicht. Der große Schmerz um Rotenmoor hatte weiblich dafür geſorgt. Aber immer hatte es in ihm ein Zartes gegeben, ein Ueberzartes, ein empfindſam Heimliches und Scheues. Und das war Urſula. Und nun hatte ſie dieſes Innigſte in ihm, das ſie ſelber war, mit eigener Hand zerſtört.

War es denn möglich, daß ſie nichts mehr mit ihm zu tun haben wollte? War er ihr unangenehm geworden mit ſeinem Grüblerſinn? Hatte ſie wirklich eine ſolche Feindſchaft gegen ſeinen theologiſchen Hang? Ja, ſie liebte die Erde, ſie liebte das Land, der Felder ſonnige Breite war ihr Heiligtum. Und er, der Landloſe, der ſchweifende Gottſucher — es

war wohl ganz natürlich, daß sie mit ihm die Fühlung verlor.

So war es, ja! Und was ist, das soll man fest ins Auge nehmen. Und was einem entschwindet, von dem soll man sich nicht forttragen lassen, hinein ins Willenlose. Auf den Füßen bleiben. Und seinen Weg gehen. Und die Zähne zusammenbeißen. Und wollen, was man will!

Dahin, wo es ihm am wehsten tat, hatte eine Hand gegriffen. Und die Hand, von der es am wehsten tat. Und so plötzlich war das alles gekommen, so betäubend.

Nun, immer noch besser, als wär' es langsam herangekrochen, mit Zweifeln und krankem Hin und Her. Nein, nein — so war es am besten. Wie ein Schwerthieb. Klar und scharf.

Wunden heilen — und heilen auch nicht. Und wenn sie nicht heilen — was nicht leben kann, soll sterben!

So dachte sein Knabensinn, dem aus Geschehenem eine Tat geworden ist, eine festgeschmiedete, unumstößliche, von der er sich nichts rauben lassen will, wie von einem grausam ehrlichen Besitz.

Ursula aber sann zu gleicher Zeit darüber, wie sie das Geschehene wieder gutmachen solle. Sie wollte

durch einen gelungenen Scherz alles wieder ins Gleiche bringen. Aber die Scherze gelangen ihr nicht.

Und dann ließ sie einem gesunden Gleichmut die Oberhand. Der Junge würde ja nächstens kommen und den Vater besuchen. Dann wollte sie ihm seinen unangenehm schwermütigen Dickkopf schütteln, bis die Gedanken ihm leichter flogen. Das war ja auch Freundespflicht. Wie sollte der Junge so durch die Welt kommen!

Anselm setzte langsam den Weg durch die Felder fort. Sein Abschiedsgang. Er wollte so bald wie möglich Rotenmoor verlassen

Der große Abschiedsschmerz kam über ihn. Da ging alles in einem hin.

Er wußte nicht, was schlimmer war, daß er sich von der heimatlichen Scholle losreißen mußte, oder daß Ursula sich so von ihm schied. Und er suchte das eine gegen das andere auszuspielen. Ein Schmerz sollte den anderen trösten oder vernichten.

Ueber die Felder von Rotenmoor strichen seine Blicke. An den Grabenhängen und Böschungen nordseits lag noch Schnee. Auf den Wiesen aber zitterte ein Schein, so leise, daß er noch um die Farbe kämpfte, ein grünes Ahnen nur, kaum den kundigen Augen vernehmbar. Anselm sah ihn wohl. Und sah, wie er wuchs und schwoll.

Und er schmeckte den jungen Hauch der Erde, den herben, starken, berauschenden, der die Sinne beschwingt und ängstigt zugleich, der sie zum Weinen froh macht und mit lachender Schwermut sie füllt.

Der Trank tat ihm nicht gut. Er hängte seine Gedanken an Gegenständliches, an die nüchternen Zeugen ernster Arbeit. Dort auf dem Brachfeld standen die Schälpflüge. Sie waren schon tüchtig am Werk gewesen. Und da oben, für den hochgelegenen Schlag, den man schon hatte umpflügen können, weil keine Nässe mehr in ihm war, lagen die Eggen bereit.

Und wie gut ringsum die Wintersaat stand! Der Weizen besser als der Roggen. Hier auf dem Höhenzug, wo der Wind den Schnee so leicht verdunsten läßt, hatte doch der Frost gehaust. Aber alles in allem war das Bild so erfreulich!

Ja, ja, Mutter verstand sich auf die Wirtschaft. Vielleicht nur zu gut. Sie hatte so wenig Zeit für andere Dinge. Zuweilen wünschte man sich, daß es anders wäre — das heißt, früher hatte er das getan. Jetzt war er ja daran gewöhnt. Und für ihn war es wohl ganz gut so. Für ihn und seinen Weg war Einsamkeit das Beste.

Vor ihm hob sich der Eichenwald, der der Stolz war von Rotenmoor, in der ganzen Gegend gab es

nicht seinesgleichen. Düster und drohend stand er da, denn die Bäume hatten noch das Winterlaub, wie etwas Starres, Vorzeitiges, das dem Flimmer des Werdenden Trotz bietet, ein Bollwerk des Alters gegen die Jugend.

Anselm schritt hinein, mit einer Andacht, die ihm wohl tat. Jeder Baum war ihm befreundet, die Knorren und Aeste lebten als tausend vertraute Gestalten. Seine Helden wohnten hier und all seine lieben Ungeheuer. Die gehörten nur ihm, all das war sein Eigen und blieb sein Eigen, und ging er noch so weit fort.

Sein Eigen blieb auch das ginsterbewachsene Hünengrab, das an der anderen Seite des Waldes lag. Wenn in dem Dickicht des Totenhügels er sich barg und sein Traumbett sich wühlte, dann sah er in den Wolken ziehen, was sonst niemand auf der ganzen Welt sehen konnte. Auch von diesem Besitz vermochte ihm keiner was zu nehmen.

Und von seinen anderen Kinderträumen — — ja, das war es ja! War ihnen nicht die Seele genommen, da Ursula sich so von ihm trennte!

Ganz klar und scharf hatte sie gesprochen: Unsere Lebenswege gehen auseinander. Er aber und alle seine schönsten Träume, hatten sie sich nicht wunder

was zusammengesonnen, wie er immer mit ihr und bei ihr bleiben müßte?

Nun hatte sie ihm gezeigt, daß das kindliche Torheiten waren. Hatten sie zusammengespielt — gut, gut für die Erinnerung. Jetzt, wo die Arbeit kam, mußte jeder auf einen anderen Platz. Sie gehörte der Scholle. Er, dem nichts gehörte, mußte in die Welt. Es zweigten sich die Straßen.

Klar und fest hatte sie ihn bedeutet. Dankbar mußte er ihr dafür sein. Scharf hatte sie geschieden. Ein Schwerthieb. Beschämend für ihn, daß sie ihn führen mußte.

Doch was ihm auch geschehen war, wehleidig — nein! wehleidig sollte sie ihn nicht finden.

Wenn er auch die große Einsamkeit, die um ihn war, empfand. Das waren so die Stunden, wo die Mutter ihm fehlte.

Er stand vor dem Wirtschaftshaus. Seine Mutter war in ihrem Arbeitszimmer, und sie hatte zu tun. Ein Reisender in künstlichem Dünger machte ihr Offerte. Dem künstlichen Dünger mußte er weichen.

Anselm ging in sein Turmgemach. Er packte seine Koffer. Langsam, mechanisch, gedankenlos. Als er den Spruch auf Canevas las und nicht wußte, ob er ihn mit einpacken sollte, fiel ihm ein, daß

Bernardine jetzt den kranken Vater pflegte. Und er mußte an seinen kranken Vater denken. Immer mehr zog es ihn dahin, eine schwellende Zärtlichkeit füllte ihn für seinen alten Herrn, der ihm Zeit seines Lebens fremd gewesen war. Mit all seiner Innigkeit ersehnte er bei dem Kranken, selbst Liebebedürftigen, einen Widerhall. Und was er bei dem Vater nicht finden konnte, vielleicht gab ihm das Bernardine, die treue, gottergebene.

Nur fort von hier. Einmal wollte er auf das Dach, dem Reich, über das er als Turmherr geboten hatte, Lebewohl zu sagen. Aber dann hielt es ihn zurück — die Fahnenstange von Ursulas Haus, die hohen Pappeln von Eichhof und viele, viele Gedanken.

16.

„So ſtark war der Frühling noch nie!“ ſagte Urſula zu Doria. „Müde iſt man zum Sterben. Und kann doch nicht ſchlafen.“

Sie wurde des Lenzes nicht froh. Und das erſte Mal, daß ſie klagte.

„Es iſt zu dumm. Ich habe bisher nie gewußt, daß ich einen Kopf habe.“

„Du ſtrengſt Dich zu ſehr an, Kind.“

„Ach, wenn ich faulenze, iſt es noch ſchlimmer. Warum wird man eigentlich nicht mehr zur Ader gelaſſen wie in früheren Zeiten!“

Ueber Nacht war es grün geworden. Das Licht der Birken flirrte. In blaſſer Helle zitterte das Himmelsblau. „Als ob die ganze Welt ihre Nerven hätte!“ ſagte Urſula, und ſie ſprang auf und ließ ſich ihren „Bob“ ſatteln. Heraus aus dem Lächerlichen! Iſt ſie nicht auf ihrem Eichhof und ihres Vaters Statthalter?

Die Rübenarbeiter wollen beaufſichtigt ſein. Arbeit gibt es auf den Feldern. Und ihr Tagewerk ruft nach ihr.

Sie ritt am Walde entlang. Durch den Hauch des knoſpenden Laubes hindurch. Er hängte ſich ihr in die Kleider, ins Haar. Und der Kuckuck rief. Immer behielt ſie dieſen Ruf im Ohr, ſeine drängende Sehnſucht, ſeinen dreiſten Jubel — den lauten Frühling. Dieſen mochte ſie nicht, heut' nicht, er weckte ihren Zorn, und „Bob" mußte es entgelten in überlangem Jagdgalopp.

Dann nahm ihr Vater ſie an ſich mit all ſeiner neckiſchen Güte. Im Frühling, ja, da zeige es ſich. Die Leichtbeſchwingten wollen fliegen. Und das Schwere, Bodenhafte nur ſenke ſich tiefer in die Erde. Sie aber ſei nicht ſchwer, ſie mache ſich nur ſchwer. Eine Libelle ſei ſie, eine verzauberte Prinzeſſin. Und ſie wolle in den Flimmer, in die Welt.

Davon wurde ſie nur zorniger. Bis er ſie dann ſtreichelte und aus dem Bannkreis entließ. „Ich ſpaß' doch nur, Jung', und übertreibe. Von der Libelle haben wir alle unſer Teil, Gott ſei Dank. Und ſind alle verzauberte Königskinder — je jünger und je mehr Kind, um ſo mehr verzaubert. Sei man gut, biſt doch 'n richtiger Klutenknerer! Und ſollſt

es bleiben! Und nun ſag' 'mal, was meinſt Du zu der neuen Drillmaſchine?"

Sie war nicht ganz beſänftigt und wurde es nicht. Es lag nun einmal etwas auf ihr. War es das Zerwürfnis mit Anſelm?

Zu einem Zerwürfnis hat er das Geplänkel werden laſſen. Er, er! Warum, warum iſt er nicht gekommen, ihr Lebewohl zu ſagen? Sie hatte es nicht ſo gemeint, das mußte er doch fühlen. So etwas fühlt man doch, wenn zwei ſo wie ſie beide miteinander gewandert ſind. Und nun ſoll ſie ohne ihn ſein? Deshalb? Das iſt doch zu dumm. Und ein dummer Junge iſt und bleibt er.

Schon hat ſie die Feder in der Hand, ihm zu ſchreiben. Aber dann wirft ſie ſie fort. Und lehnt ſich aus dem Fenſter, greift in den Fliederbuſch und reißt ſich einen Zweig herein. Drückt das Geſicht in die Knoſpen und weckt ihren Duft, der noch ſchläft.

Soll er doch bleiben, wo er iſt, der Junge, der Dickkopf!

Aber Bernd, ihr Freund und Lehrer, der kein Junge iſt und kein Dickkopf, warum hat der ſich auch verkrochen? Warum ſchreibt er nicht, wie es ſich gehört? Freilich, ſie iſt ihm einen Brief ſchuldig. Aber, Du lieber Gott, wenn man immer die Feder

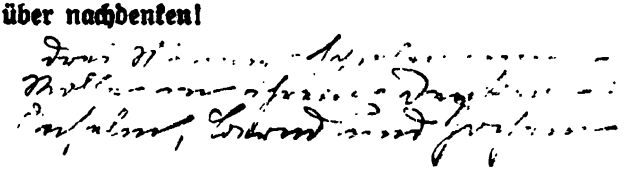
in der Hand hat wie der —! Dann kann man doch ſchreiben, auch wenn man nicht immer ſeine Antwort bekommt.

Und ſie ſelbſt hat nun mal was Beſſeres zu tun! Iſt er empfindlich? Dann kann er ihr gewogen bleiben. Zärtlich iſt ſie ja auch gerade in ihrem letzten Brief nicht geweſen. Als ſie ihm ſchrieb, daß ſie jetzt genug hätte von den Büchern, daß die jetzt hinter den Ofen flögen. Der Märzwind riefe zu was Beſſerem.

Du biſt noch von allen der Beſte, Jochem. Wenn Du Dich auch nicht gerade übermäßig angeſtrengt haſt. Denn es iſt auch ſchon reichlich lange her, daß Du mir die Bilder aus der Provence geſchickt haſt, die mich überdies gar nichts angeht.

Aber mit Dir iſt auch am leichteſten fertig zu werden. Wohl weil Du ſelbſt am meiſten Beweglichkeit haſt. Und ich wollt', ich hätt Dich hier, und Du machteſt mir den Hof, und ich könnte Dich ärgern. Denn Dich geärgert zu haben, das geht einem nicht übermäßig nahe. Aber Anſelm —

Ach was! Er ganz allein iſt an allem ſchuld. So Hals über Kopf abzureiſen! Und jetzt kein Sterbenswort. Nein — nein — nicht weiter darüber nachdenken!



Aber seltsam ist es doch auf der Welt. Jetzt hat sie ihr Eichhof und steckt mitten in der Arbeit — all das ist ihr gegeben, wonach sie immer und immer sich gesehnt hat. Und nun ist doch etwas in ihr — so etwas wie eine leere Stelle. So etwas von unerfüllten Wünschen. Etwas Stilles und Wehes von Vereinsamung dann und wann. Zum Lachen — zum Weinen — zum Lachen!

Und sie umschlingt Doria, die gerade ins Zimmer tritt, und drückt sie und fordert: „Du sollst sagen, daß Du mich lieb hast! Warum sagst Du mir das nie?"

Mit der wachsenden Sommerzeit wird es besser. Als sie im Wiesengras die Glieder gebadet hat, als sie im Heu sich hat wälzen können, da ist ihr wieder kräftiger zu Sinn, gründiger und froher. Kein besseres Schlafmittel als Heuduft. Kein helleres Arbeitslied als Sensenklang.

Gut stand der Roggen. Tief und schwer gingen seine grünen Meereswogen, und schnell reifte er heran. Als Ursula in der Frühe zu der großen Ernte hinausritt, an der Spitze der Mähmaschinen, stolz wie ein Feldherr, da hatte sie für alle Frühlingsnöte nur ein lachendes Vergessen.

Und nun, als sie sie am wenigsten brauchte, kamen auch Gedenkzeichen von ihren Freunden.

Einer nach dem anderen ſchrieben ſie ihr. Wie es ſich ja allerdings gehörte.

Erſt Jochem, und eine eigene Kompoſition hatte er beigelegt, eine Ballade. Was er ſchrieb, war ſelbſt eine Kompoſition, geſtellt und auf Eindruck bedacht. Und wirkte nicht, eben weil es ſollte.

Dann kam Bernd, mit klaren, einfachen Worten. Es wäre ja ganz ſelbſtverſtändlich, daß ſie jetzt keine Luſt und keine Zeit hätte, zu korreſpondieren. Er hätte gehofft, dieſer Tage ſelbſt in die Kraft und Pracht ihres Sommers einen Blick tun zu können. Aber da wäre ihm wieder eine Arbeit aufgehalſt, und nun müſſe er ſich mit einem Gruß begnügen.

Das war ſchon beſſer. Nur fand ſie, daß er eine Neigung hatte, ſich mit ſeinen Arbeiten hervorzutun.

Als letzter fand Anſelm ſich ein, mühſam. Er hatte mit ſich gerungen, in jedem Worte war noch etwas von dem Kampf. Und das Ganze war ſchmerzensreich und war ihr doch das Willkommenſte.

Anſelm ſchrieb:

„Liebe Urſula!

Du ſollſt ein Lebenszeichen von mir haben. Ihr ſeid jetzt bei der Ernte — ich ſitze hier vier Treppen hoch, und der Aſphalt zittert bis zu mir herauf mit ſeinem Lärm und ſeinem glühenden

Dunſt. Erſt hatte ich ein Gartenzimmer, aber die Bäume taten mir zu leid. Berlin iſt ſehr gut für mich. Wer mit ſich ſelbſt zu tun hat, kann hier am beſten in ſich geh'n, und das iſt doch, was ich will. Und dann — Berlin macht beſcheiden, woran ich es doch immer mehr hatte fehlen laſſen.

Vater geht es gar nicht gut. Bernardine hilft ihm und mir mit ihrer feſten Hand, die ſo iſt, daß ſie erſt immer weh tut. Aber nachher weiß man doch, was man an ihr hat. Beide laſſen Euch grüßen." Ihr Johannes

Kein Wort von dem Zerwürfnis, das zwiſchen ihnen war. Das kleinlich und lächerlich war — ja, das war es! Und er hatte es abgetan. Das paßte ſo gut zu ſeiner großen Art. Und dieſes war ſchön und freute, wenn es auch nicht ohne Beſchämung für ſie abging.

Aber der Brief an ſich, was er ſagte und was er verſchwieg, war einfach zum Heulen traurig. Sie kennt ihren Anſelm, ſie fühlt, was er trägt. „Ihr ſeid jetzt bei der Ernte" — darin liegt alles. Und der Bäume auf dem Steinhof, den ſie in Berlin Garten nennen, jammerte es ihn. Immer ſtiller wird er, verſunkener und einſamer. Nichts hat er als Bernardines harte Hand. Und doch braucht

keiner mehr Liebe als der Junge, weil keiner mehr Liebe fühlt als er

Zum Heulen iſt es. So ſchreibt ein junger Student, dem Berlin und das Leben ſich auftut! Einer ſchreibt ſo, der die Bitternis ſich ſucht und in die Seele drückt und ſich zu Tode kaſteit.

Sie will ihm antworten. Aber was kann ſie ihm ſagen! Was können die Tintenflecke ihm ſagen! Bei ihm ſein! Und ſeine Hände nehmen, die ſelbſtquäleriſchen, dieſe großen verlegenen Jungenhände, denen etwas fehlt, die etwas halten und faſſen müſſen, die hungrig, hungrig ſind.

Dann kommt die Ernte wieder über ſie und die ganze Sommerpracht, die von keinem Mitleid wiſſen mag, die Sonnenluſt, die ſich ſelber nur leuchtet.

Es kommen die kleinen Mühen, Sorgen und Aergerniſſe, aber die ſind gut, die beflügeln, die Sporenſtiche ſind es für den ſtarken, fröhlichen Lebensritt.

Heut häuft es ſich ein wenig. Zu Mittag, als ſie beim beſten Einfahren ſind, bricht ein Gewitter über ſie los. Als Urſula am Nachmittag die Hocken auf den Feldern ſich anſieht, findet ſie auf dem einen Schlag die Garben ſo liederlich geſtellt, daß ſie in eine wilde Unterſuchung ſich ſtürzt. Und am Abend

kriegt das eine Kutſchpferd Kolik. Gerade muß ihr Vater, der beſte Tierarzt in der Runde, zur Stadt geritten ſein. Sie überwacht die Einreibung des Tieres, die Einwicklung des Bauches, die Miſchung und Darreichung des Glauberſalztranks. Sie bleibt dabei, wie der Braune umhergeführt wird. Als der Vater nach Hauſe kommt, iſt die Gefahr vorüber.

Da ſchmeckt Urſula das Abendbrot. Und es ſchläft ſich ſo gut. Nichts mehr von der Frühlingsmüdigkeit, der halbwachen. Jetzt iſt ſie das, was man ſchön müde heißt, und im Schlafen und Wachen iſt Freudigkeit und Stärke.

17.

Herr von Morveldt kam nach Rotenmoor zurück, ein todwunder Mann. Der Schlaganfall hatte sich wiederholt. Mit dem, was ihm noch an Lebenstrieb geblieben war, sehnte er sich nach Hause, zum ersten Male wieder seit seiner Jugend.

Als sein Grund und Boden ihn aufnahm, zuckte und weinte die nicht gelähmte Hälfte seines Gesichts.

Bernardine hatte ihn gebracht, die der Mutter so ähnlich war, so fest, so arbeitsstark, so karg im Wort. Mit ihr kam eine andere Schwester. Sie selbst reiste gleich wieder, nachdem sie den Kranken der Mutter überliefert hatte, sie war zur Oberin ernannt und mußte sofort den Dienst antreten.

Nun teilte sich Frau von Morveldt zwischen den Gutsgeschäften und der Sorge für den Geschlagenen. Sie fand Hilfe in dem einen für das andere. Und fand das Glück wieder nach so langer Zeit.

Jetzt brauchte er sie wieder und ließ ihr nicht mehr davon. Was all die Not der vielen schweren

Jahre auf sie gelegt hatte, ihr Gefühl war verdorben unter der Last. Denn sie hatte diesen Mann geliebt und sich nach ihm gesehnt, wie sehr, das wußte nur Gott und sie. Und jetzt — langsam kam es wieder herauf, leise und weh, gedämpft vom Alter, von Siechtum, Müdigkeit und Todesnähe, ein Spätglück im Dämmerschein, matt und der Klage beigesellt, und doch ein Glück.

Der Kranke sprach nicht, und sie fragte ihn nicht, daß er nicht sprechen sollte. Aber sie verstanden sich gut. Die mühseligen Worte, die sein ungelähmtes Auge redete, beantwortete sie ebenso lautlos durch helle Worte ihrer gesunden Augen und durch schnelle Hilfeleistungen ihrer Hände. Oft und lange saßen sie Hand in Hand, ihre Abendstunden gehörten ihm ganz, draußen schwieg der Tag, die Dämmer flüsterten mit den Lindenblättern, der Blütenduft schwoll und drängte sich und drang herein durch die offenen Fenster.

Und die beiden sitzen Hand in Hand, ein und derselbe Strom fließt durch sie hin, von allem, was geschehen ist, bleibt das eine, daß sie beieinander sind und zusammen gehören. Abendfrieden, Abendsegen — trotz aller Not und Bangigkeit.

Jetzt zuckt es in seinen Fingern. Sie fühlt, daß ihn das wachsende Dunkel bedrängt. Da steht sie

auf und zündet die Lampe an. Und kommt zurück an sein Bett in dem mattgrünen Schein von Zärtlichkeit und wachender Sorge. Er wendet den Kopf halb zu ihr hin, das Licht streicht über seine welken Züge und weckt die Schönheit ihrer Jugend. In seinem Auge wird es klar, und jetzt bebt es um seine Lippen. Sie neigt sich ihm entgegen, und da spricht sein Mund.

„Dörthe" — —

Was alles in diesem Worte ist! Ein ganzes Leben, das mit Liebe begann, von Irrfahrt und Heimkehr, von Schuld und Beichte, von Reue und gläubiger Sicherheit bewegt, ein Leben, das mit Liebe endet.

Da kommen ihr die Tränen, seit vielen Jahren zum ersten Male wieder. Ihr Atem setzt aus. Ihr Herz steht still, ganz lange. Sie fühlt es noch, wie sie fortgetragen wird, wie sie schwebt. Und dann ist sie über der Erde und über dem Leben.

Wie lange sie fortgewesen ist, sie weiß es nicht. Als sie wiederkommt, findet sie ihren Kopf auf seinem Deckbett, auf seiner Hand, und ihn in tiefer Ruhe.

Sie ist mit ihm zusammen im Seelenland gewesen, er aber ist noch nicht zurückgekehrt. Sie forscht in seinen Zügen, die wissen nichts von der Schwere, sie sind fern und verloren.

Wenn er niemals wiederkehrt! Ihr Sinn, der nicht weichlich geworden iſt, hat die aufrechte Antwort: faſt ſollte man es ihm wünſchen!

Sie hört ſeinen Atem nicht, und die Hand iſt anders, matter, welker und kühler, als ob in ihr etwas gerinnt. Sie fühlt nach ſeinem Herzen, ſie fühlt einen fernen, ganz fernen Flügelſchlag, der in den Abend verrauſcht. Und jetzt fühlt ſie nichts mehr. Nur, wie ſeine Adern in Kälte verebben. Sie gräbt ſich in ſein Geſicht und ſieht, wie ſein Auge ins Jenſeits ſich taſtet und über die Dinge hinausblickt — weit, weit.

Da weiß ſie, es iſt vollbracht. Sie küßt ſein Herz. Und ſchließt ſeine Augen vor dem Räumlichen, das ſie nicht mehr wollen.

Dann ſteht ſie auf und ſteht vor ihm, hart, gerade und ſtill, wie eine Totenwache, eine ganze Weile.

Da kommt die Schweſter und zerſtört die Gemeinſchaft. Frau von Morveldt gibt klar und hart ihre Anweiſungen. Dann läßt ſie die Bedienſteten im Flur zuſammenrufen und teilt ihnen mit, nüchtern und unbewegt, daß der Herr geſtorben ſei. Dann geht ſie über den Hof in ihr Arbeitszimmer, ſchreibt die Telegramme an ihre Kinder und erledigt das Nötigſte an Geſchäften. So bleibt ſie bis in die Nacht. —

Niemals hat jemand ein Gut in besserer Verfassung übernommen als Jochem von Morveldt. Sein flackernder Geist wird wie festgebannt in dieses kräftige, lückenlose Gefüge. Den ganzen Tag sitzt er bei seiner Mutter in deren Arbeitszimmer und müht sich in die Bücher ein.

Mehr als einmal will er verzagen. „Mutter, behalt' doch Du vorläufig die Oberleitung."

Sie sieht ihn an mit harten Augen. „So wenig traust Du Dir zu?"

„Nur für die nächste Zeit."

Sie schüttelt den Kopf. „Was man macht, macht man ganz. Und ich bin eine alte Frau."

Er wird rot wie ein Schuljunge, dann faßt er ihre Hand und sieht mit Sorge in ihr verarbeitetes Gesicht.

„Mutter, ich schäm' mich ja so! Da hast Du nun all die vielen Jahre für uns Dich abgearbeitet! Und jetzt, wo an mir die Zeit ist, die allerhöchste, jetzt will ich meine Pflicht auf Dich zurückwälzen."

„Nun, laß schon!"

„Du sollst 'was für Dich tun! Du brauchst Erholung. Willst Du nicht in ein Bad?"

Sie blickt mitleidig auf ihn. „Gib mir 'mal die Aufstellung vom Saatgut des vorigen Jahres. Und

dann sieh einmal nach, ob wir auf dem Schlag 63 vor zwei Jahren nicht Gerste hatten." —

In dieser Nacht bekam Frau von Morveldt einen ihrer schweren Gichtanfälle. Als sie am anderen Morgen frühzeitig wie immer zum Morgenkaffee sich eingefunden hatte, setzte, während sie mit Jochem bei Tische war, ihr krankes Herz bedrohlich lange aus. Nun bestand Jochem darauf, gegen ihren Willen, daß der Arzt geholt würde.

Der erklärte es für notwendig, daß die Leidende ausspanne und endlich ihre Gicht rücksichtslos durch eine Badekur bekämpfe. Frau von Morveldt sträubte sich. Sie könnte nicht fort von Rotenmoor, anderswo gäbe es für sie keine Erholung und keine Hilfe. Und im übrigen müßte sie nun schon so verbraucht werden.

Aber Schonung brauche sie unter allen Umständen!

Sich zu schonen versprach sie. Und da sie nachgiebiger wurde, sagte sie auch zu, daß sie es später vielleicht mit einer Badekur versuchen wollte. Nur müßte Jochem erst fest im Sattel sitzen.

Sie schonte sich nicht, sie verstand es nicht, an sich zu denken.

Und eine Woche später war es, zu Ende des Erntemonats, da wachte sie am Morgen nicht wieder auf. Sie war ihrem Manne in das andere Land nachgegangen.

18.

Vor dem Schloß von Rotenmoor werden Teppiche abgeladen.

Jochem, der neue Herr, braucht die farbigen Gewebe. Er liebt es, seine Blicke breit und langsam über den Schimmer der Fläche sich ausschreiten zu lassen. Das beruhigt ihn, das entrückt ihn, das trägt ihn in leuchtende Lande.

Nicht, als ob er nicht fleißig bei der Arbeit wäre. Jeden Morgen um halb sechs muß ihn Kreimann, sein getreuer Kammerdiener, wecken. Und im Dienst kann man sich auf Kreimann verlassen, ob er sonst ein Phantast ist, nicht weniger als sein Gebieter.

Jochem hat sich ihn aus Berlin mitgebracht, wo er schon im letzten Jahre den Dienst versah, nachdem sein Herr ihn einem unglückseligen Dasein entrissen hatte.

Philander Kreimann war ein Kind der Bühne, sein Vater war Theaterfriseur gewesen, seine Mutter Souffleuse. Philander hatte gute Mittel, eine

Devrientnase, große Augen und ein tönendes Organ, sein tragischer Ehrgeiz war groß, aber sein Pathos war falsch, und so wollte er über den Chor nicht recht hinausgedeihen. In Zeiten der Niedergeschlagenheit erlernte er das väterliche Handwerk. In einer Stunde des Zorns sagte er dem Theater Lebewohl.

Aber er kam im Geschäftsleben nicht recht auf die Beine. Er trug doch zu viel Nachdenklichkeit und Heimweh mit sich herum. So fand ihn Jochem, und der machte ihn zu seinem Kammerdiener.

Sie waren es beide zufrieden. Den Schuß Elegie und Höhenluft zu aller Geschicklichkeit und Dienstreue konnte Jochem gut vertragen, und sehr willkommen waren ihm die Geister des Schminktopfes, die Philander zu rufen verstand wie einer.

„Kreiphi, wir werden Schweine! Sie haben mich heute morgen nicht rasiert. Oder soll das stilgemäß sein, von wegen die Stoppelfelder da draußen?“

„Es ging so in der Hast —“

„Wenn wir erst so anfangen, dann enden wir auf dem Mist.“

Der Kultus seines Körpers war Jochem heilig. Sein Bade- und Ankleidezimmer ein Tempel der Schönheit. Die Opfergeräte strahlend in Marmor, Silber und Elfenbein.

Des Tempeldieners Tagewerk war reichlich bemessen.

Jochem selbst blieb der fleißige Arbeiter. Auf den Feldern, in der Schreibstube tat er nach Kräften sich um, vom Morgen bis in die Nacht.

Selten nur sah er Ursula und meist aus der Ferne. Sie in ihrem Revier und er in seinem, und beide bei der Arbeit. Das gab ihnen ein Gemeinsames und eine Fröhlichkeit dazu, wenn sie sich Grüße winkten.

Ein paarmal sprachen sie sich flüchtig. Ursula kam über die Grenze und musterte seine Rübenfelder. Leider stehen sie immer besser, je öfter ich sie mir ansehe! Wütend kann man werden!"

„Und ich bin doch so unschuldig daran."

„Niederträchtig ist es aber doch. Warum haben bei Dir die Nematoden weniger gehaust!"

„Ja, die Welt ist so. Der eine hat die dicksten Rüben und der andere die dicksten Maden. Ich will mir aber alle Mühe geben —"

Sein Hohn war liebenswürdig, ohne Großtuerei, und Frische war in seinem Wesen. Er hatte an die vier Stunden im Sattel zugebracht, Kleider, Handschuhe und Gesicht trugen Spritzflecke, seine Geleckheit hatte erfreulichen Schaden gelitten, die

äſthetiſchen Geheimmittel und ſchauſpieleriſchen Schnurrpfeifereien waren zu Hauſe geblieben.

Urſula verzieh ihm ſeine Teppiche, ſeinen Stil und die gepflegte Geſte, da er von ihnen frei ſein konnte. Und ſie ſprach mit ihm von landwirtſchaftlichen Dingen, auf die er mit geſchmackvoller Beſcheidenheit einging.

Er hatte eine glückliche Stunde und hielt ſich gut in der Gewalt. Dabei ſpürte er wie immer ſeine Wirkung, und je mehr er gefiel, um ſo mehr gelang ihm eine kühle und reinliche Feſtigkeit. So fand er den lange erſehnten Lohn. Urſula forderte ihn auf, doch einmal am Abend nach Eichhof hinüberzukommen.

„Mit Freuden," ſagte er ruhig. „Heute und morgen wird es nichts werden. Aber wenn Ihr mich übermorgen haben wollt —?"

Er hatte geſiegt. Urſula, die ſich in letzter Zeit ſteifnackiger als je gegen ihn gebärdet hatte, jetzt neigte ſie ſich ihm in Hulden. Nun ja — was bedeutet denn ſchließlich die hohe Stirn der Sprödigkeit und wozu anders iſt ſie im Grunde da, als daß ſie ſich einmal beugen muß! Weib iſt Weib.

Freilich, mit Urſula muß man ſehr fein ſänftiglich fahren. Mit all den gaukelnden Farbenſpielen, der ſchaukelnden Ueberlegenheit, dem tändelnden

Verblüffen, mit all dem Prickeln und Streicheln der Sinne, hier ist nichts damit zu erreichen.

„Kreiphi, ich muß heut' abend einen Charakterkopf haben, einen gutartigen, gereift, solide, jovial. Gewinnend in Ehren."

Also gerüstet trat Jochem am Abend den Weg nach Eichhof an.

„Hast Du Deine Geige nicht mit?" fragte ihn Ursula. „Die aus der Provence, die so weint wie eine Frau?"

„Ich hab' mich so lange nicht mit ihr beschäftigen können, ich fürchte fast, die weinende Frau wird sich inzwischen getröstet haben."

„Du bist ein heftiger Landwirt geworden. Und Du hast Freude an der Arbeit!"

„Nicht so sehr. Jedenfalls kann ich mit weniger auskommen." Er kaute schmunzelnd die Oberlippe.

„Bild' Dir nur nicht ein, daß es leichter wird."

„Ich weiß."

„Je mehr Du erst verstehst, um so mehr wird es."

„Dann werd' ich mich also bemühen müssen, möglichst wenig zu verstehen." Er lachte sorglos und jung.

Inzwischen kamen Herr von Eich und Dame Doria. Auch sie fragten nach seiner Geige. Da setzte er ein zerknirschtes Gesicht auf.

„Das hat man nun davon! Wochenlang schindet man sich die Knochen lahm in seßhafter Arbeit und hat unerschütterliche bodenständige Vorsätze. Hilft aber alles nichts. Man ist der Vagabund und bleibt der Musikant.“

Sie nahmen seinen Kummer nicht schwerer als er war. Erreicht hatte Jochem aber doch, daß man ihn eines landwirtschaftlichen Gesprächs würdigte. Erst fragte er mehr und hörte, dann legte er sich selbst ins Zeug. Zunächst noch so, daß er um Rat nachsuchte, dann aber mit eigenen Gedanken, Entwürfen und Eroberungen.

Es müsse etwas geschehen — neue Kulturen brauche Rotenmoor. Warum würde hierzulande nicht mehr Hopfen gebaut? Sie hätten hier doch alle so guten Kalkmergel. Und Obstplantagen wolle er anlegen. Ueberhaupt, viel intensiver wolle er wirtschaften. Und etwas, von dem er sich besonderes verspräche: Geflügelzucht in größtem Maßstab wolle er treiben.

Herr von Eich nickte zu manchem, hier und da lächelte er, aber seinen Rat gab er freudig und seine Zweifel schonend.

Ursula jedoch, die Jochem mit grausam festen Blicken gepackt hielt, sagte höhnend: „Mir ist es, als hörte ich Onkel Bolko reden.“

Das war ein unerwarteter Hieb, schneidend und bitter hinein in das Glück seiner Beredsamkeit. Doch behielt er sich gut in der Gewalt, und mit einer Art freundlicher Selbstironie fuhr er fort: „Apropos — erfunden hab' ich auch was. Einen Hühnertastapparat. Wenn Onkel Bolko den sieht, wird er herbe."

Mit dieser fröhlichen Sicherheit und Selbstbeherrschung entwaffnete er Ursula, und es blieb friedlich

So konnte er sich beruhigt und gehoben in dem Zimmer umsehen, dessen stiller Geschmack und wie natürliche Innigkeit ihm unendlich wohl taten. „Wie gut habt Ihr es hier," sagte er mit ehrlicher Wärme.

„Und Du in Deinem Schloß —"

„Ach, das ist ja mein ganzer Schmerz! Dieser Hexenkessel von ästhetischen Ruchlosigkeiten! Ich bin weiß Gott kein Stilist —"

„Na, na —"

„Und eine gewisse Reihe von Kakophonien und ein paar Schönheitspflästerchen — à la bonheur. Aber nichts als Pflaster statt der Schönheit —!"

„Und so ist Rotenmoor?"

„So ungefähr. Hier steckt jeder Stil und jeder Geschmack dem anderen die Zunge raus. Und so etwas von Farbenlehre!"

Er hielt dagegen, was seine Reisen ihm gezeigt hatten. Von normannischen Schlössern erzählte er Wunderdinge. Und immer waren es die Farben, von denen er sich tragen ließ, auf denen er sich wiegte, mit denen er lebte.

Gern hörte Ursula ihm zu. In seinen Worten war etwas, was die Gedanken beschwingte, ins Weite. Und dann kam es gar zu einer Vertraulichkeit, als sie ihm offenbarte: „Ich hab' es ja nie wahr haben wollen. Und hab' es immer als Verrat betrachtet an Eichhof und an mir selbst. Aber manchmal möchte ich in die Welt."

Jochem sagte nichts darauf, und das war ihm zum Heile. Wie dankbar versunken war er in ein solches für Ursula bedeutsames Bekenntnis, das recht eigentlich an ihn gerichtet war. Dafür nahm Ursulas Vater das Wort.

„Aber Kind! Da fühlst Du nicht mehr und nicht weniger, als was alle Menschen fühlen!"

Nun wandte sie sich fast leidenschaftlich gegen ihn. „Fühlen das alle? Um so schlimmer! Aber ich — ich fühl' es ja im Grunde gar nicht so, Gott sei Dank. Reisen ist es eigentlich gar nicht, was ich möchte. Und wenn es bei allen anderen natürlich ist, bei mir wäre es eine ganz unnatürliche Treulosigkeit!"

Der Vater und Doria lachten dazu, wie sie sich so kindlich beschimpfte. Jochem nicht, er blickte still in ihr Wesen hinein.

„Aber fortfliegen können möchte ich manchmal, nur auf ein paar Stunden. Und dann wieder hier sein. Und nicht bloß Städte und Länder sehen — in vergangene Zeiten möchte ich zurück. Das heutige London ist mir höchst gleichgültig, aber nach dem Tower verlangt es mich. Und auf der Alhambra sitzen und auf einem der Nürnberger Warttürme mich niederlassen — so was möchte ich können."

Ihr Vater und Doria sprachen dazu, gute und gescheite Dinge von deutscher Heimatinnigkeit, die doch wandern muß, vom Zaubermantel deutscher Romantik, und von deutschen Bauernjungen, die Wikinger waren. Jochem aber schwieg, und dies Schweigen nahm Ursula ihm gut. Sie wurden eine Art Bundesgenossen in der Stille, Bundesgenossen gegen die Aelteren, die nun einmal so rationalistisch sind, daß sie für alles Worte finden müssen und in Worten sich geistig am wohlsten fühlen.

Und von diesem Bewußtsein nahm Jochem auf den Heimweg einen inneren Glanz mit sich, in den seine Phantasie — jetzt brauchte er ihr keine Gewalt mehr anzutun — immer mehr von ihren uner-

ſchöpflichen Wünſchen hineinwarf. So wurde das Leuchten ein Feuer und wirbelte auf in hellen Flammen.

„Reiſen — mit mir ſollſt Du reiſen! Nein, fliegen, fliegen werden wir! Den Zaubermantel habe ich, von Glück und Sehnſucht iſt er beſchwingt. Ich hülle Dich ein in ihn, uns beide umhüllt er, und die Zärtlichkeit, die in Dir ſchläft, wärmt ſich an meiner Bruſt.“

So ſchritt er durch den Abend und träumte, ſehnte ſich und ſang.

Er konnte nicht ſchlafen, er wanderte durch die Zimmer ſeines Schloſſes und wanderte zurück in vergangene Zeiten. Ein beglaubigter Chorſtuhl aus ſaliſcher Zeit — welch ein Ruheſitz zum Träumen! — ſah durch all die Räume der Jahrhunderte, über all ihre Zeugen hinab bis in den reichen Hausrat des Empire. 1024 – 1125

Aber es tat nicht wohl, hier zu wandern. Nein, nein — weh wurde einem zu Sinn. Wär' es doch eine Wildnis geweſen! Aber dieſe Ordnung, dieſe Uebergänge, dieſe Verbindungen, dieſe Ergänzungen und dieſe Verzierungen — oh! — wie ſchlimm waren die, wie bitterböſe! Daß es ſo was von übeltäteriſchen Händen geben konnte!

„Nein, Urſula, ſo ſollſt Du nicht mit mir wandern. In dieſes Gräuel führe ich Dich nicht hinein. Hier muß erſt einmal grimmige Arbeit getan werden.“

Er rieb ſich die Hände. Und an der frohen Leidenſchaft für die Erſehnte ſteigerten ſich ſeine künſtleriſchen Forderungen.

Hier ſollſt Du ein Reich finden, Urſula, ganz wie es Deiner würdig iſt, Deiner und Deines Traumwandels, der mir ſo viel Entzücken gibt. Der recht eigentlich die Brücke iſt zwiſchen uns beiden. Du haſt Dir ja lange genug Mühe gegeben, das Bauernmädchen zu ſein, das Du nicht biſt. Nun biſt Du mir nahe. Und haſt es mir ſelbſt freiwillig offenbart.

Hier ſollſt Du Dein Reich finden! Eine neue Aufgabe blüht mir, eine ſchönere, farbiger und ſinnenfreudiger, als die da draußen. Aber beides ſoll Hand in Hand gehen, wie bei Dir. Daß Du Wohlgefallen an mir habeſt.

Heute aber gehören meine Gedanken dieſem Reich der ſchönen Freude.

Und ſein Geſchmack ſchritt durch die Räume und zerſtörte und ſchuf.

Er ließ ſich eine Flaſche Wein bringen, an Schlaf konnte er noch nicht denken. Es wurde zwei, ehe er ins Bett kam. Und Philander hatte um halb ſechs ſeine bittere Not.

19.

Anſelm ſaß bei Bernardine in ihrem Oberinnenzimmer. Sie hatte ihre freie Stunde, aber die war ſo, daß für andere gut ein Tagewerk hätte daraus gemacht werden können. Beſuche, Geſuche, Meldungen, Briefe, die ſie ſofort beantwortete — ſo ging es hin und her. Und doch verlor ſie nie den Faden, den ſie mit Anſelm ſpann.

Das Zimmer, klein und ganz ſchmucklos, ſelbſt ohne die gewohnten frommen Bilder, lag hoch und hatte den Blick in den Garten des Krankenhauſes, wo der milde Oktobernachmittag ſich der Rekonvaleſzenten annahm. Auf dem Raſen, in den Gängen, überall blauweiß geſtreifte Jacken.

Bernardine war mit Anſelm nicht zufrieden. „Du haſt was zu vergeſſen. Nun ja, jeder hat ſein Rotenmoor — das er nicht hat. Und richtig zu vergeſſen, das iſt die ganze Kunſt und Kraft des Lebens. Du aber machſt es nicht richtig.“

„Ich ſuche, Bernardine. Und ſuchen — das ſollte nicht das Richtige ſein?“

„Das Denken iſt Sonntag. Und ewiger Sonntag — das halten nur die ganz Fröhlichen aus. Gehörſt Du dazu?“

„Nein.“

„Darum mußt Du viel Alltag haben. Eine harte Nüchternheit. Die ſtrenge Linie. Soldat, Anſelm. Das iſt für Dich das Rechte.“

Er ſchüttelte den Kopf und ſchwieg.

„Ich brauch' Dir nicht zu ſagen, was dieſer Beruf an Schönem hat und an Größe. Ich ſag' Dir nur, was Dir ſchlimm an ihm erſcheint. Aber dies Schlimme iſt grade das, was Du brauchſt.“

Hier kam eine Störung. Dann fuhr Bernardine fort: „Du ringſt um den Glauben. Du meinſt, er ſei das Höchſte.“

„Iſt er das nicht?“

„Nein. Man hat uns gelehrt, die guten Werke zu verachten. Man ſetzt ſich faul in dem alleinſeligmachenden Glauben wie in einem bequemen Sofa zurecht. Glauben — glauben ſelbſt iſt gar nichts. Tun iſt das Wahre — Tun iſt der wahre Glaube.“

Anſelm war vor den Kopf geſchlagen, dann warf er ein: „Du ſprichſt von guten Werken. Aber der Glaube muß uns doch erſt weiſen, was gut iſt.“

„Was gut ist? Das soll fraglich sein? Was gut ist, das fühlt jeder. Das ist das Gegebene. Und weißt Du, was das eigentlich Schlimme ist und der ausgesprochene Gegensatz von gut? Das Fragen: was gut ist!“

Das ist keine Philosophie, das ist auch nicht gnadenreich in Hingebung. Wie eine Königin ist Bernardine, selbstsicher, aufrecht und fordernd, „selbstverständlich“ ist ihr Wappenschild. Ihre Arbeit dient nicht, sie herrscht.

Anselm findet nicht den Weg zu diesem Stolz. Einsam bleibt er und einsam zieht er von hinnen. Um ihn braust der Straßenlärm, der stört nicht seine Gedanken, der Menschenstrom will ihn verschlingen, aber Anselm bleibt oben und läßt sich tragen. Gejagte um ihn her, die einen von Not, von Gier die andern, von Wünschen, von einem Suchen — Getriebene, Vertriebene und Vertrauende auch, die dem Hafen zusteuern, Liebende und Ersehnte. Und alles, was er sieht, was er ahnt und was sich ihm verbirgt, all das Grelle und all das Scheue, das Häßliche, das Offene und das Tückische, das Warmherzige und die satte Gleichgültigkeit, die Hoffnung und die Verzweiflung — alles tönt zusammen zu einem großen Akkord, nichts geht verloren, das Kleinste nicht, nichts

iſt entbehrlich. Nichts von den geheimſten, dunkelſten Trieben, nichts von dem blaſſeſten Sternendämmer in uns, kein feinſter Nadelſtich des Schmerzes, kein leiſeſtes Zittern, das nicht weiß, ob es klagt oder lächelt — nichts iſt verloren, nichts iſt verworfen, alles klingt und ſchwingt in die große Sinfonie der Notwendigkeit, die der große Meiſter ſpielt.

Das iſt der Weltenſang, und wer ihn hört, iſt der nicht dem Weltenmeiſter nahe? Muß er ihn nicht fühlen und nicht zu ihm beten?

Und an ihn glauben?

Glaube ich an ihn, muß mein Glauben eine Zuverſicht ſein, eine Gewißheit, die ohne Wiſſen nicht ſein kann. Was weiß ich von Gott? Wie iſt er? Wer iſt er?

An ſeinen Früchten ſollt ihr ihn erkennen — gilt dieſes Natürliche nicht auch für Gott?

Ich ſehe ſeine Werke und höre ſein Wirken. Und meine Erdennot und meine Wiſſensſehnſucht fragt: Iſt alles gut, was er wirkt? Iſt nicht auch das Fehlen und Irren von ihm, von ihm und bei ihm?

Und wenn das Gute und Böſe in ihm iſt — iſt das zum Erſchrecken? Nein, es iſt gut. Seh' ich ihn ſo nicht klarer, iſt er uns damit nicht näher, iſt er

nicht dadurch lebendiger, wärmer, uns hingegebener und darum gütiger? Kein fertiger, selbstherrlicher Gott, ein Wanderer und darum der beste und klügste Richter, der treueste Berater, der sorgsamste Freund mit mildestem Lächeln. Ein Gott, der den großen Humor hat, den Humor eigenen Irrens, den Humor des Verstehens und Verzeihens. Ein Gott, der nicht ist, ein Gott, der wird, und darum, weil er nichts Träges ist, weil er wandert und schreitet, sich wahrhaft freuen kann, freuen an sich wie an uns. An seinem Wege zum Licht, den er uns voranschreitet, selbst ein Kämpfer, selbst ein sich Mühender, selbst ein Sieger.

Zu dieser Höhe hat Anselm sich durchgerungen. Oft genug ist er zurückgesunken, oft genug schwindelt es ihn noch, denn der Abgründe sind viel. Und die Seligkeit solcher Gottesnähe, immer wieder muß er sie erkaufen mit dem Trübsal neuer Zweifel, mit den Qualen der Verzweiflung. Und wie locken dazu immer aufs neue die bequemen Niederungen, die satten Weiden für gottvergessene Menschlichkeit!

Langsam geht Anselm nach Hause. Er zündet sich die Lampe an und vergräbt sich in Jakob Böhme, in die „Vierzig Fragen von der Seele nebst dem umgewandten Auge".

In dieſer Welt findet ihn Bernd. Und Bernd iſt ein Helfer aus der Not. In der Not aber ſteckt Anſelm, in der Not des ewigen Sonntags, von dem Bernardine ſagt, daß nur die Fröhlichſten ihn ertragen können. So ſchwer und ſchwarz findet ihn Bernd, daß er faſt erſchrickt. Aber nun nimmt der Aeltere den Jungen und führt ihn andere Pfade. Und Anſelm läßt ſich führen, denn Bernd hat einen Zauber in ſeiner feſten reinlichen Hand, das iſt der Händedruck von Urſula, deren Grüße er bringt.

Wohl verweilen ſie bei Jakob Böhme, dem nachtbeſchwingten, dem weichen, zarten, ſehnſüchtigen Dämmervogel, der in den lautloſen Aufgang Aurorens einzieht und im leibhaftigen Schauen der Gottesſtille ſein Heimweh löſcht — aber gleich iſt auch ſchon Bernd bei einem andern lieben deutſchen Schuſter und Sinnierer, dem die Morgenröte eine ſingende Schweſter der Nachtigall iſt. Und ſie ſprechen vom deutſchen Handwerk, ſeiner Seele und ſeiner Kunſt, und vielerlei vom deutſchen Leben.

Das ſind Erholungsfahrten für Anſelm, der friſcher dreinblickt und fröhlicher atmet.

Und iſt Urſula nicht bei ihnen auf dieſen Gängen?

Noch vermeidet er es, von Rotenmoor zu ſprechen. Bernd, der ſeinen Schmerz kennt, bewahrt ihn ſelbſt vor ſolchen Fragen. Aber von Urſula reden ſie, und wenn ſie nicht von ihr ſagen, wandern wohl die Gedanken zu ihr. Erſt gehen ſie Hand in Hand, dann aber reißt Anſelm ſich los, ſtolpert ſeitwärts und ſtürmt voran, in Trotz, in ſehnſüchtiger Kraft, in ſchmerzlicher Liebe.

Urſula! Wenn Du bei mir ſein könnteſt, ich hätte die frohe Stärke, die man zum Sonntag braucht. Urſula! Warum biſt Du nicht bei mir!

20.

Zwei Tage liegt nun ſchon der Novembernebel auf den Feldern, Tag und Nacht. Und macht die Menſchen ſchwer mit ſeiner brauenden Dumpfheit und ſeiner grauen Stille und weh mit ſeinen Stimmen, denn ſeine Stille ſchweigt nicht, ſie klingt aus trauriger Ferne.

Immer lebt etwas auf, leiſe, man weiß nicht was — iſt es ein verlorener Hilferuf, ein Abſchiednehmen, ein Wimmern um den Tod? Glockentöne von begrabenen Städten und verſchollenen Heiligtümern, weither flüſtert das Verwunſchene aus alten geſtorbenen Zeiten. Und weinende Seelen treibt es um, die keine Ruhe finden.

Urſula hat ſich müde geleſen, und nun horcht ſie auf dieſen wallenden, klagenden Büßerzug. Traurig iſt ihr zumut, eng und bang wie in einer Gefangenſchaft.

Wie kommt ſie in eine ſolche Verfaſſung? Städterinnen haben ſo etwas, die ſtill ſitzen, die im

Zimmer hocken und Handarbeiten machen. Und ſie — iſt ſie nicht eines Landmanns Kind? Und ſelber ein Landmann!

Sie geht auf den Gutshof. Da hört ſie andere Klänge vom ſtarken Leben, den Dreiſchlag der Dreſcher, das Klirren der Ketten aus den Ställen. Das macht ſie froh, aber der Frohmut hält nicht an, und die Luſt zu ihrer Arbeit will ihr nicht kommen.

Sie weiß ſelbſt nicht wie, gleich ſitzt ſie wieder im Zimmer, die Arme aufs Fenſterbrett geſtützt, allein, und träumt in die graue Verlaſſenheit, und träumt ſich in eine Sehnſucht und in einen Zorn.

Ihr fehlt etwas — ſie reckt ſich auf, es ſurrt und flimmert ihr Blut.

Soll ich fort, ſoll ich reiſen, in die Welt, in das Helle hinein? Nach Berlin, in das Licht der Ballſäle und Theater! Soll ich von Bernd mich führen laſſen durch die Kunſthallen, durch der Schönheit Lande? Soll ich Anſelm ſuchen und ſeine Hand nehmen und von ſeinen großen Augen mich umfangen laſſen und mich mit ihm einſpinnen in ſeine ſummenden Gedanken, in das Heimweh ſeiner Seele? Und ihn tröſten über Rotenmoor?

Rotenmoor — nicht einmal von Rotenmoor weiß ſie etwas, ſo wenig wie von der Welt. Jochem

iſt ſeit Wochen fort, es heißt, er ſei in Berlin. Mehr weiß ſie nicht und will ſie auch nicht wiſſen.

Auf dem Gange iſt ein fremder Schritt. Eine männliche Stimme, die mit dem Mädchen ſpricht. Beſuch iſt gekommen —

Sie ſteht auf. Da wird Onkel Bolko gemeldet. Vor ein paar Tagen iſt er wieder ins Land geſchneit, diesmal in Gebrechlichkeit oder doch entzwei. Seine Flugmaſchine — etwas ganz Beſonderes, ein Schwimmapparat zugleich und fähig, aus dem Waſſer aufzuſteigen — hat ihn auf die Erde geſchmiſſen.

„Onkel Bolko! Du biſt noch der Beſte von allen!“

„Nicht wahr? Und Du ſollteſt es Dir doch ſehr überlegen. Weißt Du, was der Doktor ſagt, der mich wieder zuſammengeleimt hat? Ich hätte Jünglingsglieder. Jüng—lings—glie—der!“

„Die haſt Du auch. Aber gerade darum biſt Du ja ſo flatterhaft. Und darum —“

„Vielleicht bin ich jetzt von Dauer.“

„Du?“

„Ja, hier iſt nämlich was.“

„Noch was? Außer mir?“

„Ja. Und Du ſollſt ſehen, wie ich das in Flammen ſetze.“

„Iſt Dir zuzutrauen. Und willſt Du mir verraten —“

„Ja. Weißt Du, daß wir hier Erdgas haben?“

„Erdgas — nein. Erdgas — ich weiß nicht mal, was das iſt.“

„Natural gas. Das heißt, ob hier bei Euch was iſt und in Rotenmoor, das weiß ich noch nicht. Aber auf dem Bauernhof, den die Erben verkaufen wollen, da hab' ich was entdeckt.“

„Und nun?“

„Und nun? Wo Erdgas iſt, iſt auch Erdöl.“

„Das wäre —“

„Und nun? Nun ſollt Ihr ſehen, was hier lebendig wird. Heizmaterial für eine große Kraftzentrale. Die leg' ich hier an, für die Güter mit ihren Betrieben und die kleinen Städte ringsum.“

„Ja, kaufſt Du denn das Bauerngut?“

„Ich — nein —“

„Jochem?“

„Nein. Der ſtellt ſich dumm an, oder iſt es. Oh — ich bring' das Geld ſchon zuſammen. Aber man muß das ſchlau anfangen. Sonſt macht das ein anderer. Oder die Erben verkaufen nicht. Ja, ja, wir werden das ſchon deichſeln. Und dann ſollſt Du ſehen, was ich für eine gute Partie bin.“

Er nimmt ihre Hand, ſtreichelt ſie und freut ſich an den Grübchen. „Dieſe ſüßen kleinen Futternäpfe für die Fingerſpitzen," ſagt er. Man iſt bei ihm ganz andere Dinge gewöhnt, und doch ſchlägt ſie zornig nach ihm, da ſie hiermit an eine Frechheit Jochems erinnert wird. Iſt das ein Familienzug der Morveldtſchen Finger? Ihre Stimmung iſt in ernſter Gefahr.

Da kommt ihr Vater, den der alte Sünder gleich mit all ſeinem Erdgas überſtrömt.

Herr von Eich hat keine Begeiſterung für Onkel Volkos Pläne. Aber deſſen Beobachtung iſt ihm wiſſenſchaftlich intereſſant, und er läßt ſich bereit finden, mit dem Entdecker die ganze Gegend einmal abzuleuchten.

Bloß die großen Entwürfe! „Lieber Volko, wenn Du nur nicht ſelber Erdgas wäreſt! Ebenſo leicht entflammt. Und ebenſo flüchtig. Du bringſt es fertig, uns hier feſt- und hineinzulegen, und biſt ſelber längſt durchgebrannt."

„Nein, nein, nein — ganz gewiß nicht. Dieſes Erdöl wird meine letzte Oelung ſein."

Er iſt vorläufig zufrieden, Herrn von Eichs Forſcherſinn gewonnen zu haben. Dann begibt ſich das Geſpräch in deſſen Laboratorium. Sie ſprechen über ein neues Verfahren, die Abwäſſer der Zucker-

fabrik, die üblen, nichtsnutzigen, als Dungmittel zu gewinnen. Herr von Eich ist einer besonders glücklichen Art der Zersetzung auf der Spur.

Als Onkel Bolko Abschied nimmt, schlägt er sich vor den Kopf. „Herrgott, da hätt' ich die Hauptsache bald vergessen. Jochem läßt Euch bitten, Donnerstag abend seine Gäste zu sein."

Donnerstag abend fahren sie nach Rotenmoor.

Zarter wird der Nebel, müder und blasser. Er sinkt und steigt und teilt sich. Lichter werden lebendig, Schein auf Schein glimmt durch den Abend und flutet heran, Fenster über Fenster entzünden sich und lodern, und nun loht es weit und groß, ein Flammenschloß, brennend in festlichem Feuer.

Ursula ist fast erschreckt von dieser Lichtfeier, die ihr entzündet ist. Vater Eich schüttelt sparsam bedenklich den Kopf, Doria grunzt etwas in ihren Bart, ein Unbehagen ist über ihnen allen.

Unter den mächtigen Barockkandelabern der Freitreppe stehen wartend zwei Diener in neuer Livree.

Ursula sieht auf ihr bescheidenes Kleid. Nun wird Jochem festlich geschmückt sein wie sein Haus — und sie freut sich schon, daß sie auf ihn zornig sein darf. Aber Jochem weiß zu gut, daß man sich

nicht beſſer kleidet als ſeine Gäſte. Und er empfängt ſie in ſo einfachem Anzug, wie ſie ſelbſt erſcheinen. Damit iſt ein verträglicher Ton gewonnen, und das Gefühl der Ueberraſchung bleibt nicht ſpitz und gewaffnet, breit und gemächlich kann es Mund und Augen aufſperren.

Jochem führt ſie durch die Räume, und gleich fühlen ſich alle im Reiche des Geſchmacks. Er hat keine Ausſtellungszimmer geſchaffen, nicht die Biedermeier-, Rokoko-, Renaiſſance-Gemächer eines Möbelmagazins. Keine Stilreinheiten und Starrheiten. Jeder Raum iſt eine Entwicklung, eine Geſchichte, eine Geſchichte des Hauſes, des Geſchlechtes. Und was dieſe Uebergänge trägt und beſchwingt, das ſind die Färbungen. Im Reiche der Farbe fühlen ſich die Schauenden.

Jochem zeigt nicht und erklärt nicht. Seine Augen ruhen auf Urſula und deuten ſich all die beredten Schwingungen ihrer Züge. Erſt hat ſie den Zartheiten dieſer Kultur ſich widerſetzt. Aber die leiſe Sicherheit ſolchen Geſchmackes wirkt doch auf ihre feinen Sinne, und dann läßt auch ſie ſich wiegen von den weichen Fluten dieſer ſachten und gewiſſen Harmonien.

Doria, durch eine Bemerkung von Onkel Bolko angeregt, iſt die erſte, die Kritik übt. Aber dieſe

Kritik ist gut. „Sie haben in jedem Raum den Sieg einer Nuance, der die andern huldigen. Und wenn Sie hier sogar das Pfauengrün Hand in Hand mit dem Ananasfarbenen dem Perlgrau zu Füßen zwingen — alle Achtung!“

Jochem verneigt sich und dann verrät er etwas mit schelmischem Lächeln. „Das Lampenlicht kommt mir zu statten, das aus dem Grün den Uebergang, einen mattgelben Schimmer, hervorlockt. Bei Tage würde ich mich hüten, Ihnen diesen Raum zu zeigen. Ehe er seine orangenfarbenen Vorhänge hat.“ Und als sie weitergehen, verrät er mit derselben Munterkeit noch mehr. „Auch sonst gibt es hier manche Potemkinsche Dörfer.“

Ursula, die schon erdrückt wird von der Vollendung, atmet fröhlich auf. Jochem wird wärmer, zuversichtlicher und glückhafter, und übertreibt es wieder. Er faßt ihre Hand und beugt sich zu ihrem Ohr. „Weißt Du — das alles — nur wenn Du Dich darüber freust, hat es Sinn!“

Das ist ihr zu viel, und sie wird kalt. „Ich möchte nachher mal in den Turm. Hast Du Anselms Zimmer auch verschönt?“

„Nein.“

„Ich hätte es auch nicht gelitten.“

Jochem lehnt sich zurück. Seine Empfindlichkeit, die so leicht den Boden verliert, fängt an zu taumeln. Nicht gelitten — Anselms Zimmer —! Für Anselm und gegen ihn! Gegen ihn — so ganz gegen ihn?

Ich hätte es nicht gelitten! Von ihm nicht gelitten! Das setzt doch einen Zusammenhang gerade mit ihm voraus, einen Einfluß auf ihn, eine Macht über ihn. Und daß sie zu dieser Macht sich bekennt, ist das nicht ein Zugeständnis? Ein großes sogar bei ihrer ganzen Art?

So kommt er wieder nach oben. Dann drückt das Wort „verschönt" ihn wieder hinab. Darin ist ein Hohn. Aber der ist zu gewollt, als daß er aus der Tiefe käme. Der Hohn soll sie schützen. Das ist so ihre Art, sich zu verstecken. Er hat wohl gesehen, wie gern sie mit ihm wanderte, wie sie sich tragen ließ, wie sie schwebte und flog in die neuen Lande, die er ihr aufgetan.

Er steht wieder fest auf den Füßen. Und sie selbst gibt ihm, ob ihr auch unbewußt, einen Halt.

„Und nun mach' mal all das Licht aus!" befiehlt sie. „Es ist ja gräßlich, solche Verschwendung."

Ist das nicht geradezu hausmütterlich gesprochen? Mit rotem Kopf, fast verlegen, gibt er den Befehl weiter, so benimmt ihn diese Traulichkeit.

Sie gehen zu Tisch. Die Tafel ist ganz einfach gehalten in dem so gut wie schmucklosen Eßzimmer, dessen Wände und Decken mit hell gefärbtem Eichenholz ausgelegt sind. „Die Täfelung muß zur Tafel passen. Ernsthaft das Material und leicht die Bereitung."

Jochem ist fröhlich, Onkel Bolko hat den Schelm im Nacken, beide wechseln sich ab in Schnurren und Schnurrpfeifereien. Garnisongeschichten müssen herhalten, Reiseerlebnisse und Entdeckerfaxen. Dann kommen sie zu Landmannsfreuden und Leiden, und jetzt landen sie am ernsten Ufer

Ursulas flatternde und sich schaukelnde Gedanken werden immer fester in eine Frage geschlossen, immer heißer in einen Kampf gezogen.

Ich brauche nur die Hand auszustrecken, und all dies ist mein! Dies Schloß mit seinen Schätzen und das weite Land ringsum, das ganze herrliche Rotenmoor! Das kann einem wohl den Kopf verdrehen! Aber strecke ich die Hand aus, so gehört sie Jochem. Und der — ist er so, daß ich sie ihm geben kann?

Sie betrachtet ihn wieder und wieder. Er sitzt neben ihr und hält sich gut. Keine besondere Vertraulichkeit gegen sie, keine dieser leidenschaftlichen

Ueberſtürzungen und Verblüffungen, die ſie nicht leiden kann. Kaum, daß er ſie beſonders auszeichnet. Es iſt faſt eine hausbackene Selbſtverſtändlichkeit über ihrem Beieinander. Und es ſcheint ſo, als ob auch die andern alle hier ein Selbſtverſtändliches empfinden und gutheißen.

Sie muſtert ſeine Züge, die anmutiger ſind, als einem Manne anſteht. Und dabei nicht weichlich werden, weil ſie ein geiſtiges Leben haben, bis zur Bitternis. Die Müdigkeit, die ſich leicht um die vollen Lippen bettet, iſt heute ganz verſchwunden. Die Augen greifen hell und kräftig zu. Und doch — Urſula hat dafür den feinen fraulichen Inſtinkt — gerade mit den Augen iſt es nicht ganz richtig. Gaukler ſind und bleiben ſie, Spielleute, Komödianten. Wie gut wiſſen ſie ihre Gewandung zu drapieren, die Brauen, die Lider, die Wimpern. Sie haben ſich zu ſorgſam ſtudiert, ſie verſtehen ſich allzu wohl auf ihre Wirkung. Bewußt ziehen ſie ihre Regiſter. Ganz ſchlicht können ſie ſein, ganz ehrlich, ganz jung, vertrauend und unbefangen. Sie können, ja ſie können. Und können noch mehr, wenn ſie wollen, viel, viel mehr. Sie ſind groß im Verſchweigen, ſie wiſſen genau, wie viel ſie zu verbergen haben.

Ich kann mir wohl denken, sagt sich Ursula, daß sich viele Mädchen in Dich verlieben. In Dein hübsches Gesicht, in sein geistiges Sprühen, in Dein künstlerisches Schweifen, in das Abenteuerliche Deines Wesens, in das Verstohlene Deines Lebens. Onkel Bolko sagt, es überläuft die Frauen heiß und kalt in Deiner Nähe. Ich kann es mir wohl denken.

Die Tafel ist aufgehoben. Jochem behält lange ihre Hand in der seinen. Da wirft sie jäh den Kopf.

„Ich möchte jetzt in den Turm steigen."

Er stutzt, und dann flammt und braust es in seinen Augen. „Ja, komm!"

„Allein will ich. Laß mir doch eine Kerze bringen."

Das geschieht. Jochem ist wieder verwiesen und aufs Warten gesetzt. Aber das ängstigt ihn jetzt nicht weiter. Ihre Abwehr fängt an Notwehr zu werden. Daß sie in den Turm will, in Anselms Zimmer — eine Laune, die sich gegen ihn kehrt und gerade darum zu seinen Gunsten spricht. Er ist auf dem rechten Wege.

Ursula ist oben. Das Kerzenlicht schauert über die getünchten eisigen Wände hin. Trostlos die Kälte und Verlassenheit des Raumes, die Härte seiner Dinge schneidet durch Mark und Bein. Hier

ist die Buße, hier ist das Erdentrückte, das Gewissen ist hier.

Ursula friert es in die Seele. Sie will sich festigen, aber die Kälte hilft ihr nicht, sie zittert und fliegt wie in Schwäche. Sie hat zu Anselm gehen wollen, und nun kommt sie nicht zu ihm durch die frostige Ferne. Sie hat herauswollen aus der schaukelnden Farbenluft, die ihre Schleier um sie webt wie bange Musik. Und sie kann sich nicht lösen aus dem tönenden Gewebe.

Sie will sich an etwas halten, etwas mitnehmen von dem harten, bösen, lieben Jungen — nach dem Schreibtisch greift sie — da liegen Briefbeschwerer — sie faßt sie und fährt zurück — eine Kartaunenkugel, ein verrostetes Dolchmesser, ein Steinhammer — nichts als Eisen und Stein, als Kälte und Rost —

Als sie wieder nach unten kommt und zurücktaucht in die warmen Fluten, sträubt sie sich gegen die Zärtlichkeiten dieser Wellen. Aber es ist das Sträuben, von dem Jochem weiß. Dann beteiligt sie sich fast ungezogen oberflächlich, laut und witzig an dem Gespräch. Onkel Bolko redet davon, wie viel Kräfte rein körperlicher Art bei Luxusbeschäftigungen vergeudet würden. Sie einzufangen, sei eine mächtige Aufgabe. Er führt das Klavierspiel

an, Urſula ſtößt ihn darauf, er ſolle doch eine Kombination erfinden, Klavier und Fleiſchhackmaſchine zugleich — die Appaſſionata gibt drei Ellen Wurſt.

Durch all dies Schrille und Jähe verrät ſie Jochem, dem Kenner, nichts als die beginnende Schwäche.

Noch bin ich Deiner nicht ſicher, Urſula, ich weiß! Aber Du biſt mir erreichbar geworden. Und ich werde Dich erreichen! Ich will Dich haben, die Du das Betörendſte auf der Welt biſt, der Erde größte Seligkeit. Nur ſich nicht betören laſſen, nicht zu früh ſich betören laſſen! Auf der Hut bleiben, ſo bitter ſchwer es fällt.

21.

Jochem wirbt um Urſula. All ſeine Gedanken und Kräfte ſtreben nach dieſem Ziel. Es iſt, als ob ſein fahriges Leben hier das Heil finden müſſe. Er arbeitet wieder fleißig als Landmann, wochenlang hält er ſich gefliſſentlich fern von der Begehrten. Er weiß, daß er ihr nur ſo gefallen kann, daß er ſie gänzlich verliert, ſobald er faulenzt oder um ſie winſelt. Und nun ſind die langen Winterabende da. Wie oft muß er grimmig die Zähne zuſammenbeißen. Onkel Bolko iſt eine ſchlechte Hilfe. Und ſchließlich iſt der eines Tages richtig wieder in die Welt hinausgehumpelt. Da muß die Geige herhalten. Auch Verſe werden gemacht, hier fühlt er ſich faſt auf verbotenen Wegen, aber ſeiner drängenden Zärtlichkeit iſt dies Singen und Sagen eine Wohltat und Löſung.

Dann und wann, wenn er ſich gar nicht anders helfen kann, muß der Weinkeller dran glauben. Er will erſt nicht, aber dann faßt und hält es

ihn doch. Und der Wein befeuert die Geige und die Geige den Wein. Bis es dann ein gründliches Zechen wird, durch flammende Sehnsucht und Begier hindurch in eine sanfte, satte und müde Ahnungslosigkeit.

Solches Treiben bereut er am andern Tage bitterlich und wird fleißiger und zielfester. Aber die langen leeren Abende sind und bleiben schlimm.

Ursula spürt, welche Macht sie übt. Aber klare Freude hat sie nicht daran. Ein Dumpfes und Schwüles, eine Unruhe, die treibt und zurückzieht, ein flackerndes Hin und Her.

„Dich quält die Not Deiner neunzehn Jahre," sagt ihr Doria.

Die weiß von Jochems Werben — wer weiß nicht davon? Aber sie sprechen nicht von selbst mit Ursula darüber, der Vater nicht und Doria auch nicht, weil sie nicht stören wollen, weil sie wissen, wie leicht äußerer Eingriff die ersten Wirren vermehrt.

Jetzt kommt Ursula selbst zu Doria. Sie beginnt mit einem Vorwurf: „Ihr wißt davon so gut wie ich! Warum geht Ihr um mich herum?"

„Jetzt, da Du selber die Sache spruchreif machst, tun wir es gewiß nicht mehr."

„Ich will ihn nicht. Ich kann ihn gar nicht wollen. Rotenmoor will ich. Aber ihn nicht. Er

hat etwas, was mich bedrückt, was mich trübt und ſcheu macht — ich weiß ſelbſt nicht was und wie. Sag mir einmal offen, was Du von ihm denkſt!“

„Er ſteht auf der Kippe.“

„Das wiſſen wir.“

„Das Tüchtige kann ſehr gut oben bleiben. Sein Leben muß ſich jetzt entſcheiden.“

„Durch mich?“

„Es ſcheint ſo.“

Urſula iſt ſich wichtig, aber ohne Freudigkeit. „Dann hätte ich hier alſo eine Art Pflicht —“

„Pflicht! Nun kommſt Du mit der ſchwerſten aller Vokabeln. Aber hier iſt die Sache verhältnismäßig einfach.“

„Wieſo?“

„Helfen kannſt Du ihm nur, wenn Du gern zu ihm gehſt. Biſt Du nicht gern bei ihm, machſt Du alles nur ſchlimmer.“

„Dann will ich alſo lieber alles nicht ſchlimmer machen.“

Mit Freude begrüßt Urſula den Froſt und den Schnee. Mit kindlichem Gruſeln kriecht ſie in ihre Winterhöhle zu ihren Märchen und Sagen. Mit hartem und hellem Fleiß arbeitet ſie ſich durch eine Geſchichte der deutſchen Städtekultur.

Von Bernd kommt dieſes Buch. Dann und wann erſcheint auch ein ſäuberlicher Brief von ihm. Und einmal, das war beinahe feſtlich, brachte die Poſt eine Karte, die Bernd und Anſelm zugleich geſchrieben hatten. Sie waren beide im Theater geweſen, bei Shakeſpeare zu Gaſt, jetzt tranken ſie ein Glas Wein und grüßten Urſula.

Und Urſula faßt eine Sehnſucht nach den beiden. Warum ſind wir drei nicht zuſammen? Bei Euch fühle ich nichts von dem Wirrſal und den Trübungen, bei Euch iſt nichts von dem Taumel, der mich unfroh macht. Bei Euch iſt Klarheit und Höhe, bei Euch ſieht man Sterne, und ich hier ſtecke in Dampf und Dunſt.

Aber ſchlechte Freunde ſeid Ihr, ſonſt ließet Ihr mich nicht ſo. Warum nehmt Ihr mich nicht mit zu König Heinrich dem Vierten? Ich möchte nach Berlin, ja, ja, das möchte ich, wirklich und wahrhaftig! Ich will Vater bitten, daß wir fahren.

Sie ſpricht gleich mit ihm. Er nimmt ihren Kopf zwiſchen die Hände. „Seh einer an, ſo plötzlich! Und brennt es ſo ſehr? Leider kann ich jetzt nicht gut fort, ich darf meine Experimente nicht unterbrechen. Und dann noch eins“ — er wurde faſt verlegen und bekam rote Backen — „ich bin leichtſinnig geweſen,

ich hab' fürs Laboratorium zu viel ausgegeben. Aber im Frühjahr wollen wir reisen."

Im Frühjahr! Was kann im Frühjahr alles geschehen!

Und der Frühling kommt, fast früher noch als im vorigen Jahr. Schon zu Anfang März beginnt dieses leise Surren und Singen, die ganze Luft ist voll davon bis hinauf zu den kleinen, weißen Wolken — sie flimmern und zittern, wie schwirren sie über das harte, helle, spröde Himmelsblau!

Jochem liegt auf seinem Ruhebett. Er ist müde von der Arbeit des Tages, aber die Märzluft ist in seinen Sinnen und schwingt durch die Ermüdung, daß eine prickelnde, zärtliche, sich schmiegende Mattigkeit aus ihr wird.

Ursula, wie lange soll ich das ertragen? Wie lange soll ich Dich noch entbehren, Dich, Deinen Mund, diese Knospe aller Wonnen?

Wahnsinnig kann man darüber werden — zum Verbrecher — zum Trunkenbold.

Er richtet sich auf. Oder soll ich jetzt vorgehen zur Attacke? Soll ich's wagen? Es ist noch nicht die Zeit, ich weiß. Aber gehört nicht dem Mutigen die Welt und das Weib dem Mutigen! Soll ich nach Eichhof hinüber? Und alles zur Entscheidung führen?

Er ist aufgesprungen und läuft im Zimmer umher. Dann läßt er sich am Schreibtisch nieder.

Vor ihm liegt die geballte Faust. Noch hat er wilde, erobernde Gedanken. Dann aber lösen sich die schlanken Finger, die Hand, die sich des Frauenraubes nicht getraut, spielt mit der Feder, spielt mit Blättern, und nun macht sie Verse.

Nein, nein, Ursula! Noch hast Du zu viel Trotz, hier müssen erst noch mehr Träume an der Arbeit sein. Mehr Träume —

Wie ich Dich küsse —

Mit Deiner Hände Grübchen es beginnt,
Ich kann vor ihnen nicht die Finger retten,
Der Spitzen Zärtlichkeit hineinzubetten,
Von Dir zu mir es rieselt und es rinnt.

Durch uns're Köpfe wirrt der Wünsche Schwarm,
Mit heißem Griff muß Deine Hand ich packen.
Ich drück' an Deine Schulter meinen Arm,
Und schon umschlingt er Deinen trotzigen Nacken.

Ich stürz' auf Deine Wange meinen Mund,
Du bäumst Dich auf und Deine Lippen klagen,
Mein Mund stürmt ihnen zu — doch sie versagen
Sich ihm — verbissen starrt ihr festes Rund.

Er taumelt wild zu Deinem Hals, zu Deinen
Pochenden Schläfen, wühlt sich in Dein Haar,
Und schlürft aus Deiner Hand, aus all den kleinen
Grübchen, in denen das Beginnen war.

So wandern meine Küsse über Dich
Und öffnen immer neue selige Tore,
Jetzt schwirren sie in Deinem krausen Ohre,
Ein Zittern schlingt sich fest um Dich und mich.

Da zuckt auf Deinem Munde die Gewähr,
Wie fliegt mein Mund zu ihm, wie glühend sinken
Die Lippen in sich ein, wie tief und schwer
Wir beide dürstend von einander trinken.

Und trinkend sinken wir in uns zurück,
Und immer flammt aufs neue das Erwidern,
Nur einmal sauge ich aus Deinen Lidern
Die Tränen, die der Zorn weint und das Glück

Und taste mich zurück zu Deinem Munde — — —

Jochem liest die Verse wieder und findet sie gut und verliebt sich in ihren heißen Odem. Und fühlt, daß dieser Gluthauch auch über Ursula fliegen muß.

Er sucht danach, sie allein zu sprechen. Wie oft späht er bei der Feldarbeit über den Grenzrain. Wenn er sie sieht, fliegen ihm Hände und Füße. Doch nie ist sie ohne Begleitung. Wie einem Wilde stellt er ihr nach. Aber sie ist nicht zu bekommen.

Da bringt ihm ein Sonntag das Glück. Sie geht durch den Forst, den Weg zu dem Erlenbruch, und er bricht durch das Gestrüpp wild und froh und stürzt ihr entgegen.

„Ursula, wie lange hab' ich Dich nicht gesehen!"

„Vorgestern noch!“

„Ganz aus der Ferne. Und ist denn das nicht lange?“

Sie hat heut nicht diese liebenswürdige Gelassenheit, die ihn das letztemal so kränkte. Es zittert etwas über ihr Gesicht, und ihre Augen sind groß, als ob sie Angst hätten. Aber um ihren Mund, den begehrten, liegt doch eine fast bittere Härte, die ihn zur Vorsicht mahnt. Und er zwingt sich zur Ruhe.

Birken stehen am Wege. Aus ihren Knospen bebt es, das erste Grün mit seinem ersten fröhlichen Sichwundern, ein wenig hilflos, denn die helle Luft ist hart, und doch sorglos lebensmutig. Ueber ihnen das heimliche Frühlingsklingen, dann und wann schrillt es, kaum vernehmbar aus weitester Ferne, als wenn feine, ganz feine Eisnadeln zersplittern, aber dieser Ton ertrinkt in dem leisesten Surren von unzähligen körperlosen Insektenschwärmen, das wie eine Vorahnung ist von dem reich beschwingten Leben des Sommers.

Die beiden gehen eine Weile schweigend. Dann spricht Jochem, um etwas zu sagen, von der Frühjahrsbestellung, aber Ursula hört nicht auf die Worte. Sie denkt: Nun wird er mich gleich fragen, ob ich seine Frau werden will. Und was soll ich ihm da zur Antwort geben?

Daß ich ihn nicht lieb habe, daß es mir aber öfters so ist, als gewinne er eine Macht über mich, und daß Rotenmoor mich lockt und wie verzaubert hält.

Soll ich ihm das sagen? Ich muß es, da es die Wahrheit ist.

Sie kommen an den Erlengrund. Ein Blaukehlchenpaar flattert vor ihnen über die Erde. Die suchen einen Nistplatz, stimmen nicht recht überein und zanken sich gehörig, aber dann vertragen sie sich wieder und zwitschern leise und finden liebe Worte.

Das sind die vom vorigen Jahr, denkt Ursula. Ich kenne sie wieder, ganz gewiß sind sie es. Und in solcher Freude vergißt sie beinahe Jochems Nähe.

Dann aber, als sie durch die Erlen lugt, kommt ihr die Frage: Kann ich Jochem da hindurchführen? Darf ich ihm den Waldsee zeigen, der mein stillster Besitz ist?

Sie fährt zurück vor dieser Frage. Nein, nein, das ist nichts für Dich. Und darum bist Du nichts für mich. Was mich mit Dir zusammenhält, ist nur Rotenmoor, und wenn ich mich näher an Dich heranmache, geschieht das nur aus Berechnung und aus purer Schlechtigkeit.

Sie kommt ins Rennen, ſie läuft fort vor dem Erlenbruch, vor ihrem See und ſolchen Gedanken. Dieſe Bewegung aber beflügelt Jochems Entſchluß.

„Urſula, Du rennſt mir ja weg. Aber das ſollſt Du nicht. Du ſollſt bei mir bleiben. Immer ſollſt Du bei mir bleiben. Willſt Du das? Kannſt Du das?“

Er iſt ohne Atem und ganz bleich. Ihr Auge weicht ſeinen Blicken aus, die ſich in ſie hineinwühlen, da ruht es faſt verſtört auf ſeinem Munde, deſſen Rot wie blutig aus dem blaſſen Geſicht hervordrängt.

Nun muß ich ſprechen! ruft ſie ſich zu. Und ſie zittert leiſe. Die Wahrheit muß ich ihm ſagen. Daß es mir nur um Rotenmoor iſt. Und ſie gibt ſich einen Ruck, aber ſie ſagt etwas anderes. Sie braucht eine Ausflucht und ſchämt ſich in Grund und Boden. Aber ſie bleibt dabei, daß ſie Zeit gebrauche, ſich alles zu überlegen, und daß er ſie während der Zeit ganz ſich ſelbſt überlaſſen möge.

Er gibt ihr die Hand, und mit ſo ehrlich und ſchmerzlich bezwungenen Augen, daß ſie ſich faſt zu ihm hinneigen muß, ſpricht er feſt und klar: „So ſoll es ſein!“ — — —

Und der Frühling zog und trieb, berauſchte und warb. Er zupfte an den Stricken, mit denen Jochem

ſich gebunden hatte, und löſte ſie auf in fliegende, weiche Gewebe, in eitel Träume und Sehnſucht.

Wie oft lag Jochem zur Abendzeit auf dem Ruhebett, ſchwamm durch die Farbenwellen ſeiner Teppiche, rauchte, trank, beſchwor Baudelaire, Verlaine und die Geiſter ſeiner eigenen Reime. Das ſollte ihn retten und umſpann ihn noch mehr.

Eines Abends ſah er Geſpenſter, in einen leibhaftigen Märchenwald geriet er mit geſchwänzten Ungeheuern, die ihn ängſtigten. Da ſagte er ſich: Nun bin ich alſo ſo weit, daß ich Schlangen ſehe. Noch drei Tage ſo, und ich werde verrückt. Ich muß die Entſcheidung haben, jetzt muß ich.

Sie ſagen alle, daß ich des Wortes mächtig bin. Und wie habe ich zu ihr geſprochen? Als wir in dem Birkenweg ſtanden, zart war ſie wie das junge Laub und zitterte ſo. Ja, ſie zitterte, vor mir und mir entgegen. Und ich — was tat ich und wie ſprach ich zu ihr? Trocken, armſelig und welk — kein Wunder, daß ſie ſich von mir neigte.

Falſch war es, daß ich mich ſo zwang, und unehrlich, denn es war gegen mein innerſtes Weſen. In der Wahrheit hätte ich geſiegt!

Nun ſollen meine Worte reden — ſo wie ich bin. Meine Worte ſollen über Dich kommen.

Noch ist es nicht zehn, noch bist Du nicht schlafen gegangen. Ich schreibe an Dich und schick' es Dir gleich durch einen Boten. Mit meinen Worten sollst Du Dich schlafen legen. Gut ist die Nacht —

Und er schreibt. Schreibt seine ganze Sehnsucht, die nach den endlosen vierzehn Tagen kein Gott mehr bändigen kann. Schreibt einen Feuerstrom von Liebe. Und wirft wahllos all die Verse dazu, die ihr gehören, nach ihr hindrängen, sie fliegen im Sturm.

Ursula sitzt an ihrem Fenster und läßt den Abend zu sich ein. Des Flieders duftes süßer Unverstand und der willfährige Hauch der Narzissen umschlingen sich in trunkenem Tanz. Den Sinnen, die abseits stehen wollen, tut es weh. Sie will nicht an die Wünsche denken, die von ihr gebändigten Wünsche des andern, die ganz aus der Nähe sich nach ihr hertasten. Und kann doch nicht hindern, daß sie öfters zu dem hinüberstarren muß, was auf sie lauert und ihrer begehrt.

Unrecht hab' ich getan, und so rächt sich nun die Unredlichkeit. Gleich hätte ich ein Ende machen müssen, keine Hoffnung durfte ich ihm lassen. Jetzt kommt er wieder, sich das letzte Wort zu holen, und ich — ich bin wie ein hypnotisiertes Huhn und stiere auf den Kreidestrich, den Weg, den er kommen muß.

Und ſchon kommt etwas dieſen Weg, nicht er ſelbſt, aber ſeine brauſenden Worte, die ſchlimmer ſind als er.

Urſula will ihn verlachen, will den aushöhnen, der Liebesbriefe ſchreibt und ihr Verſe macht.

Aber als ſie lieſt, ſprüht ihr daraus doch immer mehr entgegen, immer mehr, wovor ihr Hohn ſich ängſtigt und ſich verkriecht.

Es iſt nun mal eine Kraft in den Worten, ein Rauſchen, das betäubt, und mehr als das, ein Schwirren und Singen, das ins Blut geht.

Sie ſträubt ſich dagegen, ſie ſchlägt faſt um ſich, zornig und beſchämt, und kann doch das Schwirren nicht los werden

Sie will ſchlafen, aber die Verſe laſſen nicht von ihr ab.

Einer iſt der zudringlichſte von allen.

„So wandern meine Küſſe über Dich —“

Sie hüllt ſich feſt in ihre Decke. Sie zwingt ſich in einen Halbſchlummer hinein. Aber immer leuchtet über ihr das wilde Rot von zwei durſtgequälten Lippen.

Und das Schwirren bleibt in ihrem Ohr, nächtelang, tagelang. Wenn der Mai nicht wäre mit

seinen Qualen, sie hätte es sich fortgescholten und fortgelacht. So aber findet dieser Ton seinen Beistand und neue Nahrung in allem, was um sie und über ihr singt und schwelgt, in der blühenden Luft, in dem leuchtenden Wolkenzug. Wie eine Mattigkeit liegt es auf ihr, wie eine Schwäche, wie ein Sichergeben.

Unleidlich wird ihr diese Laschheit, feindselig blickt sie dann in all dieses Blühen um sie her, in dieses Strotzen, Drängen, feindselig und furchtsam zugleich.

All die Zärtlichkeiten in der Natur, früher waren sie ihr ein Selbstverständliches gewesen, das man gar nicht weiter beachtet, jetzt geht sie ihnen nach, und sie peinigen sie und machen sie scheu.

Sie hat Stunden, wo ihr das ganze Landleben dadurch verdorben wird. Dann begibt sie sich zu ihren Büchern, dann hält sie sich an das Steinerne, an die Architektur, dann kühlt und erfrischt sie sich durch Geschichte, durch Vergangenes, das nicht an der Wärme des Lebendigen leidet.

In solchen landentrückten Stunden hat auch Rotenmoor seine Gewalt verloren. Und zu solcher Zeit geschieht es dann: da findet sie ihre alte Selbstbestimmung wieder und gibt dem Werber harten Bescheid.

„Lieber Jochem,

was Du mir geſchrieben haſt, ich glaube, daß es ehrlich iſt. Darum hab' ich alles geleſen und mich ihm nicht entzogen. Nun mußt Du meine Meinung hören und was ich dabei empfunden habe. Und das iſt das: der Unterſchied, der zwiſchen uns beſteht, iſt mir durch all dieſes nur noch deutlicher geworden. Wir können und werden alſo nicht zuſammenkommen.

Ehrlichkeit gegen Ehrlichkeit! So iſt es nun einmal.

Nimm meinen beſten Gruß!

Urſula."

Als Jochem dieſen Brief bekam, ſtand er auf dem Felde bei dem Oberinſpektor Diekhoff und ging mit ehrlichem Zorn über ein ſchlecht gejätetes Rübenfeld dem Phlegma des Alten zu Leibe. Er las das Schreiben und ſagte kein Wort mehr. Ging lautlos von der Arbeit, langſam, müde. Ließ ſeine Koffer packen und reiſte in die Welt. Und eben jetzt war des Landmanns eifrigſte Zeit. Und Rotenmoor war nicht gut verſorgt, ſein Herr wußte es genau, aber es ging ihn nichts an.

Urſula hörte gleich, daß er gefahren ſei. Da wollte ſie aufatmen und in Freiheit ihre Arme

ſtrecken. Aber es gelang nicht. Und nach dem erſten Aufzucken legte es ſich nur noch dumpfer und brauender über ſie.

Sie hörte, wie ihn die Nachricht getroffen hatte, wie er von der Arbeit gegangen war. Einem Kranken gleich. Er litt ſchwer, ſo hatte ſie in ſein Leben gegriffen. Das ging ihr ans Mitleid.

Und mit dem Mitleid verband ſich die Zärtlichkeit um Rotenmoor. Sie ſah mit ſorgenden Augen über die Grenze, ſah, daß die Wirtſchaft Schaden nahm und bergab ging. Wie ſie das jammerte! Wie es ſie hin und her warf, daß ſie ſelbſt zupacken ſollte und helfen mit eigenen Händen! Sie — als ſei ſie die Nächſte dazu.

So waren Jochems Bundesgenoſſen. Sie brachten ihn ſelbſt wieder zu ihr. Der Rauſch ſeines Weſens umzog ſie aufs neue. Seine Worte wanderten über ſie und ſuchten und fanden neue Tore. So mehrten ſich die alten Qualen und Kämpfe.

Keinen Helfer fand Urſula. Der Vater war jetzt ganz ſeinen Experimenten hingegeben, die zum Ende drängten. Und Doria ging ihm dabei raſtlos an die Hand.

Urſula blieb allein mit ihrer Not. Wo war ihr Eichhof, was war ihre Arbeit, daß ſie ihr nicht beſſer beiſtanden? Gab es nun doch noch mehr als dies in

ihrem Leben? Speiſten noch andere Quellen ihr Geſchick?

Sie verwünſchte den Mai, verwünſchte ihr Blut und das herrliche, fallende Rotenmoor, um das es ſie jammerte, daß ihr die Tränen kamen. Ich halt' es nicht aus, dachte ſie. Ich muß fort. Landflüchtig muß ich werden. Sonſt tu' ich das, was ich gerade nicht tun will. Sonſt taumle ich dem in die Arme, vor dem es mich warnt und forttreibt. Sonſt verwirrt ſich mir die Richtung, und der Irrtum wird mein Schickſal.

Ich will fort. Gleich nach Pfingſten will ich reiſen.

Und da kam Pfingſten. Und mit dem Feſt kam ein Freund, Bernd Godenrath.

22.

Als sein Vorbote war ein Buch von ihm eingetroffen, das aus seiner Habilitationsschrift herausgewachsen war, denn er hatte es jetzt erreicht, daß er als Privatdozent an der Berliner Universität lehren durfte. Das Buch war recht eigentlich für Eichhof bestimmt und ihm ausdrücklich gewidmet. Sein Titel: „Das Wasser als Ornament."

Vater Eich geriet über den Gegenstand in helle Begeisterung. „Das ist eine Aufgabe, die lob' ich mir. Die ist so anders als das, worüber sonst Gelehrte schreiben. Professoren wollen erschöpfen und danach wählen sie. Dies aber geht ins Große, denn es rückt — wenn der Ausdruck erlaubt ist — der Seele auf den Leib."

Sie finden alle ihre Freude an dem Buch, obwohl es weder mit dem Wasser das Fließende gemein hat noch das Elementare ergründet. Zu gern hält es sich bei dem geschichtlich Beglaubigten auf, spricht allzuviel von der Entwicklung der

Fontänenkunst, von den Gartenkünsten aller Zeiten und Völker, verliebt sich zu sehr in die Entdeckung, daß das Wasser ein architektonisches Material sei, sucht nach den Gesetzen seiner Linien und klügelt in schulmeisterlichen Vergleichen mit der Holz-, Stein- und Eisenkonstruktion. Aber dann geht es auch ins Malerische, hier dürfen die Farben zittern und flüstern, und hinüberschwingen, hinein in die Weltenseele.

Ueber eine Stelle in dem Buche aber schüttelt Ursula ungehalten, fast erschreckt den Kopf. Vom „Wasserspiegel" handelt der Abschnitt, die Stelle selbst spricht vom „See im Walde", und die Worte sind so, als ob sie von des Eichhofs und Ursulas geheimster Habe etwas wüßten.

„Ein kleiner See im Walde. Sträucher seine Wimpern, Bäume seine Brauen, Schlingpflanzen sein Geäder, eine Blütendecke seine Regenbogenhaut. Und in der Mitte die schwarze, tiefe Pupille. Ein Auge, so sagt man. Und hat die Farben, den Glanz, das Leben und die Kraft seines Auges. Und hat noch mehr: denn welches Auge ist so tief und dunkel, daß es die Sterne am Tage spiegelt?"

Hier wendet sich Ursula jäh und mit einer Art Feindlichkeit gegen den, der das ausspricht, wie gegen einen, der sich in ihre Geheimnisse drängt.

Wie kommt dieſer fremde Mann dazu, von ihrem See im Walde zu ſchreiben? Ihn ſo in Gedanken zu ſehn, wie mit eigenen Augen nur ſie ihn geſehen hat? Und ihn ſo zu ſchildern, wie ſie ihn ſchildern würde, wenn ſie überhaupt etwas von ihm verriete!

Mit einer gewiſſen Scheu und Entfernung begrüßte ſie Bernd, als er ſich dann ſelber einſtellte. Aber ſeine klare Innigkeit ließ nichts Trübes und Fremdes zwiſchen ihnen beſtehen. Und ſeine Freundſchaft half ihr am beſten über die Wirren der letzten Zeit.

So fand ſie denn den Weg zu ihrer Sicherheit wieder und zu der alten Herrſchaft. Sie hielt ſich wieder aufrecht und gerade, ſie ward wieder die Herrin von Eichhof und ſtark und wohlgemut in ihrer Beſchäftigung. Und wieder war es ihr eine Wohltat, ſich und ihre Arbeit dem Freunde zu zeigen.

Stundenlang waren ſie täglich zuſammen, Bernd wurde faſt zu ihrem Wirtſchaftseleven. Und kindlich freute er ſich über jedes Lob, wenn er ſich brauchbar erwies.

„Es iſt gut, daß Sie bei mir ſind," ſagte ſie ihm offen und froh. „Noch beſſer wäre es ja, wenn wir auch unſeren Anſelm hier hätten."

Aber damit mischte sich schon wieder ein Gedanke von Rotenmoor hinein und ein leiser Schatten, der zerstreut werden mußte.

Ganz Neues hatte sie von Anselm erfahren. Daß er die Theologie aufgegeben habe und bei den Ulanen in Potsdam als Avantageur eingetreten sei. Gut habe das auf ihn gewirkt, er sei frischer und ernsthafter geworden.

Da warf Ursula sich in die Brust: als ob ich das nicht gleich gewollt und geraten habe! Freilich, daß es ihn nicht trieb, unmittelbar mit ihr sich auszusprechen, das stimmte sie herab, und sie empfand Bitterkeit und Sehnsucht. Um so wohler aber ward es ihr bei Bernds hellichter Ergebenheit, die ihr sein ganzes Leben fröhlich aufdeckte. Sie sah bis auf den Grund seines klaren Wesens.

Das ist ein Freund, ein lieber und ganzer! Und ich will ihn halten. Was tut er mir gut!

So lebten sie sich treu ineinander ein, es bedurfte dazu gar nicht der Musik, nicht der Städtekunde und der Geschichte, nicht des Seelenzuges in künstlerische Fernen.

Immer wieder mußte Ursula denken: wenn er doch ein Landmann wäre und in meiner Nachbarschaft! Wie viel hätten wir uns zu geben, in aller

Ruhe, in aller Innigkeit — ohne Torheit, Wirbel und Ueberſchwang.

Und jetzt kam der Tag, wo er wieder fortgehen ſollte. Da wurde es ihr beklommen zumut.

Nun läßt Du mich wieder allein. Und wer weiß, was an Deine Stelle tritt. Ob nicht die alten Trübungen und Wirrungen kommen, ob es mich wieder in den alten Strudel zieht?

Davor wird ihr angſt, daß ſie ſich noch feſter an ihn hält. Wie er ſie ſo nahe fühlt, ſo bedürftig zugetan, da iſt das ganze ſtolze Glück bei ihm. Und das Glück macht ihn ſieghaft in ſeiner ſtillen Art.

Ein Sonntag iſt dieſer letzte Tag. Die Feldarbeit ruht. Sie wandern beide durch den ſpäten Nachmittag, ſchreiten den Waldweg, denſelben, in dem Jochem die Lebensfrage an Urſula richtete.

Sie kommen an den Erlenbruch. Und nun ſieht Urſula Bernd ins Geſicht, mit der ganzen Zärtlichkeit, die ihn hegen und halten möchte, und mit einer ſich überſtürzenden Freude, ihm ein Vertrautes zu ſchenken.

„Sie kennen nun ſo viel von meinem Eichhof. Und kennen es doch nicht. Nicht ſein Allerſchönſtes. Soll ich Sie jetzt hinführen?“

„Wenn Sie das wollten —“

Von geheimnisvollem Eifer wirkt es in ihren weichen, dämmergrauen Augen, die jetzt ganz wie Kinderaugen sind. Und er wird so jung wie sie, jubelnd über ihre Gabe und erwartungsvoll.

„Dann kommen Sie mit! Aber die fein-feinen Chevreauſtiefel —!“ Wehmütig neigt ſie den Kopf zu ſeinen Füßen und ſaugt die Luft ein mit bedauerndem Pfiff.

Schon ſpringt er von Büſchel zu Büſchel über den moorigen Grund, in der Richtung, die ihre Blicke ihm verraten haben. Sie aber iſt ſchneller als er und ſteht eher vor der übermannshohen undurchdringlichen Hecke, zu der ſich Weide, Dorn und Binſenrohr verflechten.

„So, Sie großer Kunſtgelehrter, wie nun weiter?“

Er iſt für Draufgängertum und ruft: „Einfach durch!“

„Das laſſen Sie lieber bleiben! Zwei Wege gibt's. Der eine“ — ſie hält ein und lacht zu ihm empor — „ſoll ich Sie mal auf Ihrer weißen Weſte kriechen laſſen?“

Dabei zeigt ſie ihm eine offene Stelle in dem Geſtrüpp ganz unten am Boden, ein kleines Schlupfloch für geſchmeidige Leiber. Aber der letzte Regen hat den Grund zu Schlamm aufgeweicht, und ihr

Uebermut läßt Gnade walten. „Und das ist der andere!“ Sie tritt an eine Esche, die dicht an der Hecke steht. Ein Zweig hebt sich seitwärts hinüber und reicht den Arm einer anderen Esche, die innerhalb des Ringes wächst.

„Drehen Sie sich um!“ befiehlt sie kurz, klettert den Baum hinauf, hängt sich an den Ast, greift sich weiter bis zu dem Geschwisterbaum und gleitet an ihm hinunter. „Jetzt kommen Sie nach!“ ruft sie unsichtbar aus dem Jenseits.

Er tut's, es ist ihm mühseliger als ihr, doch bringt er es leidlich zustande. Aber ein wenig hilflos ist er nun doch in dem neuen Reiche angelangt, dazu von der Erregung benommen, nicht eben wie ein Eroberer.

Und Ursulas Zorn kommt zur Besinnung und kämpft für das unberührte Land.

Nun verrät sie ihm ihre Einsamkeit — ihm, ihm — wer ist er? Was hat er in ihrer Heimlichkeit zu schaffen? Wer ist er, daß sie ihm ihre Stille preisgibt?

Aber schon ist er wieder festgefügt und in klarer Sicherheit und auf der Höhe seines Glücks. Und so hingegeben betrachtet er sich diese eingehegte Welt, schweigend, bewegungslos.

Das ist gut, wie er so steht und sich hält. Ursula hat noch eine letzte feindselige Lust: wenn er doch etwas sagte, etwas Schlimmes, etwas Gemeines, wie „schön" oder „prachtvoll" oder „entzückend", daß er durch solche Nichtswürdigkeit alles zerstöre!

Aber er bewährt sich wohl.

Schweigend blickt er in Versunkenheit auf den schwarzen kleinen See, der hier wie eine verlorene Klage ruht, wie ein weiches Sichwundern, wie ein fragender Schmerz. So tiefer die Frage, als um ihn herum ein heller Jubel von leuchtenden Blüten sich kränzt. Da ist himmelblaue Veronika, purpurnes Feuerkraut flammt hindurch, rosa schimmert der Biberklee hinein, zwischen weißem Pfeilkraut heben sich Schwertlilien zu stolzer, gelber Grausamkeit, scheu hält sich Binsenseide, aus der die Feen ihre Schleier weben, und überall am Grunde Vergißmeinnicht in lachender Wehmut und zärtlichem Zagen.

Nur in das Wasser selbst zieht sich keine Pflanze. Ein ungetrübtes Dunkel, das in sich selbst sich begräbt. Und keine Blüte beugt sich vor, ihr eigenes Spiegelbild zu sehen. Das Schwarz ist die heilige Ferne.

Kein Laut. Schweigend schießen die Libellen. Dann und wann hört man den Wald tiefer atmen.

Nur ganz aus der Weite zittert das Gurren wilder Tauben.

Bernd schweigt noch immer und sieht Ursula nicht an. Als wäre jeder Blick auf sie ein unzartes Fragen und Suchen.

Und er schweigt gar von dem einen, von dem es nahegelegen hätte zu sprechen. Von dem See im Walde, dem verwandten, den er in seinem Buche gesehen hat. Wer hier mit Deutlichkeit kommt, der ist verloren.

Da wird Ursula Bernd immer mehr zugetan. Jetzt macht sie eine Bewegung, als wolle sie lieber fort. Und nun wendet er sich zu ihr hin. „Ich dachte erst, hier hätten auch Singvögel sein müssen," sagt er einfach. „Aber das war dumm. Es ist gut so, wie es ist."

Nun gibt sie ihm mehr zu wissen. „Vor zwei Jahren war einmal ein Zaunkönigpaar hier in der Hecke. Aber sie sind nicht geblieben." Und noch mehr: „Zweimal im Jahr, im November und im März, kommen wilde Schwäne her." Da durchrinnt ihn die ganze liebe Märchenfurchtsamkeit, und aus sieht er wie ein großer Junge.

Jetzt führt sie ihn dicht an den Rand, beugt sich hinüber und flüstert: „Das Wasser sieht die Sterne am Tage."

Er nickt. Und das Nicken heißt: Ja, ja, ich ſchrieb ja auch davon, ich wußte davon. Ich wußte ja auch ſchon immer von Deinem Leben. Und habe an ihm teil.

Nun fährt ſie auf. Hart treibt es ſie. „Wir wollen gehen.“

Sie klettern auf gleicher Bahn wieder hinüber, in die offene Welt, in die Welt des Schreitens, und gehen durch den Wald, ganz langſam, jetzt in Gedanken, die nicht eilen mögen.

Vor ihnen liegen die Katenhäuſer, die zu Eichhof gehören. Urſula hat hier ihre ſtillen Freundſchaften, an die ihr andere nicht rühren dürfen. Darum iſt ſie am liebſten allein bei den Leuten, und ungern beſucht ſie in Geſellſchaft das Dorf. Mit Bernd aber meidet ſie dieſe Straße nicht.

Es ſind nicht viel Leute draußen, die meiſten ſitzen wohl in der Stube, ſie wollen ihre ſonntägliche Luftveränderung, wollen auch einmal in Ruhe mit ihrem Hausrate Zwieſprache halten. Das junge Volk iſt in ein Nachbardorf zum Tanzboden gezogen.

Ein paar Frauen ſtehen zuſammen, eine hat ein Kind auf dem Arm. Sie grüßen die Herrentochter ohne Unterwürfigkeit mit offenem, freundlichem Sinn, den Begleiter muſtern ſie ohne Scheu mit gehaltener Neugier. Urſula tritt zu ihnen heran, fragt

sie nach diesem und jenem und freut sich an dem Kinde.

Sie geht dann in eines der Häuser, einer Kranken guten Tag zu sagen. Als sie wieder herauskommt, geleitet sie ein beweglicher grauer Krauskopf mit einer jubilierenden roten Nase, man sieht ihm an, daß er gestern am Löhnungstage sehr vergnügt gewesen ist. Ursula redet ihm ins Gewissen und droht ihm beim Abgang mit dem Finger. Er aber kraut sich hinterm Ohr mit verschmitzter Armsündermiene, als wolle er sagen: Ja, wenn das alte häßliche Zeug nur nicht so schön schmeckte!

Vor dem letzten der Häuser hocken spielende Kinder im Sande. „Jetzt sollen Sie einmal den feurigsten aller Verehrer sehen," sagt Ursula.

Ein Flachskopf mit weiten braunen Guckaugen reckt sich aus dem Nest, dann springt der kleine Mann auf die nackten Füße, rennt Ursula entgegen, preßt sein Gesicht in ihr Kleid, reißt sich gleich wieder los und fegt, was hast Du, was kannst Du, auf seinen wirbelnden O-Beinen wie mit einem köstlichen Raube über die staubsprühende Straße hinein in sein Haus.

„Das ist ja ein Gewaltmensch!" ruft Bernd, und beide lachen aus vollem Halse hinter dem Attentäter drein.

Auf dem Gutshofe iſt es ſtill. Man hört die geſchwätzigen Pappelblätter, denen es wohl zumute iſt in dem weichen Glanz des nahenden Abends. Die Tauben heben ſich zum letzten Flug, ſie fangen noch einmal das Licht, das Blau und das Sonnengold, in ihren weißen Flügeln auf und ſprühen es von ſich, ſich wendend und ſpreitend und überſchlagend. Die Hähne krähen nicht mehr, und die Hühner fangen an ſich ſchläfrig zu recken.

„Sie bleiben den Abend bei uns," beſtimmt Urſula. Er nickt wie zu etwas Selbſtverſtändlichem. Und ſie denkt: der letzte Abend, wer weiß auf wie lange!

23.

Eine innige Stille lebt in dieſen Stunden. Herr von Eich hat heute glücklich experimentiert, Doria, ſein Aſſiſtent, hat ihm wirkſam geholfen, beide fügen ſich gut in die Traulichkeit.

Urſula erzählt hell und frei, daß ſie Bernd an ihren Waldſee geführt hat. Sie ſollen alle wiſſen, daß er ihr vertraut geworden iſt.

Vater Eich nimmt ihn gütig und warm in ſeine großen Augen. „Dann gehören Sie ja zu uns," ſagt er einfach. Und nun gibt er Abſonderliches von dem Waldſee zu hören: „Dieſer kleine Teich iſt ſeit der Geburt des Kindes mit ihm verwandt. Immer iſt er eine Art Gradmeſſer für deſſen Wohlbefinden geweſen. War der Waſſerſtand ungewöhnlich, ließ die Geſundheit des Kindes zu wünſchen, oder es geſchah irgend was mit ihm. Einmal kam es, daß das Waſſer faſt ganz und gar austrocknete. Und da wär' es bei der Kleinen faſt zum Sterben gegangen. Der Arzt ſagte, ſie hätte zu viel unreifes Obſt gegeſſen, aber —"

„Unreifes Obſt hab' ich noch jedesmal zu viel gegeſſen," ruft Urſula munter.

„Nun ja, und wer's nicht glauben will, ſoll's laſſen! Seit ſie erwachſen iſt, hat die Empfindlichkeit der beiden füreinander vermutlich nachgegeben. Solche Zuſammenhänge lockern ſich wohl mit der wachſenden Selbſtändigkeit des Menſchen. Vielleicht ſind wir auch zu bequem geworden oder zu viel beſchäftigt, um dieſe Harmonie mit der nötigen Hingebung zu belauſchen. Ja, und was gibt's da nicht ſonſt noch alles! Und wenn man in unſerer Familienchronik blättert —"

Aber davon will er jetzt nicht weiter reden, weil es nicht in die Helle und den Frohmut paßt.

Und jetzt wollen ſie Muſik haben. Bernd ſetzt ſich an den Flügel. „Mir iſt ſo nach Mozart zumut," ſagt er gehoben und wie im Schweben. Sie ſind es wohl zufrieden.

Immer iſt in ſeinem Spiel der klare Glanz, kein tiefes Gold, ein Silberſchein. Nicht ſelten, daß dieſer Schein verblaſſen will und an nüchterner Sorgfalt und einer behutſamen Sprödigkeit Schaden leidet. Aber immer kommt das Leuchten wieder und ein Knabenlachen zieht ein, daß alles warm und frei und gut wird. So finden ſie alle ihre Freude.

Die beiden Chemiker ruft es noch zu ihren Retorten. Urſula und Bernd bleiben allein. Und Urſula denkt, wie lieb iſt mir ſeine Geſellſchaft, ein Schutz iſt ſie mir und eine ruhige Stätte. Wie ſoll es werden, wenn er nicht mehr bei mir iſt?

Draußen ſind die Sterne aufgegangen. In Bernds Augen ſteigt eine Kraft, ein Wille, der das Schickſal fordert. Sie ſehen ſich an, und von gleichem gezogen, treten ſie auf die Eſtrade, als gehörten ſie miteinander in den Sternenglanz.

Der Abend hat ſeine Güte aufgetan, es iſt eine Zärtlichkeit zwiſchen Luft und Dunkel, zwiſchen den Lichtern und dem dankbaren Widerſchein, reich iſt das Geben und weich das Empfangen. Das alles ſchmiegt ſich ſchweigend und ſtark in dieſe ſchwere Stunde.

So ſtehen ſie nebeneinander und ſehen ſich nicht an und berühren ſich nicht.

Ein Stern fällt, das fliegt wie ein Ruf durch dieſe wohlgefügte Stille. Jetzt tut es ihr nicht weh, daß er Worte ſpricht. Und dieſe Worte ſind hell und mutig. „Ich weiß, daß Sie mich lieb haben!“ ſagt er ſtolz. Und er nimmt ihre Finger feſt in ſeine ſpannende Hand.

Sie wendet ſich hin zu ihm, frei und hoch, in ihren Augen glänzen die Sterne, und ſpricht kein

Wort. Aber ihr Kopf nickt leiſe aus ehrlicher Höhe zu ſeiner tapferen Sicherheit.

Seine Rechte hat ihr Handgelenk erobert, ſie ſtrafft den Arm zur Wehr vor ſich hin, in ihrer Linken aber iſt ein Zittern. Da ſiegt ſeine Stärke über ihn und über ſie — er zieht ſie an ſeine Bruſt und an ſeinen Mund und hält ſie ſo feſt und ſo lange, ſie atmen nicht mehr und ſterben und ſind auf einem anderen Stern.

Dann aber kehrt ſie zurück und wirft die flimmernde Erſtarrung von ſich und ſtemmt die Arme gegen ihn. „So ſieht der Mann aus, der mich nehmen will! Fortnehmen willſt Du mich von hier! Ja, wie denkſt Du Dir das?“

„Du gehſt eben mit mir.“

„Sicher biſt Du Deiner Sache ja!“

„Sonſt würdeſt Du mich ja auch nicht wollen.“

„Nein, ſonſt würde ich Dich auch nicht wollen! Und Du haſt kein Land und biſt ein Stubengelehrter! Und ich — ich laſſ' mich ſo von Dir überrumpeln!“

Sie ſchüttelt ihn zornig, er lacht und nimmt ſie in den Arm und küßt ſie wieder.

24.

Bernd ist gefahren, ein Glückbeschwingter. Ursula sitzt mit dem Vater und Doria und spricht von ihrer Zukunft. Ihre Empörung, daß der Umsturz ihres ganzen Daseins die beiden nicht einfach ratlos macht, hat sich gelegt.

„Bei kleinen Mädchen und in der Liebe gibt es nichts Verwunderliches," hatte Vater Eich gesagt und sie mit ernster Zärtlichkeit an sich genommen.

„Aber ich — ich bin doch ein Landmann! Und wie das nun werden soll —!"

Da hatte Doria eines ihrer berühmten Worte gesprochen:

„Eine Frau ist nicht Landmann, eine Frau ist selber Land."

Erst schimpft man über die Großspurigkeit ihrer Sentenzen, aber dann, weil sie zu denken geben, wird man sehr still.

Und darauf spricht der Vater unter vier Augen mit ihr, das erste Mal nimmt er sie nicht mehr als Kind.

„Wir Eichs ſind immer ſchlechte Rechner geweſen, früher konnte man auch ſo Landmann ſein, heute geht das nicht mehr.“

Sie hört zum erſten Mal, daß ihr Vater zu kämpfen hat. Da ruft ſie mit lauter Entſchiedenheit: „Aber dann kann ich doch nicht von Dir gehen! Dann muß ich doch hier bleiben und an Deiner Seite!“

Er umſpannt ihren Kopf mit beiden Händen und lächelt leiſe. Das Lächeln aber deutet ſie ſich ſo: „Du willſt ſagen, daß ich Dir keine Hilfe bin!“

„Kind — wie Du nun wieder redeſt! Natürlich haſt Du geholfen — aber Deine Arbeit war jung und blieb nicht immer im Rahmen. Woher ſollteſt Du das auch haben? Da ich ſelbſt ein ſchlechter Landwirt bin —“

„Der biſt Du nicht, Vater!“

„Das bin ich. Zu viel Flauſen im Kopf, ſagt Kumerow ſehr treffend. Woher ſollteſt Du alſo die Grundlagen bekommen und die richtigen Maße? Und dazu der Eichſche Erbfehler. Die ausgeſprochene Abneigung gegen Zahlen. Sag' ſelbſt, biſt Du unſeren Rechnungsbüchern nicht immer geradezu ängſtlich aus dem Wege gegangen?“

„Ja,“ antwortet Urſula geknickt, „das bin ich.“

„Siehst Du. Und in diesen Büchern steckt schließlich des Landmanns Weisheit.“

„Wenn das so ist“ — Ursula sinkt immer mehr zusammen — „ja, was bin ich dann? Da hab' ich immer davon geredet, daß ich Landmann sei! In den höchsten Tönen. Und nun ist keiner so weit davon entfernt wie ich.“

Der Vater richtet ihre Verzagtheit auf. „Wenn mein Jung müßte, würde er sogar das Rechnen lernen.“

„Ich muß ja, Vater. Ich werde doch einmal Eichhof übernehmen. Wenn Du glaubst, daß ich noch werden kann, dann steck' mich doch in die Lehre! Gib mich zu dem gräßlichen alten Kumerow in die Lehre! Ich will mir ja so viel Mühe geben.“

„Ja — mein Junge ist nun aber mal ein Mädel, und das Mädel soll nächstens heiraten.“

Herr von Eich spricht jetzt ganz nüchtern und sachlich.

„Du sagst, Du wirst Eichhof einmal übernehmen. Selbstverständlich wirst Du das, da Du seine Erbin bist. Und ich hab' es Dir so zu übergeben, daß es Dir bleibt. Dafür lebe ich. Wie mein Vater für mich und der Großvater für ihn gelebt hat. Eichhof ist wir und wir sind Eichhof.“

Ursula faltet die Hände wie zum Evangelium.

„Kommen mehr Schwierigkeiten, wird eben mehr gekämpft. Vielleicht, daß meine „Flausen" jetzt endlich einen Nutzen abwerfen. Höchstwahrscheinlich hab' ich die Rübenabwässer jetzt untergekriegt. Jedenfalls ist zum Kopfhängenlassen kein Grund. Meine Bedenken hatte ich, als Jochems Werbungen Eindruck auf Dich machten. Möglich, daß er durch Dich geworden wäre. Möglich aber auch, Ihr wäret beide zusammen ins Rutschen gekommen und unser Eichhof wär' in den großen Wurstkessel geraten. Lieber ist es mir, daß Du Bernd lieb gewonnen hast."

Ursula runzelt die Stirn. Es macht ihr Pein, so sachlich über ihre Empfindungen sprechen zu hören, auch vom Vater. Der aber führt die Angelegenheit geschäftsmäßig zu Ende.

„Einen Vater freut es natürlich, wenn er sein Kind gut versorgt weiß. Du kommst in die besten Hände. Wer Bernd ist, brauchen wir uns nicht zu erzählen. Aber etwas, womit Du Dich bisher nicht beschäftigt hast — es wäre albern, wenn ich nicht mit Dir darüber sprechen sollte — das ist, daß die Godenraths sehr, sehr wohlhabend sind."

Obwohl ihr Vater vor einer „Albernheit" warnt, zuckt Ursula zusammen. Sie hat sich heute an der

harten Wirklichkeit so wund gestoßen, nun tut solche Berührung ihr besonders weh.

Herr von Eich aber geht bis zu Ende.

„Das beruhigt mich auch über die Zukunft von Eichhof.“

Ursula blickt schmerzlich düster vor sich hin. Da nimmt der Vater sie wieder auf die Schwingen seiner Zärtlichkeit und trägt sie ins Helle. „Und nun sollst Du Dich freuen! Was das Leben Dir alles zeigen wird! Und was Du lernst, lernst Du auch für Dein Eichhof. Es ist doch besser, statt bei dem alten Kumerow gehst Du bei Deinem Bernd in die Lehre. Kopf hoch, Mädel! Kuß!“

Ursula drückt ihm die Hand. Aber als sie allein ist, kommt wieder viel Bitternis über sie und große Niedergeschlagenheit.

Ja, ja — ich war ein spielendes Kind und ahnungslos. Und dies ist der Ernst des Lebens, von dem man an allen Enden und Ecken hört, der die Einbildungen zerstört und die Träume austreibt. Wäre man nur leicht genug, über den Schmerz hinwegzufliegen!

Bernd — Du sollst mir helfen, Du bist dafür da und bist nicht bei mir. Vielleicht wär' alles gut, wenn Du mich jetzt in Deine Arme nähmst. Du hast mich so lieb — warum läßt Du mich so allein!

Sie will ihm ſchreiben von ihrem Gram. Aber ein Brief — ſie mag und kann keine großen Briefe ſchreiben.

Wer weiß auch, ob er alles verſteht, was ſie quält und ängſtigt.

Einer iſt da, der verſteht ſie ganz, mit all ihren feinſten Schmerzen. Anſelm, ihr Junge.

Zu dem müßte ich hin, mit dem müßte ich ſprechen können. Ich bin ſchlecht zu ihm geweſen, die ganze Zeit. Nichts weiß er von mir. Selbſt von meiner Verlobung hab' ich ihm nichts verraten. Soll er warten, bis ſie öffentlich iſt, und mit allen die gedruckte Anzeige bekommen? Oder ſoll es ihm von einem Dritten zugetragen werden?

Ich ſchreibe ihm. Er ſoll auch von dem wiſſen, was mich quält. Wenn ich nur ſchreiben könnte! Aber meine Briefe ſind immer bloß Worte, ſteif und karg.

Und ſie bringt folgendes an Anſelm zuſtande:

„Mein lieber Anſelm,

ich gehe nun auch fort von meinem Eichhof, wie Du von Deinem Rotenmoor. Wie eine Verſtoßene komm' ich mir vor. Aber ich hab' eingeſehn, daß ich weit davon entfernt bin, Landmann zu ſein — Deine Mutter war einer — ob ich jemals einer werde? Bernd Godenrath hat

um meine Hand angehalten, und ich werde ihn heiraten. Dann komme ich auch nach Berlin, und ich werde ſehen, wie das Leben iſt, wenn ich es zwiſchen Eichhof und der Stadt teilen muß. Du haſt es ja noch ſchlimmer, und daran will ich immer denken, wenn es über mich kommt. Wie geht es Dir? Wie iſt das Soldatenleben? Ich freue mich ſehr darauf, Dich bald wiederzuſehen.

Deine Urſula."

25.

Anſelm war gern Soldat. Es wurde ihm nicht leicht gemacht, aber gerade ſo war es ihm recht. Sein Rittmeiſter mochte ihn nicht leiden, dem war er zu geiſtig. „Gedanken ſchaden dem Sitz," meinte der Mann, das Geſäß war ihm die Weltſeele.

Nichts blieb Anſelm erſpart. Mit endloſem Stalldienſt wurde er planmäßig heimgeſucht. Das ſollte ihm die Philoſophie austreiben, aber es mehrte nur ſeine Weisheit.

Er fand dafür Freunde genug im Regiment. Unter den Offizieren, namentlich unter den jüngeren Leutnants, waren ernſte Menſchen, die ſich mit Ideen abgaben. Und ſogar Proſelytenmacherei durfte er üben.

Mit ihm war als Avantageur ein Mutterſöhnchen eingetreten, ein weicher, bildhübſcher Junge, rotbäckig und rund. Der ſich gern hinter ſeine Liebenswürdigkeit drückte, durch die er alles

gewann. Er hatte die beſten Vorſätze, ſich fröhlich durch das Leben zu faulenzen.

Ihn nahm Anſelm ſich gehörig vor. Erſt glitt alles an ſeinem gleichgültigen Behagen ab. Dann forſchte Anſelm nach einer Schwäche bei ihm, nach einer Leidenſchaft. Und es fand ſich die Stelle, wo der Hebel anzuſetzen war.

Hinz von Oidt hatte Rennreiterbegierden. Sie ſchliefen, aber ſie lebten. Und Anſelm rief ſie wach.

Jeder ſchaffte ſich einen Steepler an. Morgens in aller Frühe, vor dem Dienſt, wurde er „gearbeitet“. Es waren viele Rennpferde im Regiment, ein Oberleutnant, der unter den Herrenreitern einen glänzenden Namen hatte und nie bei der Morgenarbeit fehlte, ein guter, hilfreicher Kamerad, nahm ſich der beiden Jungen an.

Hinz war oft nach nächtlichen Gelagen nicht aus dem Bett zu kriegen. Aber Anſelm ließ nicht locker. Er weckte erbarmungslos. Hinz ſchimpfte, aber dieſe „Maſſage ſeines Ehrgefühls“ wirkte eindringlicher von Tag zu Tage.

Hinz aß und trank gern. Er war ernſtlich geſonnen, ſich ein Bäuchlein ſtehen zu laſſen. „Weg damit,“ ſagte Anſelm. „Weg mit dem Uebergewicht. Training! Sinngemäß leben! Du haſt eine Aufgabe. Du ſollſt achtundſechzig Kilo reiten.“

Eine Aufgabe haben! Darauf kommt alles an. Ob man den Nordpol finden will, ſich mit den Marsbewohnern verſtändigen oder ein Rennen gewinnen. Einen geraden Willen und einen geraden Weg! Darauf kommt es an.

Und als Anſelm ihn ſo weit hatte, führte er ihn auch immer tiefer in das Gedankliche ein. Trotz mancher Rückfälle und gegen des Fleiſches Uebermacht. Er ſprach mit ihm von den Zuſammenhängen, die er ſuchte. Er ſpähte mit ihm in die Weite. Hinz hatte ſeine Stunden, wo er ſich geradezu fanatiſch in religiöſe Fragen warf. Und all dieſe ſeeliſche Wandlung — von wem war ſie ausgegangen? Von ſeinem alten braven ramſchnäſigen Steepler „Weiberfeind“, neunjährig, von „Warwich“ aus der „Prima Ballerina“.

Es gab genug Leute im Regiment, die dem weltenfrohen Hinz ſolchen geiſtigen Umgang verleiden wollten. Ein witziger Mund hatte die beiden Avantageure „den großen und den kleinen Katechismus“ getauft. Aber Hinz ließ ſich durch nichts abſchrecken. Anſelm war und blieb ſein Beſter, die Stunden mit ihm waren ſeines Lebens Gehalt. Bis der Tod ſie trennte, hat er ihm dankbare Treue gehalten.

Anſelm hatte einen ſchweren Tag hinter ſich. Todmüde kam er von der Felddienſtübung zurück, die ſich bis in den Abend hineingezogen hatte. Er kämpfte einen ſchweren Kampf, ob er ſich ins Bett legen oder noch mit Giordano Bruno beſchäftigen ſollte, deſſen Schrift „Ueber die Schatten der Ideen“ ihm jetzt zu denken gab. Da brachte ihm der Poſtbote einen Brief, das Schreiben von Urſula.

Als er es las, ſprang etwas in ihm entzwei. Es war ihm, als ob er innerlich verblutete. Und nun ſaß er leer und kalt und weſenlos. Dann kam es wieder herauf: Bernd Godenrath hat um meine Hand angehalten, und ich werde ihn heiraten!

Das war der Schmerz, nichts gab es außer ihm auf der Welt. Und Anſelm packte ihn mit beiden wilden Händen, ihn zu erdroſſeln. Dann hielt er ihn und ſah ihm ins Auge und riß ihn an ſich wie einen Freund.

26.

Ende November sollte die Hochzeit sein. Vorher wollte Ursula mit dem Vater nach Berlin fahren, die Wohnung auszusuchen. Dann aber überließ sie dieses Bernd allein, sie meinte, sie käme immer noch früh genug in die Stadt, und sie brauche ihre Zeit zum Abschiednehmen.

Bernd hatte daran gedacht, in einem Vorort ein kleines Landhaus zu mieten. Darauf aber schrieb sie ihm zurück, und es war fast ein Schrei in den Worten: „Ich will keine geliehenen Bäume!“

Er kratzte sich den Kopf. Starke Arme würden dazu gehören, sie zu führen und zu halten. Und dann nahm er eine hohe, helle Wohnung im Westen der Stadt. Für die Besorgung der Möbel kam Herr von Eich auf ein paar Tage herüber. Aber die Wahl hatte Bernd, und er wählte ganz nach den sauberen und einfach innigen Linien seines Wesens und Geschmacks.

Er hatte es sich so schön ausgemalt, Ursula bei allen Käufen an seiner Seite zu haben und jedem neuen Stück einen zärtlichen Gedanken mitzugeben. So blieb ihm die Freude der Ueberraschung.

Es gab eine stille Hochzeit. Nur Bernds Bruder, der stramme, laute und rechthaberische Oberförster, und seine blasse, matte und frömmelnde Gattin waren mit ihnen. Die erste Nacht blieb Ursula noch in Eichhof. Am anderen Vormittag wollte das junge Paar fahren.

Still war Ursulas Abschied von ihrer Erde. Aber nichts Weinerliches stellte sich ein. Ein hartes Sichlosreißen war es. Und nun ging sie, ohne sich umzublicken, ihren Weg.

Ursula wollte keine andere Hochzeitsreise als die in ihre neue Heimstätte. „Die Fahrt ist für mich weit und groß genug."

In der Eisenbahn war sie still, aber niemals schmerzlich abgewandt und von echter Zärtlichkeit.

Je mehr sie sich Berlin näherten, um so lebhafter regte sich in ihr die natürliche Neugier.

„Ich weiß ja schon, wie es kommen wird. Wie es den meisten geht, und wie es mir auch mit der See gegangen ist. Eine Enttäuschung. Weil die Vorstellung so maßlos übertreibt."

„Dann mußt Du ſie eben rechtzeitig herabſtimmen.“

„Ach, Du Schulmeiſter Du! Als wenn das ſo leicht wär'! Bekanntlich — je mehr man ſie unterdrückt, um ſo mehr pluſtert ſie ſich auf.“

Sie machte dann doch große, ehrlich erſtaunte Augen, als ſie in die Halle des Stettiner Bahnhofs einfuhren.

Und all das Mächtige und Maſſenhafte ließ ſie ehrlich auf ſich wirken, um ſo unbefangener, als ſie gar keine Unruhe oder gar Furcht empfand. Der Lärm der Straßen, der Kampf der Wagen und der Menge nahm ihr nichts von ihrer Sicherheit.

Sie drückte mit einer unbekümmert frohen Stärke Bernd die Hand, als ſie im Automobil ſaßen. An der eleganten Schnelligkeit des Fuhrwerks hatte ſie ihre Freude. Es prickelte ſie, ſo im Fluge all die Bilder glänzenden, ſtrömenden, ſich drängenden Lebens zu erhaſchen, die ſchwarze Flut der Menſchen, belebt von Uniformen und farbigen Toiletten, dahinter die prunkvollen Läden mit unendlichen Schätzen, Stoffen und Gütern.

„Es iſt doch gewaltig,“ ſagte ſie hell, „und nicht kleiner, als ich dachte.“

Als ſie dann aber vor dem maſſigen, aufdringlich gezierten Mietshauſe hielten, in dem ſie ihr

Haupt niederlegen sollte, da spannte sich doch etwas wie ein Reifen um ihre Brust. Und immer enger wurde es ihr ums Herz, je mehr der teppichbelegten Stufen in dem gedrückten Treppenhause, das die bemalten Fenster noch bekümmerter und weltabgeschiedener stimmten, sie hinter sich ließ.

Weh tat ihr der Ton der Klingel, mit der Bernd, als er die Tür zu ihrer Wohnung aufschloß, dem Personal erst ihre Ankunft mitteilen mußte — nun ja, einen Empfang vor der Haustür kann es in Berlin nicht geben.

Weh taten ihr die fremden Gesichter, das breite Selbstvertrauen in den Mienen der alten Hamburger Köchin, die glattrasierte, breitmäulige Unterwürfigkeit des Dieners.

Weh tat ihr der Duft der vielen Blumen, Kränze und Girlanden. Wie nach einer Aufbahrung riecht es. Sie kann überhaupt keine abgeschnittenen Blumen leiden.

Aber die Zimmer selbst mit ihrer Einrichtung kamen ihr freundlich entgegen. Mit gesänftigten Augen musterte sie alles genau, sie freute sich, daß alles so klar und fest war, ohne Schnörkel und weichliche Dumpfheit. Dann, als sie seine fast ängstliche Erwartung sah, nahm sie seine Arme und legte sie

um sich und flüsterte ihm zu, daß es gut sei, und dankte ihm mit Küssen.

Und gern läßt sie sich von ihm nehmen, gern steigt sie zu ihm ins Boot, gern läßt sie sich auf den Wellen schaukeln und schläfern, die das neue Gestade umziehen, gern läßt sie sich tragen bis in das dämmerblaue Jenseits trunkener Verzückung. Aber sie bleibt nicht im Spiel der Wellen und der Dämmer. Mit starken, klaren Augen sieht sie aus den Träumen heraus. Fest greifen ihre Blicke ins Leben.

Was Urſula zuerſt und vor allem kennen lernen will, iſt die Tätigkeit ihres Mannes. „Sobald Dein Urlaub vorbei iſt, nimmſt Du mich einmal mit in Euer Bureau.“

„So was — hat nun allerdings noch nie eine Dame getan —“

„Dann bin ich die erſte. Und in Deine Vorleſung geh' ich natürlich auch.“

Dies letztere tat ſie zuerſt.

Bernd las über den deutſchen Totentanz. Siebenunddreißig Hörer hatten ganz regelrecht bei ihm belegt, das war für einen ſo jungen und unbekannten Lehrer ein Ergebnis, auf das er ſtolz ſein durfte. Er war es auch, und er las mit Freudigkeit.

Zwei Hörerinnen ſaßen zu ſeinen Füßen. Die beſah ſich Urſula ganz genau. Mürriſch und verbohrt war die eine, mit einer verbiſſenen Wut ſtenographierte ſie Wort für Wort nach. Die andere hatte offenen Sinn und leichte Augen. Sie fing nur dieſen

und jenen Satz sich ein. Ursula mußte lachen über eine Art Eifersucht, die gegen alle beide sich erhob.

„Sie sind alle beide mit Liebe dabei," sagte sie nach der Stunde ihrem Mann. „Die eine liebt Dich um der Sache willen und die andere liebt die Sache durch Dich. Eigentlich müßte ich mir so was verbitten."

Bernd sprach frei und gut. Ursula wachte fast leidenschaftlich über seine Wirkung. Einem Bankgenossen, einem hübschen, sehr gut angezogenen Jungen, der seine Gedanken wo anders hatte und mit seinen rosigen Fingernägeln liebäugelte, warf sie die wütendsten Blicke zu.

Dann wurde sie ängstlich und besorgt, ob Bernd es auch recht machte. Ob er nicht zu gründlich wurde, ob er nicht zu viel nüchterne Tatsachen gab, ob sein Schritt nicht zu sehr am Boden klebte

Nun war das Semester bald halb herum, und er saß immer noch in der Einleitung, hatte immer noch die Franzosen und ihre „danse macabre" beim Wickel.

Weiter, weiter! hätte sie ihm zurufen mögen. Und auch höher, höher! wenn ihr die Zusammenhänge fehlten und der Umblick versagte.

Aber dann beleuchtete er doch wieder eine Einzelheit so scharf und gewann von ihr solche Reflexe,

daß Urſulas flatternde Wünſche ſich emſig niederließen.

Und als ſie mit ihm nach Hauſe ging, ſagte ſie ihm ſtolz und froh, daß ſie vieles gelernt, und daß er ſeine Sache gut gemacht habe.

Dieſe erſten Tage blieben ſie ganz für ſich. Die Abende verlebten ſie zu Hauſe. Bernd ließ nicht von ſeinem Schreibtiſch und ſeiner Arbeit. Dann konnte ſie mit ſchalkhaft zorniger Eiferſucht ihm dazwiſchen fahren, und es gab einen Krieg, in dem die Küſſe ſiegten.

Manche Stunde des Tages brachten ſie in den Muſeen zu. Sie wollte tiefer hinein ins Reich ſeiner Forſchung.

Und wie freute er ſich, mit ihr in all die Lande zu fahren, in denen ſeine Arbeit Weg und Steg kannte, die Höhen und die Täler, manchen nicht leicht zu findenden Punkt mit prachtvoller Fernſicht und ſo manchen Winkel zum Träumen. Nicht das Maleriſche allein ſuchte er ihr an den Bildern zu deuten, die Zeiten und Kulturen, die in den Bildern waren, ſollten ſich ihr öffnen. Auf den Gewändern als Zaubermänteln ließen ſie ſich in die Fernen tragen.

Dann wieder verriet er ihr in dem und jenem unſcheinbaren Bilde, das niemand beachtete, eine verlorene Innigkeit, die er nur kannte und die ihm

lieb geworden war: hier den Dämmerſchein, da ein Beſeeltes in den Bäumen, eine Wohnlichkeit in altmütterlicher Fenſterniſche, einen leiſen Akkord im Spiel der Hände.

So wie er's vermochte, führte er ſie. Nicht auf Schwingen des Sturms oder auf Fittichen der Morgenröte. Es war wohl auch genug Lehrhaftes dabei und ein wenig vom Schulmeiſter. Aber ſie fand ſich doch ſo gut und warm in ſeine Art. Und an der lag es nicht, wenn dieſe ganze Bilderwelt doch nie recht eigentlich in ihr Innerſtes einzog.

Bernd fühlte das wohl, und die Erkenntnis gab ihm Fragen auf. Würde ſie je das Heiligtum ſeiner Arbeit mit ihm betreten können?

Dann ſuchte er in ihrem Weſen nach der Erklärung dieſer abſonderlichen Kühle. Er fand, daß Dichtungen ihr nicht mehr als Bildwerke zu geben hatten, während das Theater mit ſeinem plumpen Firlefanz ſie ſchlechthin zurückſtieß. Oft genug ſprachen ſie darüber, in mancher ſtillen Stunde dachte Urſula ſelbſt über dieſe Verſchloſſenheit nach.

„Vielleicht iſt es dies," ſagte ſie einmal zu Bernd, „Gedichte und Bilder ſind ſo ganz anders als die Muſik. Sie ſagen zu viel und wollen zu viel ſagen. Sie verſchweigen nicht genug, und darum bleibt mir zu wenig. Bei den Bildern muß ich mir was denken,

bei Musik kann ich mir was denken — so viel ich will. Und ich hab' nun einmal einen so eigensinnigen Willen, und ich will so viel."

Dabei drückte sie seine Hand. Und er nahm dies letzte Wort als eine große Zärtlichkeit.

Gab er ihr nicht Großes? Da er ihr alles, alles gab, was in ihm lebendig war! Und er zog sie an sich mit einer sicheren Freude. Sie aber legte den Kopf an seine Schulter und sah ihn an mit verlorenen Augen. Und er dachte, diese Verlorenheit gehöre ihm und ihrer Liebe.

Aber gerade jetzt kam, zum erstenmal so schwer, das ganze große Heimweh nach ihrem Eichhof über sie. Sie wollte es ihm sagen, aber dann zwang sie so viel an sich herum, daß sie keine Worte fand. Und hier setzte eine Untreue gegen ihn ein, gegen die sie sich wehrte, aber die sie doch bei sich behielt.

28.

Der erſte, der Urſula beſuchte, ſollte Anſelm ſein.

Und er kam an einem Sonntag. Er kam in Förmlichkeit, als ein Ernſter und Gereifter, ganz hart war ſein Geſicht, und ſeine Stirn hatte Furchen.

Urſula erſchrak. Sie fühlte gleich, was der Junge um ſie gelitten hatte. Aber durch all den Schrecken brach das eine durch: er iſt mein Beſtes, er iſt meine Heimat, mein Heimweh, ja, mein Heimweh, das Größte in mir, das iſt der Junge.

Und ſie hielt ſeine Hand und hätte ihm um den Hals fallen mögen und Tränen über ihn ausgießen, all ihr Glück und all ihre Not. Nur daß es niemals Tränen für ſie gab.

Und wie hart und gehalten war er!

Doch gut, daß Bernd bei ihnen ſaß und bei ihnen blieb.

Aber dem konnte Urſula nicht wehren, daß ſie von Eichhof ſprechen mußte und wieder von Eichhof und von Rotenmoor, faſt wild gingen ihre Worte,

und in ihren und in Anſelms Augen war dasſelbe ſchmerzliche Leben — ſie beide landesverwieſen.

Ruhe mußten ſie halten, und nun fühlte ſie Bernd faſt als einen Fremden.

Dann ſprach ſie Gemäßigtes, fragte Anſelm nach ſeinem Leben und ließ ſich von ſeinem Dienſt erzählen, von ſeinem Rennpferd, von Hinz von Oidt. Daß er im Januar nach Engers auf die Kriegsſchule mußte, daß er um ſeinen Freund in Sorge wäre, der nach Hannover käme. Dieſes Freundſchaftsverhältnis gab eine wärmere und weichere Farbe in die geſtraffte Wachſamkeit ihres Gedankenaustauſches. Und das Geſpräch glitt leichter fort. Geiſtige Tiefen mied es. Urſula erkundigte ſich nach Onkel Bolko, der wieder einmal ſeit Monaten verſchollen war, ſie ſcheute ſich auch nicht, nach Jochem zu fragen, von dem ſie erfuhr, daß er in Andaluſien ſich aufhielt. Sie empfand es wohl, wie dabei an Anſelm ein bitterer Kummer um Rotenmoor ſich heftete, aber ſein Geſicht blieb unbeweglich.

Sie wollte ihm Gutes und Tröſtliches ſagen und meinte, man ſehe ihm an, daß er des Königs Rock mit Freuden trage und in ihm ſchnell ein ganzer Mann geworden ſei.

Und ihn noch mehr zu tröſten, fügte ſie hinzu, wie ſehr ihr ſelbſt dagegen eine ſtraffe, ſtarke Tätig-

keit fehle. Da sah er sie klar an mit seinen großen Augen und sprach:

„Es gibt so viel zu helfen.“

Das mußte sie sich vorhalten lassen von dem Jungen im Fähnrichskragen! Sie wollte ihn altklug finden und zu einem Zorn sich erheben. Aber das ging nicht an. Er hatte nun wirklich etwas von einem ganzen Manne. So antwortete sie nur darauf, daß sie bald einmal Bernardine aufsuchen wolle.

Und dann trennten sie sich und waren so voll von Ungesagtem, von Bangigkeit und von gleichen Schmerzen, die mit Ungestüm zueinander hindrängten. Aber sie hielten sich nur desto aufrechter. Doch als sie zum Schluß ihn bat: „Komm recht bald wieder, Anselm,“ und als sie nun durch die Willenskraft seiner machtvollen Augen eine wehe Frage hindurchbeben sah: Weißt Du, wie schwer mir das ist! — da mußte sie doch den Kopf zur Seite neigen.

„Ich komme einmal wieder!“ sagte er fest. Und gab ihnen beiden kräftig die Hand und ging. — —

„Es gibt so viel zu helfen.“ Dies Wort war es, das immer wieder durch Ursulas Heimweh klang und es übertönte. Aber Bernardine suchte sie darum doch nicht auf, vor deren kühler Höhe und

Selbstgewißheit hatte sie nun mal eine Scheu. Und sie fand schon ihre eigenen Armen und Unglücklichen.

Aber sie gab doch nicht aus ganzer Seele. Es blieb immer eine Kluft und eine Fremdheit. „Ich glaube, man muß selber glücklich sein, um richtig schenken zu können.“

Sie gewann es sogar über sich, in Vereine zu gehen. Und überwand sich so weit, daß sie nicht gleich wieder hinauslief. Obwohl so vieles, was sie hier hörte und sah an Eitelkeitskultus und Gefühlstheaterei, sie einfach jagte.

Wenn sie sich vor der Selbstbespiegelung der Geistreichen in weltverbessernden Ideen und besonderen Heilmethoden gegen die Großstadtverderbnis, wenn sie vor all den gewälzten Problemen sich in Sicherheit gebracht hatte, dann sagte sie sich einfach: Ich wundere mich, daß es hier in den großen Steinbrüchen noch was anderes gibt als Uebeltäter. Die armen Menschen — sie kennen die Sonne nicht, und die Sonne weiß nichts von ihnen. Haben sie je zusehen gedurft, wie Tau und Morgenrot sich flüsternd finden und sich trinken mit Lust und fröhlich ineinander vergehen? Und wenn am Märzabend der letzte Feuerstreif mit violetter Schwermut durch die jungen ahnenden Weidenkätzchen bebt, sind sie je davon erschauert in ihren Tiefen? Sind sie auch

nur einmal hingekniet vor den unſäglichen Flammen des herbſtlichen Farnkrauts, welches der Farbenmeiſter ſo liebt, daß wir beten lernen müſſen, ob wir wollen oder nicht? Und dann — und das iſt ja das Schwerſte von allem — ſie haben ja kein Land, nicht das kleinſte Stück lebendiger Erde gehört ihnen! Wie ſollen ſie da gut und gütig ſein! Was ſie haben, iſt die arme Gemeinſamkeit des toten Aſphalts und des toten Parketts, wenn es hoch kommt. Wie kann man ſo leben!

Und hier mußte ſie ſich gewaltſam feſthalten, an einem ſchweren Möbel, an dem Fenſtergriff, daß ſie nicht auf und davon lief, fort aus der Stadt, nach Eichhof, nach ihrem Stück Erde.

Kam Bernd dann nach Hauſe, konnte ſie ihm doppelte Zärtlichkeit geben aus dem Gefühl, daß ſie einen neuen Raub an ihm begangen hatte.

Aber ſich ihm zu offenbaren, hielt ſie ſo manches zurück: daß ſie ihn nicht betrüben wollte, und mehr noch, daß er ſelbſt ſo wenig von ihrer Bewegung verſpürte.

Er ahnte ſo gut wie nichts von ihrem Hunger, ihrem flackernden Feuer. Er ſaß ganz in dem Behagen ſeines Glückes, ein behäbiges Vertrauen trug ſein Leben, Urſulas Unruhe deutete er ſich als eine

Regſamkeit, beſchwingt von ihrem neuen geiſtigen Daſein und ihren zärtlichen Gefühlen.

Da blickte ſie manchmal mit einem bohrenden Zorn in ſeinen Gleichmut und wetterte gegen ſeine Glätte. Und verſchloß ſich gegen ihn und hatte eine grimme Freude, daß ſie ſich von ihm entfernte.

Dann fing ſie an, mit einer Art Begier nach ſeinen Schwächen zu ſuchen — und ſchrak zurück vor ſolchem Beginnen, das ihr frevelhaft erſchien gegen ſeine Liebe.

Wenn er ſo an ſeinem Schreibtiſch ſaß, zuſammengeſunken, und ſchwerfällig gelehrte Laſten ſchleppte, dann nahm ſie ihn wieder aufs lebhafteſte in Schutz. Ja, es wird Leute geben, die ihn nicht hochſtellen, die ihn für einen Philiſter nehmen. Leute wie Jochem und ſeinesgleichen nun ohne Frage. Aber das ſollen ſie nur, dieſe Genialiſchen, dieſe Verwüſteten, die ſelber nichts Heiles und nichts Ganzes ſind. Ihr Bernd iſt ein Kerl, ein ganzer und tüchtiger — und was ihr mehr wert iſt als all jenes unſaubere Uebermaß — er iſt reinlichen Geiſtes. Und kein bloßer Stubenhocker, beileibe nicht! Soll man nicht daran denken, wie er damals mit dem Ruſhcutter und der Nachtſchwalbe umſprang? Sie denkt daran mit Zärtlichkeit und ſammelt alles, was ſeinen Mut und ſeine Kraft bezeugt.

Und ein Ehrgeiz für ihn steht in ihr auf. Es soll etwas aus ihm werden, etwas Bedeutendes, etwas Großes. Er gehört zu den Begabtesten seines Faches — so heißt es allgemein. Und allgemein heißt es auch, daß man nicht von selbst etwas wird, daß man sich „lancieren" muß, durch die Gesellschaft, und daß die Frau dabei des Mannes unentbehrliche Gehilfin ist.

Warum soll sie es nicht einmal mit der Gesellschaft versuchen! Ein neues Land, und lehrreich gewiß. Vielleicht auch spaßhaft und eine Zerstreuung.

29.

Sie haben einen Gewalthaber unter Bernds weiteren Verwandten, einen Geheimrat, der ſo begabt iſt, Millionär zu ſein und im Aufſichtsrat verſchiedener Banken zu ſitzen. Als das junge Paar bei ihm Beſuch machen wollte, waren ſie nicht angenommen, er lag in der Klinik, der Blinddarm war ihm herausgeſchnitten.

Jetzt war er wieder hergeſtellt und gab zur Feier ſeiner Geneſung ein Feſt, zu dem auch die beiden geladen waren.

Die Geſellſchaften bei ihm haben kein Gepräge, hatte Bernd ihr geſagt, weil er ſo wenig wie ſeine Gattin eins beſitzt. Aber man ſieht dort viel.

„So gehen wir," meinte Urſula tapfer. „Mir iſt gerade nach vielem zumute."

Im Veſtibül trafen ſie mit Vetter Hans zuſammen, der Familie Godenrath ungeratenſtem Sohn. Er war heute ſchon ein grauer Sünder, früher See-

offizier, dann wegen eines Ehrenhandels verabſchiedet, jetzt ſchriftſtellernd und Karikaturenmaler. Bernd breitete ſcherzhaft ſchützend ſeine Fittiche über Urſula: „Vor dem Zeichner hüte Dich!“ Aber ſie fand in deſſen herben und mutigen Augen ſo viel junge Ungezogenheit, ſie hielt ihn feſt, er ſollte ihr Bundesgenoſſe ſein.

„Kriegen Sie keinen Schreck, wenn Sie unſeren Herbergsvater ſehen,“ ſo warnte er ſie. „Sein Kopf ſieht aus wie ein geſchnitzter Kürbis.“

„Und was iſt in dem Kürbis?“ fragte ſie ſchelmiſch.

„Grütze,“ antwortete er, wie er ſollte.

Bernd ſah die beiden kopfſchüttelnd an. „Ihr ſcheint Euch ja was Schönes vorgenommen zu haben!“

Sie fanden den Hausvater in getragenſter Haltung, von Glückwünſchenden umringt.

Dieſer Geſalbte des Mammons hatte ſich nie ſo intereſſant gefühlt wie jetzt in ſeiner Unvollſtändigkeit, und es geſchah von ſelbſt, daß aus ihr ein Kultus wurde.

In ſeinem ſogenannten Arbeitszimmer, auf einer Konſole von antiker Seelengröße ſtand ein Glas, in dem Glas war Spiritus, in dem Spiritus wurde

der Wurmfortsatz aufbewahrt, gerettet für die Nachwelt. Und Völker pilgerten hinzu und beugten das Knie vor dem geheimnisvollen Glied des illustren Mannes, der in mystischer Getragenheit dabeistand, er, der dieses Fetisches großer Bruder war.

Ursula war ratlos, betäubt von dieser großen Stunde, da der geheime Blinddarm Cercle abhielt. Da half ihr Hans, wie er es sich geschworen hatte und wie es seine Pflicht war. Mit seinem ahnungslosesten Gesicht, ganz liebenswürdig und ganz familiär, fragte er die Dame des Hauses: „Sagen Sie doch mal, gnädigste Cousine, welche Hälfte Ihres Mannes ist Ihnen nun lieber, die mit oder die ohne Spiritus?“

Alles wehrte sich verständnislos oder krümmte und verrenkte sich in wilder Verlegenheit. Ursula aber lachte frei und war gerettet. Und nun vertraute sie sich gänzlich Hans zu weiterer Führerschaft an. Sie wußte, er würde ihr mit Vorliebe Ungerechtigkeiten und Uebertriebenes zu kosten geben, aber nach solcher Einführung war das gerade, was sie brauchte.

Und nun sah sie die Welt mit seinen Augen.

Die Säle hatten sich ganz gefüllt. „Viel Künstler und wenig Menschen,“ sagte der Mentor.

Gekalkte Gesichter drohten durch die Fernen, seidene Hüften prallten sich in lockender Verblendung, über gepuderte Schultern tasteten sich Worte von matter Verliebtheit.

Eine Jungfrau sang Süßigkeiten.

Ein Jüngling saß allein in weher Schönheit, gläubig schwamm sein Geist auf diesem Meer von Lichtern, auf dieser leuchtenden Luft der Wohlgerüche, verbog und verschlang sich in den Linien der Möbel und Uhren, der Beleuchtungskörper, Teppiche und Tapeten, da wo sie am irrsinnigsten waren, und fiel dann taumelnd zwischen die Marmorkniee einer tanzenden Salome.

Eines hehren Greises Nahen durchschauerte die Menge. Ein Priester und Sänger alles Wahren, Schönen, Gutschmeckenden — nie fehlte er bei einem gehaltvollen Symposion. Mächtig und gebietend ragte sein Schnabel, kahl war sein Haupt, graue Federn krausten sich und krochen in seinen Nacken. Ein heiliger Marabu schritt er durch die Andacht der Reihen.

Die brave Masse verfeinert sich zu bös beweglichen Gruppen, die Gruppen verschlimmern sich zu Paaren. Aus Tausenden von Blicken und Worten grüßen sich unendliche Lügen, leuchtend in unschuldiger Selbstverständlichkeit.

Die Musikkapelle spielt die lächelnden Diebstähle eines Anerkannten von geliebtem Schmelz.

Die Spätesten der Gäste kommen. Eine lilienblasse Sängerin, die börsenmännermordenden Augen gesenkt, in hochgeschlossenem schmucklosen Kleide — wie eine tugendhafte Vision betet sie durch die fleischgefüllten Räume. Niemand hat sie je öffentlich dekolletiert gesehen. Auch auf der Bühne nicht. Schützend hält die Mythologie die Hände über ihre Büste. Die Sage sagt, daß der mühsam abgewehrte Messerstich eines Wahnsinnigen ihr quer übers Brustbein gegangen sei. Nimbus aber ist selbst an der Börse ein gangbares Papier. Wobei überflüssig zu erwähnen, daß die Herren Jobber von einem Nimbusen der Sagenhaften scherzen.

Börsenwitz und Theaterklatsch lümmeln sich auf den Polstern und machen sich beliebt.

Und die Musik stiehlt immer weiter und lügt so süß —

An kleine Tische setzt man sich, an Tische mit dumpfen, heißen, sterbenden Blumen — auf den weißen Tüchern tanzen die flimmernden Lichter der Kristalle, die fiebernden Flammen des roten Weins.

Schlürfende Lippen, schwelgende Zungen, gekitzelte Gaumen überall.

Und dazwiſchen freſſen ſie das Fleiſch der Nachbarinnen.

Bis der Tanz die in ihre Arme führt, die lebhaft ſind von Tatkraft oder Selbſtbetrug. Und die Luft zittert von dreiſter Glut, von verwelkenden Wünſchen, von neuraſtheniſchem Geflacker — — —

Urſula blieb an der Hand ihres Führers, feindlich, fern und boshaft blickte ſie in ein Meer ſich trübender und wirrender Menſchlichkeiten. Die guten, feſten und freundlichen Ufer verſchmähte ſie zornig. Mit Bernd kam ſie bloß ein paarmal auf kurze Zeit zuſammen.

Er drückte ihre Hand. „Nun, wie iſt Dir?“

In ihren Augen war ein fernes, kaltes Licht. „Wie bei fremden Völkerſchaften.“

Da drohte er zu Hans hinüber. „Ja, Ihr beiden, Ihr ſeid ſchon die richtige Kompanei.“ Doch ließ er ſie mit vollem Bedacht in dieſen Händen.

Dann hatte ſie genug von dem Böſen und der eigenen Bosheit. Sie waren unter den erſten, die gingen. Als ſie im Wagen ſaßen, ſagte Bernd: „Du haſt Dir alſo was Schönes eingebrockt mit Deinem Karikaturiſten. Wenn man Euch jetzt hört, habt Ihr einen Parademarſch von Kakodämonen abgenommen.“

„Was ist das?“ fragte sie und dehnte sich schläfrig zu ihm hin.

„Es war auch genug Stilles und Erfreuliches da. Meine Professorsleute aus Zehlendorf — Menschen zum Liebgewinnen. Er hat mir von seinen Bienen erzählt. Die Frau ist übrigens auch Quellenfinderin.“

„Warum hast Du mich nicht auch dahin geholt?“

„Ganz gut, daß Du erst mal Deinen Blutdurst stillst.“

„Ich glaub', ich hab' genug. Wir wollen so bald so was nicht wieder tun.“

Heute hielt ihre Müdigkeit alles nieder. Am anderen Morgen aber kam es herauf.

„Ich werd' das nicht los,“ rief sie, „ich kriege den Geschmack nicht von der Zunge.“

„Glaubst Du nicht, daß die meisten von den Ungeheuern, die Dir unser Hans an die Wand gemalt hat — daß die im Grunde unglückliche Menschen sind!“

„Wenn die Menschen diese Gesellschaften nicht brauchten, würden sie sie doch nicht haben!“

„Das alles ist nicht so einfach. Und die einzelnen sind gewiß nicht so wie diese Gesellschaften. Glaub'

mir, daß auch von ihnen viele, sehr viele ihren dunklen See und ihre wilden Schwäne haben."

Das war ein ernster Verweis. Doch nicht so schwer gemeint, wie er sie traf. Schmerzlich schlossen sich ihre Augen. Dann fuhr sie auf: „Weißt Du, was ich jetzt fühle? Daß ich in der Fremde bin."

„Kind —"

„Fühlst Du es nicht auch, daß ich nicht hierhergehöre! Warum hast Du mich hergeholt? Was hast Du mich nicht gelassen, wo ich war?"

Erschreckt nahm er ihren Kopf. Hatte er mit seinen Worten so die Sehnsucht geweckt? Konnte ein Heimweh solche Gewalt über sie haben — jetzt, da er sie in den Armen hielt!

War diese Sehnsucht nun doch das Mächtigste in ihr? Mächtiger als alles, was er ihr zu geben vermochte?

Nein — nein — er erhob sich zu seiner alten Gewißheit — was in ihr zuckte, war nur sein unbedachtes Wort. Sie war ja ein Kind, und sanft mußte man mit ihr fahren.

Er zog ihren Kopf an seinen Mund und steckte ihr das Ohr voll Küsse und lieber Worte. Sie wurde ruhiger unter seinen Lippen. Dann begleitete sie ihn durch den Tiergarten nach dem Bureau.

In den Bäumen hing Rauhreif. Mit bläulichem Rauch legte ſich das Winterlicht um die Stämme und flocht ſich wie hilflos in die Kronen, ein weher Traum von Sonne.

Warum war ſie von dieſer großen Traurigkeit in Eichhof niemals traurig geworden? Mit einer trunkenen Verträumtheit hatte ſie all das Schöne gefühlt, das in dem Trauern war. Hier aber wurde ſie niedergedrückt von dumpfen Schatten.

Einen Baum — nur einen Baum will ich haben, der mir gehört! Und will die Arme um ihn legen und an ihm hinſinken und weinen, daß ich ihn habe. Fremd — fremd ſind dieſe und feindſelig und haſſen mich, wie ich ſie haſſe! —

Am Nachmittag kam Anſelm zu ihr, Lebewohl zu ſagen, da er auf die Kriegsſchule mußte. Das gab wieder ein bezwungenes, ſchmerzliches Beieinander. Wie Bildſäulen wurden die beiden, wie von Erz. Und ihr Abſchiednehmen war ſtarr und hart.

Als Bernd am Abend ſeine Frau begrüßte, muſterte er ſie und fragte: „Wie ſiehſt Du nur aus? Seit wann haſt Du die Falte zwiſchen den Brauen!“ Er fuhr zärtlich mit glättendem Finger darüber. „Du hockſt zuviel zu Hauſe! Wir wollen ausgehen, wir wollen Muſik hören!“

„Ach nein, laß mich hier bei Dir ſitzen.“

Bernd ſchrieb an einer großen Arbeit, die ihm eigentlich gegen ſeinen Willen zugefallen war. Sie lag abſeits von ſeinem engeren Studiengebiet. Er mußte ſich heftig in die italieniſche Malerei vertiefen.

Wenn er ſo ganz begraben war, dann konnte es ihr wohl im Blute prickeln, daß ſie ihn mutwillig ſtören mußte. Sie lief zu ihm an ſeinen Schreibtiſch, legte ſich ihm gegenüber, die Knie auf den Stuhl, die Ellenbogen auf den Tiſch und in die Hände den Kopf wie ein ungezogenes Mädchen. Dann nahm ſie ihm die Feder aus der Hand und ſagte: „Jetzt biſt Du imſtande, ein Lebenswerk darüber zu ſchreiben, ob dieſe käſige Judith von Romanino iſt oder von einem ſeiner Schüler. Und wenn von einem ſeiner Schüler, dann von welchem ſeiner Schüler. Und wenn es nun wirklich anders iſt, denk' mal, Bernd! Denk' mal das Unglück für die Angehörigen!“

Und ſie freute ſich an den kleinen roten Wellen, die in ſein Geſicht treiben wollten, und hoffte mit wachenden Augen, es würde etwas Großes daraus, ſo eine Art richtigen Zornes — und wärmte ſich doch auch wieder daran, daß er ſo gütig blieb,

und daß sich gar die Hilflosigkeit des verstörten Gelehrten in seine jungen Züge stahl. Dann küßte sie diese Hilflosigkeit und nahm ihn an sich: „Du bist mein Lieber und ich wollte, daß Du mich brauchtest und auf mich angewiesen wärst —“

„Bin ich das nicht?“

„Ich glaube, Du könntest ganz gut auch ohne mich leben! Und wenn ich nicht bei Dir wär' —“

„Willst Du mit dem Unsinn nicht aufhören!“ Er nahm sie und sein Mund ließ sie nicht weiterreden.

30.

Der Frühling kam, da hatte es Urſula ſchwer, und manchmal mußte ſie denken: ſo iſt gewiß den Zugvögeln zumute, die im Bauer ſitzen.

Mit dem wachſenden Licht der Tage ſteigerte ſich Urſulas Verlangen nach dem Lande, nach ihrem Lande ins Unermeßliche. Es gab Stunden, wo ſie krank davon war und dumpf und bewegungslos dalag. Aber ſie wollte ſich nicht aus ihrer Bahn ſchleudern laſſen. Und immer hielt ſie ſich vor: Mit allem, was Du um Eichhof leideſt, lernſt Du für ſeinen Beſitz. Ich werde nicht fahnenflüchtig, ſo wenig wie Anſelm es wird.

Dann zeigte ſich Onkel Bolko. Auf dieſen Flatterfahrer war wie immer kein Verlaß. Um ſo feſter hielt ſie die Stunden mit ihm und alles, was er ſagte.

Von Jochem erzählte er, daß der wieder im Lande ſei. Aus Andaluſien habe er einen ganzen Eiſenbahnwagen voll mauriſcher Gewebe mit-

gebracht. Im übrigen sei er abwechselnd tiefsinnig und voll süßen Weines.

Das gab Ursula einen Stich ins Herz. Und dann schalt sie sich, wie anfällig man in der Stadt werde, so rührselig und von so überspanntem Gewissen.

Onkel Bolko war auch nicht mit ihr zufrieden. „Kind," sagte er, „das geht nicht auf die Dauer. Du paßt nicht in dieses Geschäft. Kann Dein Mann nicht den Bilderhandel aufgeben und Kompagnon von Deinem alten Herrn werden? Der hätte gewiß nichts dagegen."

Sie machte grelle Augen und sträubte ihr Gefieder. „Soll das heißen, daß er allein nicht mit Eichhof fertig wird?"

„Nein, soll es nicht heißen. Aber das heißt es, daß heute jeder Landmann Geld in seinen Laden braucht."

All der Jammer aber käme bloß daher, daß sie alle kein Verständnis für die Ausnutzung großzügiger Erfindungen hätten. Er wisse ein Lied davon zu singen. Und dann entwickelte er ihr seine neueste Idee. Er wäre jetzt daran, brauchbare Akkumulatoren herzustellen, die die Winterstürme als wohlfeile Kraft für die Frühjahrsbestellung aufsparten.

Der Morveldtſche Schwung in ihm riß ſie immer wieder fort. Und inniger dachte ſie an Anſelm, ſchmerzlicher an Jochem.

Als er ging, begleitete ſie ihn ein Stück. Und dann auf dem Heimweg ſah ſie etwas, was ihre von Eichhof, Rotenmoor und ihrer ganzen Jugend bewegte Seele vollends erſchütterte.

Sie kam durch eine enge Nebenſtraße. Kinder ſpielten in der Nachmittagsſonne auf dem Aſphalt. Sie waren ſehr laut, in Berlin muß man ſchreien, wie ſoll man ſich hier anders verſtändigen? Abſeits aber von dem Lärm auf dem Bürgerſteig neben einer Hausſchwelle ſaß ein kleiner Mann, fünfjährig etwa, unberührt von der Welt, ganz in ſich und ſeine Sehnſucht verſunken. Er führte den abgebrochenen Stiel eines Zinnlöffels in der Hand, und mit dieſem Löffelſtiel hob er ſeine Schätze. Was waren dieſe Schätze? Erdkrumen waren es, ganz winzige Teilchen, die er mühſelig zwiſchen den Steinen herauskratzte. Und wie ein Geiziger wachte er über dieſen Goldſand ſeines Glückes. Wenn er etwas verſchüttete, nahm er es zwiſchen Daumen und Zeigefinger, kein Körnchen durfte verloren gehen, und ſchaffte es ſo auf einen kleinen Pappdeckel, der trug ſchon einen Erdhügel, nicht größer als der alte

Fingerhut, der als Kuchenform daneben ſtand — aber es war doch Erde.

Urſula beugte ſich nieder zu dem Kinde. Es war häßlich und hatte ein altes mürriſches Geſicht. Aber in den Augen war ein tiefer Glanz, der von dem großen Heimweh aller Erdenkinder ſtammte. Da mußte ſie ihm das blonde Haar ſtreicheln und drückte einen Kuß darauf. Und durch ihre Traurigkeit und ihr Mitleid fühlte ſie ſo ſtark wie niemals: Wenn mir doch ein Kind gegeben würde! Einen Jungen will ich haben, dem Eichhof gehören wird, unſer Land. Dann geht alles zum Guten.

Denn gut iſt es nicht, ſo wie es iſt!

Sie ſtürmt ſchonungslos auf ihr Leben ein. Iſt nicht in Halbheit alles zerſtückt? Halb iſt ſie bei ihrem Manne und halb lebt ſie wo anders. Und ſeine Liebe, ſeine große Liebe — begnügt die ſich nicht mit ihrem halben Leben?

Warum wird ſie nicht ſo von ihm beſiegt, daß ſie alles geben muß, daß ſie nichts mehr hat, daß ſie nichts iſt außer ihm? Warum überwindet er ſie nicht? Warum vergewaltigt er ſie nicht? Warum zerdrückt er nicht ihr zweites Daſein mit mächtigen Armen? Und wenn ſie daran vergeht!

Und dann kommt das Schlimme wieder, das bis zur Feindſeligkeit Böſe. Dann ſuchen ihre ſtreit-

baren Frauenинſtinkte wieder nach ſeinen Schwächen — lauern auf ſie, ſehnen ſie herbei. Und haben ſie eine erwiſcht, ſo wird dieſe mit grimmiger Güte, mit koſender Grauſamkeit gehätſchelt und gepäppelt, daß ſie ins Maßloſe wächſt. Seine Sorgfalt, ſich zu kleiden, iſt überaus ergiebig, eine Zuneigung für edle Krawatten, eine gepflegte Kunſtfertigkeit, ſie auf ſieben verſchiedene Arten zu binden, wird zu einer drohenden Lächerlichkeit aufgetrieben. Ein leichtes pedantiſches Gehabe, das er mit wachſender Gelehrſamkeit angenommen, den ſteifen Zeigefinger aufzuheben, gedeiht zu einem komiſchen Ungeheuer.

Bernd ſpürt nun doch etwas von dem gefangenen Singvogel, von den klagenden Lauten, dem ſchmerzlichen Flügelſchlagen.

„Pfingſten fahren wir nach Eichhof!“ verheißt er ihr. Er hat auf einen freudigen Blick gerechnet, und was er findet, iſt Ablehnung.

„Nein, nein, ich möchte nicht.“

Er ſchüttelt den Kopf, aber dann beruhigt er ſich bald und forſcht ihrem Widerſtand nicht weiter nach.

Und ſie, gequält von dieſer bequemen Bereitſchaft, ſie ringt mit ſich, ob ſie ihm nicht alles ſagen ſoll. Daß ſie kein Heim hat in dieſer ſachten Zufriedenheit.

Daß es sie zu dem Schmerzhaften treibt! Ja, ja, das tut es. Viel mehr sind meine Gedanken bei Anselm und bei Jochem sogar, dem Verwundeten.

Und einmal sagt sie ihm: „Weißt Du, was ich möchte? Ich möchte Dir einen großen Schmerz zufügen."

Da lächelt er nur und nimmt ihren Kopf, küßt sie auf Stirn und Mund und sagt leise: „Das kannst Du doch nicht!" In ihr aber wächst ein Feuer, ein Zorn und eine Lust.

„Doch kann ich es! Und wenn Du glaubst, ich hab' Dich genommen, weil ich Dich lieb habe — ich glaube, ich hab' es nur getan aus Angst vor einem anderen."

Er lächelt wieder, aber nicht so frei, ein Gram und ein Bedenken zittert hinein. Das tut ihr fast wohl. Und als er sie dann ernsthaft fragt: „Du bist so anders — bist Du denn nicht glücklich?" — da stößt sie ihm ein „Nein!" wie ein Messer ins Herz.

Da ist der Schmerz, den sie gewollt hat. Jetzt ist der Getroffene ihr nahe, jetzt fliegt zu diesem Schmerz ihr Trost, ihre Zärtlichkeit, ihre Liebe.

Sie nimmt seine Hand, sie streicht ihm übers Haar. „Ich hab' Dich lieb. Und bin doch nicht von ganzem Herzen froh. Und hab' Dich doch lieb!"

Nach dieſem allem war Bernd ſehr nachdenklich geworden, und die Gewißheit ließ ihn oft im Stich. So manches Mal, wenn er ſie zu Bett gebracht und ſich dann noch in ſeinem Zimmer an den Schreibtiſch geſetzt hatte, wenn nun die ſüße Sicherheit ihres letzten Kuſſes nicht mehr bei ihm blieb, ſo riß ihn wohl eine plötzliche Angſt aus ſeiner Bilderwelt.

Und ob er flüchtete zu der glühenden Hoheit der Renaiſſance, ob er die ſpröden Säume der beſonnten Quattrocentogewänder faßte und weiter ſich trug bis in die ſchattigen Quellgründe von des Trecento herber Naturnähe, zu den Füßen Giottos, den er lieb gewonnen — auch hier war er nicht ſicher vor ſeiner Sorge.

Machtlos — war er nicht im Grunde machtlos über die Frau, die er liebte? Sie, die nicht mitgehen wollte, die er nicht ganz mitnehmen konnte in ſeines Geiſtes Land? Für die es nichts gab als ihre Heimaterde? War es nicht faſt ein Unglück, daß ſie ſich hatten liebgewinnen müſſen? War es nicht eine Vermeſſenheit, daß er ſie fortgetragen hatte von ihrem Grunde?

Sie forttragen, das war das Schwerſte nicht. Sie halten, ſie halten!

Und dann lief er ins Schlafzimmer, er mußte ſie ſehen, daß ſie noch bei ihm war. Und er ſetzte ſich ſtill an ihr Bett und blickte ihrem Schlafe zu.

31.

Nun konnte Bernd nichts mehr geſchehen, der natürlichſte und begabteſte Bundesgenoſſe wollte ihm zu Hilfe kommen. Für das Frühjahr hatte ſich ein Kind angeſagt.

Mit dieſer ſicheren Habe, mit ſolcher Erdhaftigkeit kam etwas Heimatliches in ihr Geſicht. Gefeſtigt war ſie und ruheſam in ſich vertieft. Verſunken ganz in des Lebens Heiligkeit.

Nun war ſie ein ſtarker Menſch. Und als Anſelm zum Herbſt ſich wieder einfand, ſprach ſie anders mit ihm und er dann auch mit ihr. Ihr Beiſammenſein war nicht mehr wie in ſchweren, traurigen Mauern, ſie fand den Weg ins Freie, und er konnte mit ihr gehen. Wie eine Schweſter gab ſie ihm die Hände, faſt hatte ſie etwas Mütterliches, auch für ihn.

Und er erzählte ihr offen und frank von ſeiner Kriegsſchulzeit, von dem geſtrengen Tagewerk, von den vielen kommiſſigen Lehrern, von einem unter ihnen, der ein Träumer und Wolkenſtürmer war

und den er lieb gewonnen hatte, von einem anderen, einem Ruheloſen, der die halbe Erde geſehen hatte und prachtvoll log, dem die „Kleinkinderbewahranſtalt“ wie eine Station war in einem dunklen Weltteil, ein Abenteuer und eine Verblüffung.

Von den Rheintöchtern erzählte er ihr, und wie eine ihm einmal einen Todesſchreck eingejagt. „Sie hatte Deinen Gang, Dein Geſicht — und ich dachte erſt, das wäreſt Du. Aber Deine Augen — nein, Deine Augen hatte ſie nicht.“

Wie er aber bei Urſulas Augen iſt, kommt er auf Rotenmoor und wieder in die alte düſterſte Bedrängnis.

Daß es dort mit der Wirtſchaft reißend bergab gehe, erzählt er Urſula. Jochem liege auf dem Faulbett, trinke, ſpiele Theater und mache Gedichte. Wie Herr von Ellern, den er auf dem Regimentsfeſte getroffen habe, ihm geſagt, denke Jochem daran, den ganzen Eichenwald abzuholzen.

Anſelm zittert, als er das ausſpricht. „Und dagegen machtlos ſein und hilflos!“

Urſula nimmt ſeine Hand. „Du ſollſt ſelbſt ſehen, wie die Dinge liegen.“

Er ſchwankt nicht lange. „Ja, ich werde fahren. Wenn ich auch nichts abwenden kann, ich will das Verderben wenigſtens ſelbſt vor Augen haben.“

„Verderben — schließlich sind doch Jochem seine Grenzen gezogen! Da Rotenmoor doch Majorat ist —"

„Nein, das ist es nicht."

„Ist nicht Majorat? Das haben wir alle immer angenommen."

„Ja, alle Welt glaubt es, aber es ist nicht so. Dazu sind die Morveldts zu stolz gewesen, sich unter staatliche Aufsicht zu stellen. Großvater hat einmal dran gedacht. Aber dann ist es bei dem überlieferten Familientestament geblieben."

„Also kann Jochem auch Land verkaufen?"

„Das kann er. Und er wird es."

Und wieder läuft das Zittern über Anselm.

„Dann muß was geschehen. Dann müßt Ihr Gewalt brauchen. Entmündigung — Kuratel — was weiß ich!"

Und wieder spricht sie zu ihm schwesterlich, mütterlich und tröstend, von seinem Recht auf Heimat, von dem Recht seiner Treue. Und wieder sitzen sie beieinander in einem starken Sichverstehen, das schonungslos und darum um so fester ist.

Der Mut kommt wieder obenauf, die Jugend und die Stimmen des Lebens. Anselm redet von seinem Dienst, von seinen Plänen, er erzählt, daß er am nächsten Tage sein erstes Rennen reiten will.

„Morgen? In Karlshorst? Dann kommen wir natürlich mit! Daß Du das ſo lange für Dich behalten haſt! Wie viel Meter ſind es? Wie viel Kilo reiteſt Du?“ — — —

Anſelm muß ſiegen! Was anderes denkt Urſula nicht, als ſie in den mildbeſonnten Herbſtnachmittag hineinfährt. Er braucht die Freude wie keiner und verdient ſie wie keiner. Nach ſeinem ganzen Leben wie nach der einen mühſamen Hingabe an dieſes beſondere Ziel.

Seit er wieder in Potsdam iſt, hat er unendliche Sorgfalt auf die Vorbereitung ſeines Steeplers verwendet. Der iſt während ſeiner Abweſenheit bei einem älteren Kameraden in guten Händen geweſen. Für dieſes eine Rennen iſt er jetzt fertig gemacht. Sein Stall ſetzt Hoffnung auf ihn, am Totaliſator freilich vertraut man ihm nicht.

Das erſte, was Urſula ſieht, als ſie auf den Rennplatz kommt, iſt ein Burſche von Anſelms Regiment, der einen Rappen auf dem Raſen umherführt. Das iſt gewiß Waldkater, denkt ſie hell, und wenn das Waldkater iſt, der erſte, der mir begegnet, dann haben wir damit das allerbeſte Vorzeichen!

Sie tritt an den Burſchen heran. „Das iſt doch Waldkater, nicht wahr?“

„Nein, das iſt Muſelmann," lautet die ſchläfrige Antwort.

Urſula iſt ſehr enttäuſcht. Und ihre Freude an der auserleſenen Hinterhand des Tieres verfliegt ſofort. Was geh'n ſie Muſelmänner an!

Aber ihre Zuverſicht gewinnt ſie gleich zurück und blickt beſänftigt in die Welt.

Ein leichter Nebel ſtreicht über die Dinge wie ein zärtlicher Flaum. Spinnfäden ſchwimmen in der Luft, kaum bewegt, wie gute Träume. Ein Gedämpftes liegt auf allem, ein Sachtes, eine deckende Güte.

Leiſe klingt die Muſik von den Tribünen her, leiſe wandeln die Menſchen. Es iſt kein großer Tag, keine Erregung bewegt ſie, kein Gedränge wirrt ſie durcheinander.

„Willſt Du Dir erſt Anſelm und Waldkater ſuchen," fragt Bernd, „oder gehen wir auf unſeren Platz?"

„Er reitet ja ſchon im zweiten Rennen. Wir wollen doch ſehen, ob wir ihn nicht finden."

„Wenn er ſchon im nächſten reitet, ſitzt er ſicher im Ankleideraum. Aber ſein Roß müßte doch da ſein."

Sie laſſen die Augen über die Raſenplätze ſchweifen, auf denen die Pferde von Stalljungen und Offi-

ziersburschen umhergeführt werden. Anselms Uniform ist nur einmal vertreten, bei dem schönen, unangenehmen Muselmann.

Da, als Ursula weiter hinausspäht, sieht sie am Rande des Gehölzes ein Pferd herumgeleitet werden, ganz allein, und der Bursche dabei ist auch von den Potsdamer Ulanen, wie es scheint. Und das Tier ist ein Rappe. Das wird der Gesuchte sein, ganz gewiß!

„Sieh dort hinten!“ weist Ursula. „Das ist er. Komm!“

Sie gehen hinüber. Es wird für das erste Rennen zum Aufsitz geläutet. Aber damit ist es ihnen nicht so eilig, Anselms Pferd ist ihnen wichtiger.

Als sie näher kommen, wird Ursulas Gesicht lang und länger. Einen häßlicheren Gaul hat sie kaum jemals gesehen. Dürftig, kuhhessig, mit struppiger Mähne, ein Steppenroß. Hinter Scheuklappen blinzeln zwei kleine, stechende, verschmitzte Augen hervor.

„Ist das Waldkater?“ fragt Ursula. Und diese Frage klingt anders als die erste, die sich an dem blendenden Muselmann vergriff.

„Jawohl.“ Der Bursche ist von der Musterung nicht sehr erbaut, Bernd gibt ihm eine Zigarre, da grinst er breit und zutraulicher.

„Schön ist er nicht!“ Ursula muß sich befreien.

„Oh, er kann aber laufen,“ versichert der Bursche mit Gefühl.

„Trotz seiner Kuhhessigkeit?“

„Oh, gerade. Und was die Kuhhessen sind, die springen am besten.“

Bernd versucht einen Witz. „Kuhhessen? Was sind das für Landsleute?“ Und bekommt ein neues breites Grinsen zum Lohn.

Auch Ursula wird es wieder leichter. Anselm muß ja wissen, was er tut. Daß er sich auf Pferdesachen versteht, kann man ihm eigentlich zutrauen.

„Steigt Herr Leutnant hier auf?“ fragt sie den Burschen.

„Jawohl.“

Sie mustern noch einmal das Tier, dann gehen sie wieder zum Sattelplatz. Ursula schüttelt den Kopf. „Wenn etwas nach Anselm aussieht, so ist es dies. Ein Tier, das gewiß keiner mochte. Und mit dem kein anderer etwas anfangen konnte. Es hat einen schlechten Charakter, man sieht's an den Augen. Und daran setzt er seine Kraft!“ Es war ein Tadel, aber auch ein Lob, und das Lob war mehr.

„Hoffentlich hat er etwas erreicht.“

„Das hat er gewiß. Sonst würde er nicht Anselm sein. Aber ob er sich nicht auch hier das

Leben planmäßig erſchwert hat —! Es gibt ſo viele Pferde auf der Welt, muß er gerade auf dieſe Beſtie verfallen."

„Vielleicht hat ſie es wirklich in ſich."

„Ja, ja. So mag es denn doch wohl ſein. Denn ſonſt ſetzt ſich kein Menſch auf ſolch einen Schinder und macht ſich unangenehm bemerkbar."

Pferde ſind für Urſula wie nichts anderes die Verkörperung äußerlicher Schönheit, dafür hat ſie eine geradezu eitle Empfindlichkeit, die mehr frauenhaft als reiterlich iſt. Sie hätte ſich tauſendmal lieber durch einen Hut verunſtaltet, als einen garſtigen Klepper beſtiegen. Ihr Gefühl iſt das: wer ſich zu Pferde ſetzt, erhöht ſich und tut ſich hervor. Wie darf man mit Häßlichkeit ſich ſtolz und auffällig machen! Der Gedanke, daß Anſelm auf dieſem Hunnengaul ſich zeigen ſoll, hat etwas Peinliches für ſie.

Aber dann rückt ſie ſich doch wieder zurecht zu einer ernſteren und ſachlichen Betrachtung. Hauptſache iſt, daß er gewinnt. Und er ſoll, er ſoll gewinnen. Je mehr ihr Vertrauen ſich trübt, um ſo leidenſchaftlicher werden ihre Wünſche.

So iſt ihr Blut in Wallung gekommen, als ſie zum Sattelplatz zurückkehren. Und mit regerer Luſt prüft ſie die Pferde, die für das erſte Rennen, ein

Jockeirennen über Hürden, beſtiegen ſind und im Kreiſe herummarſchieren, ſich dem Volke zu zeigen.

Ein Schweißfuchs fällt ihr auf, vorn ein wenig kurz, aber drahtiger als die anderen, und keiner hat einen ſo federnden Gang. Und die Farben des Jockeis —! —

„Sieh, Bernd! Blauſchwarz! Die Wappenfarben von Eichhof!“

Es ſchwimmt ihr vor den Augen. Der alte Landsknecht, Bob, Rottraut, Beelzebub treiben in der Flut. Und immer mehr will heraufziehen, da muß ſie ſich bitter und kräftig wehren.

Sie hört nicht, was Bernd ſagt. Erſt als er ſich von ihr zum Gehen wendet, begreift ſie ſich und ihn und hält ihn feſt. „Was willſt Du?“

„Auf das Pferd ſetzen. Platz oder Sieg — oder beides?“

„Nein, laß.“ Sie iſt jetzt wieder hier. „Dann hat man keinen rechten Sinn mehr für das Ganze. Ich will mich ungeſtört an dem Kampfe freuen und will keinen kleinlichen Aerger haben.“

Wie immer fügt er ſich ihrem klaren Willen.

Die Pferde gehen zur Bahn. Urſula und Bernd begeben ſich im Zuge der Menſchen auf den erſten Platz. Die Muſik ſpielt vom Dach der Tribüne einen verblichenen Walzer, der wie aus der Ferne

klingt. Er ſtört nicht das Gehaltene, das Gedämpfte und Friedfertige, das in der Luft und um die wandelnden, ſitzenden, freundlich plaudernden Menſchen ſchwebt.

Wo ſind die Leidenſchaften des Rennplatzes? Iſt der ſtille Segen der Herbſtſonne mächtiger als ſie? Oder gibt eine vornehme Gleichgültigkeit hier ein für allemal den Ton an? Urſula hätte ſich gern von etwas mehr Spannung und Erregung umſpielen laſſen.

Ein wenig Bewegung bringt freilich jetzt der Aufgalopp in die Reihen. Hier fällt auch ein deutlicheres Wort, ein Urteil, ein Lob. Aber dann, als die Pferde zum Start traben, hat das Sachte und Müde wieder die Oberhand.

Doch nur kurze Zeit. Denn jetzt kommt ein fremdes Volk angerückt. Das ſind die betriebſamſten unter den Wettenden, die bis zuguterletzt, ehe ſie an den Totaliſator mußten, die Anſichten, Ausſichten und Abſichten mit Leidenſchaft geſichtet haben.

Sie bringen die Lebhaftigkeit der Börſe mit. Dieſes fahrende und fahrige Volk iſt Urſula intereſſanter als die Schar glatter Offiziersfrauen, unter denen ſie ein und das andere bekannte Geſicht gefunden hat.

Allerdings, hier gibt es Galgenphyſiognomien zu koſten, ſcharfe, lauernde, verwüſtete. Dann fette, behäbige, mit Schweinsäuglein und einem verſchmitzten Wohlwollen. Und ſo hinauf bis zu dem ganz argloſen, ganz ordentlichen ſatten Philiſtertum, dem das Wetten eine wohltuende, dem Stoffwechſel günſtige Seelenbewegung iſt.

Hier ſteckt einer dem anderen Geld zu. Wetten ſie gemeinſam? Wetten ſie untereinander? Oder ſind hier die verbotenen Buchmacher am Werk?

Zu einem Koloß, dreihundertpfündig, der auf zwei Stühlen thront — wenn er nicht Preisringer iſt, iſt er Engrosſchlächtermeiſter — kommt ein Winziger, ein Schneiderlein.

„Na, Leichtgewicht?“ begrüßt er den Rieſen.

„Na, Athletenmaxe?“ Er mäßigt die Stimme, daß er den Freund nicht wegbläſt.

„Welchen Jaul haſte jeſetzt?“

„Beethóven.“

Ein Glück, denkt Urſula, daß er den Namen nicht richtig betont! Welch ein Geſchmackvoller, der ein Pferd hat Beethoven taufen können! Nun iſt die Volksſtimme bemüht, ſolchen Unfug gütig zu verhüllen.

Einer macht ſich an einen Trainer oder Futtermeiſter, der wichtig vorüberſtelzt, von dieſem Sach-

kundigen will er ſich einen Troſt holen für dieſes Rennen oder einen Rat für ein nächſtes. Und der kaut ihm aus ſeinem engliſchen Maul eine berufsmäßige Unwahrheit zu.

Vom Richterpavillon ertönt die Glocke. Die Pferde ſind abgelaſſen.

Dieſer und jener ſpäht hinüber, einzelne nehmen ihr Glas, hier und da ſteigt einer auf den Stuhl. Die vielen bleiben ſitzen und in Ruhe.

Es iſt ein glatter Start geweſen. Vorläufig läßt ſich noch nichts vorausſehen. Zu unterſcheiden iſt auch nicht viel. Sie werden ja näher kommen, wir können's abwarten.

Jetzt ziehen ſie heran. Deutlich werden die Farben. Urſula ſucht nach ihrem Blauſchwarz. Das iſt in der zweiten Reihe. Der Fuchs pullt unangenehm, der Reiter hat ſeine Not.

Jetzt gegen die Hürde. Sie brauſen und ſind hinüber, alle. Der Fuchs iſt ungeſchickt geſprungen, viel zu hoch. Er hat Längen verloren, iſt aber ſchon wieder im Felde.

„Beethóven jetzt überlegen," verſichert eine heiſere Stimme.

Noch einmal die Bahn. Das Feld fängt an ſich auseinander zu ziehen. Die Farben ſind nicht zu

erkennen. Allmählich treten ſie wieder hervor. Der Fuchs marſchiert an der Spitze.

Beim nächſten Sprung verliert er wieder. Aber wieder ſchiebt er ſich nach vorn.

Und nun kommen ſie in den Einlauf. Eine Hürde iſt noch zu ſpringen. Urſula nimmt freudig teil an dem Kampf. Sie iſt warm geworden, ihr Fuchs hat ſie für ſich eingenommen, nun erregt ſie die Entſcheidung.

Jetzt der Sprung, der letzte. Da — durch die Menge geht ein helles Ah!, kurz und ſcharf wie ein Peitſchenknall. Der Fuchs iſt gefallen. Das Pferd erhebt ſich wieder, der Reiter bleibt liegen.

Niemand blickt nach ihnen, die abgefunden ſind. Nur auf die beiden ſehen alle, die die Gerade hinunterkämpfen.

„Beethoven gewinnt — Beethóven — Beethoven —," ſo ruft es und ſchallt.

Urſula hat die Augen bei dem Geſtürzten. Einer bemüht ſich um ihn, dann kommen noch ein paar dazu. Der Doktorwagen fährt eilig herbei.

„Ob es ſchlimm iſt?" fragt Urſula.

Jetzt winken ſie. „Die Tragbahre wird verlangt," ſagt Bernd.

„Der arme Kerl! Was mag ihm geſchehen ſein!“ Nun zieht in die gütige Herbſtſtille ein Dunkles und Trauriges. Und Urſula iſt es bange.

Jetzt erblickt ſie Anſelm. Er ſteht allein und lieſt im Programm. Er iſt in der leichten Rennulanka, in dünnen, hohen Stiefeln ohne Sporen, die ſeidene Mütze hat er tief über den Kopf gezogen. In krummer Haltung ſteht er da. Sein Geſicht iſt noch knochiger als ſonſt, er hat ſich kräftig im Training halten müſſen, um Waldkaters Gewicht reiten zu können. Niemals hat er häßlicher ausgeſehen. Niemals aber auch jugendlicher. In ſeinen weiten Augen iſt die Erwartung, die einem friſchen Wagnis vorausgeht, froh entzündet. Urſula legt die Hand auf ſeinen Arm. Mit einem holden Schreck wie nur je als Junge ſieht er ſie an.

„Wir haben Dich ſchon lange geſucht,“ ſagt ſie ihm. „Was iſt mit dem Jockei?“

Es verwundert ſie, daß er ſich nicht zuerſt und von ſelbſt um den Verunglückten kümmert. Aber ſo ſind ſie ja wohl, die Reitersleute.

„Ich werd' mich erkundigen.“ Er macht ſich ſchnell auf den Weg und kommt bald mit dem Beſcheid zurück: „Gehirnerſchütterung. Er hat die Augen ſchon wieder aufgemacht.“

Sie gehen zu Waldkater. Anſelm mit ſchnellender Spannkraft. Urſula iſt und bleibt unter einer Laſt.

„Wie ſteh'n die Aktien?“ fragt Bernd.

„Frithjof, der gefährlichſte, läuft nicht. Von den anderen ſind noch zwei ſehr bitter: Karlmann und Muſotte. Aber die Stute wird wohl ausbrechen.“

Er tritt zu Waldkater und prüft den Sattelgurt. Das Tier beißt und ſchlägt nach ihm.

„Freundlich iſt er nicht!“ ſagt Urſula.

„Nein, aber er hat Murr. Und an ſeinem Springen werdet Ihr Freude haben.“

Die Glocke beordert zum Aufſitzen. Der Rappe läßt ſich ruhig beſteigen. Und als Anſelm oben iſt, gewinnt das Tier ein ganz anderes Ausſehen. Es hebt den Kopf und bekommt ſchönere Linien. Das gefürchtete Schreckbild liefert er nicht.

Sieben Pferde ſind im Felde. Karlmann iſt ein mächtiger heller Fuchs, die braune Muſotte eine wendige kleine Katze. Die beiden finden die meiſten Freunde. Doch hört Urſula auch von Waldkater als beachtenswert reden, und das tut ihr wohl.

Sie eilen auf den erſten Platz, daß ſie den Aufgalopp nicht verſäumen. Urſula ſieht nur Anſelm und achtet nur auf Waldkater.

Jetzt gehen die Erſten über die Hürde. Jetzt bringt Anſelm ſein Pferd in Schwung. Wie wird

es vom Hindernis angezogen, wie fliegt es hinüber, keinen Zoll zu hoch und endlos weit und galoppiert landend in gleichem Schwunge weiter.

Bewundernde Donnerwetters brechen los, und Urſula iſt nicht wenig gehoben.

Von einem hört ſie, daß er noch auf Waldkater ſetzen will. Das iſt ein tüchtiger Mann.

Auch zwiſchen ihren beiden Bekannten, dem Leichtgewicht und Athletenmaxe, iſt von Anſelms Pferd die Rede. Hier freilich ſind die Meinungen geteilt.

„Ick habe Karlmann!“ ſagt das Leichtgewicht.

„Der kommt ja nich um die Ecken. Waldkater macht det!“ erklärt Athletenmaxe.

Darauf tippt der andere gegen ſeine Stirn: „Waldkater — kald Water!“

Das Leichtgewicht iſt ein Ekel.

Bernd nimmt ihren Arm. „Wir wollen aufs Dach der Tribüne. Da überſehen wir am beſten die ganze Bahn.“

Sie ſteigen hinauf. „Wo ſind ſie?“ fragt Urſula, als ſie oben anlangen. Aber ſchon findet ſie die Reiter, die im Schritt ſich nach dem Start begeben. Von hier oben beherrſcht man das ganze Gelände, kein Winkel, kein Sprung bleibt verborgen.

Anſelm iſt deutlich zu erkennen. Er iſt einer von den letzten. Es iſt gut, daß er es nicht eilig hat und ſein Pferd, das leicht ungeberdig wird, nicht erregt. Obgleich dieſe langſame Vorbereitung einen nicht gerade ruhiger macht.

Endlich iſt der letzte, der Huſar, bei den andern. Sie ſtellen ſich in einer Reihe auf. Die rote Fahne des Starters hebt ſich — da — ein paar brechen weg — falſcher Start — ſie müſſen zurück.

Waldkater dreht ſich unruhig um ſich ſelbſt, aber er iſt auf ſeinem Platz geblieben.

Wieder haben ſie ſich aufgeſtellt. Und nun gelingt es. Das Rudel iſt entlaſſen, die Glocke tönt.

Anſelm iſt mitten im Felde. An der Spitze geht die ſchnelle Muſotte.

„Kann ſie nicht halten!“ ſagt mißbilligend Urſulas Nachbar, ein älterer Herr, dem man den früheren Kavalleriſten anſieht, zu ſeinem Begleiter, einem Generalſtäbler.

„Pullt ihm ja aber auch die Arme aus dem Leib!“ meint der Kriegsgelehrte.

Sie kommen an den Tribünenſprung. Wird Waldkater ſich im Ernſt bewähren? Urſula klopft doch ein wenig das Herz.

Wie tönt der Hufſchlag bis hier hinauf. Und jetzt — hinüber alle — Waldkater hat ſich im

Sprunge weit vorgeschoben. Bravo, Waldkater! Schon nimmt ihn aber Anselm wieder zurück.

„Haben Sie den Rappen gesehen?“ fragt der ältere Herr.

„Das Scheuklappenscheusal“ — der Mann ist ein Freund von Wortbildungen. „Springt unsäglich.“

„Wer sitzt drauf?“

„Morveldt heißt er.“

„Bruder von dem lyrischen Dragoner?“

„Weiß nicht.“

„Sitzt leicht. Und reitet offenbar mit Verstand.“

Das ist ein Mann von Urteil. Ursula gibt ihm einen achtungsvollen Seitenblick. Und beschließt nach Bedarf seinen Worten zu lauschen, als gute Begleitung zu den Ereignissen.

Diese vollziehen sich zunächst glatt und geläufig, ohne Zwischenfälle und Erregungen.

Der Reiter auf Musotte ist der heftigen Stute Herr geworden, sie geht jetzt mitten im Rudel.

„Hoffentlich macht er's nun richtig!“ sagt der erfahrene Herr.

„Wie ist das?“

„Wenn er sich nicht fest einkeilen läßt, bringt er die Stute nicht über den Graben. Sie springt bloß willig, wenn sie drauflosest. Ast sie drauf los, steht

ſie das Rennen nicht durch. Wird ſie gehalten, macht ihr die Sache überhaupt keinen Spaß. So iſt ſie. Und nun wiſſen Sie, daß auch zum Rennreiten Verſtand gehört."

„Meinen Sie beim Pferd oder beim Reiter?" fragt der Taktiker.

Und jetzt ziehn die Pferde gegen den Graben, den gefürchteten.

Wenn die andern doch ſo geſcheit wären, daß ſie die Muſotte nicht feſt zwiſchen ſich nähmen! Das iſt Urſulas Gedanke. Wenn die Stute doch vor dem Graben ſtehen bliebe! Daß Anſelm einen von ſeinen ſchlimmſten Gegnern los würde!

Da — durch die Zuſchauer geht der bewußte Peitſchenknall — es iſt richtig ſo gekommen. Faſt hätte Urſula in die Hände geklatſcht. Muſotte hat den Graben verweigert und ſich unſchädlich gemacht.

Die Reiter verſchärfen die Gangart. Ihnen iſt allen leichter geworden. Und dann, das Ziel iſt nicht mehr weit.

„Nun wird's wohl Karlmann," ſagt der Sachverſtändige. „Wenn nicht der ſchwarze Deubel, der Springinsfeld."

Der ſchwarze Deubel wird's! ruft es in Urſula. Er ſoll und muß es werden. So viel ſieht jeder, daß er noch ſehr friſch geht. Freilich, Karlmann hat auch

noch was in die Suppe zu brocken. Aber auf Waldkater ſitzt Anſelm — und er ſitzt leicht und reitet mit Verſtand — Anſelm, ihr Anſelm ſoll es gewinnen!

Jetzt, wo es auf den Einlauf zugeht und die Pferde hergeben müſſen, was ſie noch haben, gerät einer nach dem andern ins Weichen — Karlmann iſt vorn, Waldkater hält ſich dicht neben ihm, als dritter ſucht noch der Schimmel im Felde mitzuſprechen.

Nun jagen ſie um die letzte Ecke, Karlmann verliert Boden, Waldkater hat ſich vorgeſchoben und die Innenſeite. „Hat er gut gemacht!“ läßt ſich Urſula von der Inſtanz beſtätigen. Und ihr Herz klopft in Siegerfreude.

Anſelm ſitzt ganz ruhig, willig galoppiert der Schwarze. Karlmann wird heftig geritten. Unter der Peitſche kommt er auf. Er heftet ſich an Waldkater. Aber wie lange ſoll das dauern? Anſelm rührt ſich nicht. Sein Pferd geht überlegen ſeinen Strich.

„Nun hat er's!“ ſagt der Wortführer. Urſula ſteigt der Jubel in die Kehle, ſie muß ſchlucken an ihrem Glück.

Lieber Anſelm! Lieber, lieber Anſelm!

Wie ruhig er ſitzt, thronend, herrſchend, ein Sieger. Und der andere hinter ihm auf Karlmann — was zappelt der noch mit Händen und Füßen! Fühlt

er nicht, wie lächerlich er sich macht. Unglaublich lächerlich. Unangenehm lächerlich. Zum Aergern!

Warum quält er seinen Gaul, da es doch aussichtslos ist! Nun wieder die Peitsche! Und wie er drischt!

Das Tier springt mächtig an und bricht zur Seite — und —

Herrgott! Ein Schrei geht durch die Menge. Ursula reckt sich in Grauen und versteint.

Waldkater ist gestürzt — Karlmann ist ihm in die Hacken galoppiert und über ihn gefallen — unter den Pferden liegt Anselm.

Ursula starrt mit eisigen Augen — dann zuckt sie wild, als will sie sich hinunterwerfen, ihm zu helfen — und bleibt und starrt wieder wild und groß, daß ihr Auge nichts verliert.

Das Knäuel der Gefallenen hat sich entwirrt. Menschen sind hinzugeeilt. Anselm liegt.

Was ist ihm — was ist ihrem Jungen?

Da — jetzt haben sie ihn aufgerichtet — jetzt sitzt er — und nun — Gott sei gelobt — nun steht er auf — mühselig — aber er steht — Gott sei gelobt!

Hinunter zu ihm — wo sie jetzt das Sichere gesehen hat — ihm helfen — bei ihm sein.

Sie eilt die Treppen hinunter. Sie fordert den Eingang durch die Barriere in die Bahn, sie läuft über den Rasen.

„Anselm!“ ruft sie schon von weitem.

Er wendet sich nach ihr hin, lächelnd, glücklich, daß sie zu ihm kommt. Die Neugierigen und Teilnehmenden treten zurück. Schon geht er wieder fest auf seinen Füßen. Sie hält ihm die Hand hin, er reicht ihr die Linke.

„Dir ist etwas — mit dem rechten Arm!“

„Er ist mir etwas schwer —“

„Gebrochen?“

„Ich glaube nicht.“

„Und da im Haar hast Du Blut!“

„Ich hab' wohl was vom Pferdehuf abbekommen. Eine Schramme.“

„Den Arm läßt Du Dir aber gleich untersuchen!“

„Ja, das tu' ich. Aber im Vorbeigeh'n woll'n wir uns doch mal nach dem Wallach umseh'n.“

Waldkater war wieder aufgesprungen und an die hundert Meter weiter gerast. Dann hatte er sich darauf besonnen, daß ihm die Hacken weh taten, die tiefe Fleischwunden trugen, und war stehen geblieben.

Der Bursche hat ihn genommen und führt ihn jetzt dem Herrn zu.

Anſelm beſieht ſich die Beine und den Gang des Tieres.

„Die Wunden gut auswaſchen und ſorgfältig verbinden," ordnet er an.

Dann begleiten Urſula und Bernd ihn zur Wage, wo der Arzt ſich ſeiner annehmen ſoll.

Urſula denkt ſich, es muß ein Spalier von Mitfühlenden geben, von ehrlich Zornigen, von herzlich Ergebenen.

Aber ſchon iſt Anſelms Fall erledigt, man ſucht ihn nicht, kaum mehr als kühle Neugier begegnet ihnen. Nur hier und da ſtreift ihn ein wärmerer Blick. Die meiſten haben mit ihren Wetten zu tun, mit der Wichtigkeit des Eigenen. Man plaudert, man lacht, man tändelt, man ſchimpft und ſorgt für ſich ſelbſt. Und die Muſik ſpielt das Albernſte aus der albernſten Operette.

Anſelm iſt durch ſein Mißgeſchick wohl enttäuſcht, aber gar nicht unglücklich. Er ſagt, daß er während des ganzen Rittes ein ſo prachtvolles Gefühl gehabt habe, an das er immer denken müſſe und das er hier oder in anderer Weiſe ſich immer wieder verſchaffen werde. Das Gefühl, ſich ganz für etwas einzuſetzen. Er habe es kaum jemals ſo empfunden. Und er wiſſe jetzt, daß das Leben viel reicher ſei, als er in ſeinem Unverſtand ſich gedacht habe.

In solcher Weise schilt Anselm auf sein Unglück. So empfindet er, während sein gebrochener Arm ihn mit immer grimmigeren Schmerzen quält.

Der Arzt hat einen Notverband angelegt. Bernd einigt sich mit Anselms Kameraden, die für ihn sorgen wollen, dahin, daß der Gestürzte mit ihm und Ursula nach Berlin fährt. Bernd ist mit einem hervorragenden Chirurgen gut bekannt. Der soll Anselm die erste sorgfältige Hilfe angedeihen lassen.

Die Drei sprechen während der Fahrt ruhig von diesem und jenem, nur nicht vom Rennen.

Anselm ist nach wie vor in einer geläuterten, fast gehobenen Stimmung. Ursula sieht in ihn hinein mit all ihrer Innigkeit. Er ist einer von den Menschen, die unter Schmerzen und Schicksalsschlägen lebhaft und lebensstark wie federnd sich aufrichten.

Nun ja, er hat an dem einen großen Lebensunglück so schwer zu tragen, der arme Junge, daß die gewöhnlichen Stöße, von denen jeder andere auf der Nase liegt, fast wie Ermunterungen auf ihn wirken.

Und ihre Gedanken sind um ihn, mit ihrer starken Zärtlichkeit. Aber sie birgt sie gut, denn es ist ihr, als ob ihre Augen anfangen, ihn zu verwundern oder gar zu ängstigen.

32.

Anſelm, mit verbundenem Kopf, den Arm in Gips und eingeſchient, war auf der Fahrt nach Rotenmoor. Er wollte ſehen, was mit dem Lande der Morveldts geſchah.

Onkel Volko war auf ein paar flüchtige Stunden in Berlin geweſen. Er hatte Anſelm beſtätigt, daß es mit Rotenmoor und Jochem bösartig abwärts gehe. Ein trüber Herbſtmorgen geleitete Anſelm auf ſeiner Reiſe. Er war der einzige in ſeinem Abteil, und war auch der einzige, der auf der kleinen Station den Zug verließ.

Langſam machte er ſich zu Fuß auf den Weg. So hatte er gute zwei Stunden zu wandern, und die brauchte er, um alles noch einmal zu überdenken, alle Möglichkeiten zu erwägen und alle Empfindungen zuſammenzuzwingen zu der einen großen Ruhe, die ihm nötig war.

So angefüllt war er mit einem zornigen Schmerz, der gewalttätig ſich reckte, daß er ſich

ſagen mußte: es iſt gut, daß ich jetzt ein Krüppel bin. Immer mußte er an ſeinen Eichenwald denken, der zu einem Drittel — Onkel Bolko hatte es erzählt — verwüſtet lag. Der nicht nur ſeit Jahrhunderten der Stolz des ganzen Geſchlechtes geweſen war, der ihm, ihm beſonders und allein zu eigen gehörte, die heilige Habe all ſeiner kühnen, herrlichen Knabengedanken.

Und Jochem durfte ihn zerſtören!

Anſelm kam ins Laufen, als ob es noch etwas zu retten gäbe. Und dann nahm er ſich zurück und blieb ſtehen und blickte wie verloren über die grade Ebene und ſah verlaſſen zu dem Kranichzuge auf, der die Richtung einſchlug, aus der er gekommen war.

Was willſt Du hier? Dir die Trümmer Deiner Welt betrachten? Was gewinnſt Du damit? Oder willſt Du Rache nehmen an dem Zerſtörer?

Gab es noch etwas zu retten? War es möglich, Jochem in den unſeligen Arm zu fallen?

Ihn zur Vernunft bringen? War es für ihn nicht das Vernünftige, daß er ſein Leben ausſchlürfte wie einen berauſchenden Trank? Was kümmerte ihn Rotenmoor? Land war ihm Staub und Wald war ihm Holz und Aſche! Für ihn gab es nur die weiche Muſik ſeiner ſchwingenden Sinne.

Anſelm ſuchte ihm gerecht zu werden, wie ſehr er ihn mißachtete. Ja, wie verhaßt war ihm des Bruders Daſein, verhaßt in tiefſter Seele! Und wäre es auch geweſen, wenn es ihm das nicht zerſtörte, woran ſeine Seele hing.

Herrgott, und ſo ganz hilflos ſein gegen dieſes ruchloſe Treiben!

Jochem unter Kuratel ſtellen laſſen, Urſula hatte davon geſprochen. Aber wie hatte Onkel Bolko geſagt? Er iſt nicht verrückter als alle Morveldts und weniger verrückt als die meiſten Sparkaſſengeiſter. Kann man einem das Recht nehmen, ſeinen Beſitz zu verſilbern und das Geld in Genüſſe aufzulöſen? Einem, der nicht Weib, nicht Kind hat und nur Pflichten gegen ſich ſelber auf ſich nimmt?

Und er, Anſelm, was kann er ausrichten gegen den älteren Bruder, der ihm von Kindheit an ſo fremd geweſen iſt, daß es kaum Worte zwiſchen ihnen gegeben hat. Was ſoll er ihm heute ſagen? Wie ſoll jetzt etwas anderes zwiſchen ihnen wirken als Hohn, Bitterkeit und neue Feindſchaft?

Und doch ſetzt Anſelm ſeinen Weg fort. Kann er nichts ändern und nichts retten, er will ſehen! Er will die Dinge vor ſich haben. Nur nicht abſeits ſtehen. Das iſt das Schlimmſte. Sobald man auf ein Ziel losmarſchiert, ſobald man einer Sache auf

den Grund geht, ſo gibt es eine Tat, und mit der Tat gibt es Hoffnungen, mit der Tat kann man Wunder glauben.

Bei aller grimmen Not, es iſt Anſelm, als ob von der nahen heimatlichen Scholle eine Stärke und Zuverſicht auf ihn herüberſtröme.

Er weiß, ſobald dieſer Landweg die Anhöhe mit dem Birkengehölz erreicht hat, fällt der freie Blick auf die Gemarkung von Rotenmoor.

Den Eichenwald gewahrt man nicht von dieſer Seite. Ihn verdecken die Ausläufer des königlichen Forſtes. Das iſt nicht gut, er möchte gleich dem vollen Schmerz ins Auge ſehen. Aber als er das Land von Rotenmoor vor ſich hat, da iſt ihm gehoben zu Sinn, hinaus über Gram und Freude. Und er ſteht eine Weile in Andacht. Dann geht er feſt und hart hinunter. Und trotzig ſetzt er den Fuß auf das Land ſeiner Väter.

Auf den Feldern wird gearbeitet. Es wird gepflügt und Kartoffeln werden geerntet.

Natürlich hat Anſelm nicht daran gedacht, eine Wildnis vorzufinden. Und doch berührt dieſes Bild der Arbeit ihn faſt wie eine Ueberraſchung.

Er muſtert die Rübenfelder, an denen er vorüberkommt. Sie ſind nicht ſchlecht gehalten — nicht

ſo gut wie unter Mutters Herrſchaft. Aber verwahrloſt ſind ſie nicht.

Doch als er weitergeht, wird er ſtutzig. Brache — hier Brache! Und welch eine mächtige Fläche. Und da hinten auch! Was hat all dieſes Brachland zu bedeuten! Ja, das iſt der Verfall. Nun werden ſie wohl nächſtens bei der Feldgraswirtſchaft anlangen.

Er beobachtet die Feldarbeit. Es ſcheinen ihm viel weniger Menſchen zu ſein als früher. Natürlich haben ſie auch Leutenot. Und es iſt nicht Luſt und Liebe am Werk.

Vergebens ſieht er ſich nach einer Aufſicht um. Jetzt — da hinten taucht ein Inſpektor oder ſo etwas auf. Der Mann iſt ihm unbekannt nach Gang und Haltung.

Ob der alte Diekhoff hier noch waltet? Eine gute Haut, aber eine träge Maſſe. Solange Mutters Fuchtel ihn im Gange hielt, war er ſehr nützlich. Denn er verſtand ſeinen Kram, und auf ſeine Ehrlichkeit konnte man bauen. Wenn er aber jetzt die Zügel der Wirtſchaft führt, da Jochem doch nur Schloßherr iſt — dann, ja dann —

Da — iſt er das nicht auf ſeinem alten Rotſchimmel? Der, wenn er laufen ſoll, drei Galoppſprünge macht, nicht mehr, nicht weniger, und darauf

in Schritt fällt — ſeine einzige Art, ſich eilig fortzubewegen. Natürlich iſt er das. Nun, der ſoll mir erklären.

Anſelm winkt ihm von weitem ſeinen Gruß. Da kommt er näher gejuckelt. Erſt iſt er noch unſicher, dann erkennt er den jungen Herrn.

„Herr Leutnant!“ In dem Gruß iſt freudige Verwunderung. Gleich will er vom Pferde herunter, Anſelm möchte es nicht erlauben, er weiß, wie ſchwer es dem Alten fällt. Aber der läßt es ſich nicht nehmen, und ſo iſt Anſelm ihm behilflich.

Ein Hofjunge wird von den Kartoffeln herbeigepfiffen, dem übergibt der Oberinſpektor ſeinen Gaul. Dann begleitet er Anſelm ein Stück auf dem Wege zum Schloß.

Diekhoff ſieht verfallen aus, nicht von Liederlichkeit, von Sorgen und Trauer.

Er und Anſelm ſind immer gut Freund miteinander geweſen. Jetzt ſpricht er frei von der Leber. „Ja — ſo ſieht es nun bei uns aus. Ich weiß wohl, daß ich der Sache nicht mehr gewachſen bin. Ich bin ſehr alt geworden. Oft genug hab' ich den gnädigen Herrn gebeten, ſich eine jüngere Kraft zu nehmen. Er will nicht, er ſagt, er iſt ſelbſt die jüngere Kraft. Na ja — und ich — gut mein' ich es wenigſtens, das kann ich wohl von mir ſagen.“

Und nun redet er mit Anſelm wie mit einem, der Hilfe bringen kann. Neue Hypotheken ſeien aufgenommen, der Eichenwald wäre verkauft, allerdings zu einem glänzenden Preiſe, jetzt ſtehe der Herr mit dem Sellentiner in Unterhandlung, der das ganze waldumhegte Gebiet an ſeiner Grenze erwerben möchte.

Anſelm hört zu, ohne mit der Wimper zu zucken. Und ungefragt berichtet Diekhoff weiter von Jochems ganzer Lebensführung.

Tagelang komme er überhaupt nicht zum Vorſchein. Dann ſtürze er ſich mit einem Male geradezu wütend auf die Arbeit, ſtoße alles um und verwirre den Betrieb. Ein anderer Inſpektor würde ſchwerlich bei ihm aushalten. Und ſchon darum dürfe er, Diekhoff, der ja doch auch ein gut Teil mit Rotenmoor verwachſen ſei, ſeinen Poſten nicht ſo ſchnell verlaſſen.

„Das dank' ich Ihnen, Herr Diekhoff. Und nun ſagen Sie, bitte, iſt mein Bruder im Schloß?"

„Ja, Herr Leutnant."

„Dann will ich gleich zu ihm gehen."

Sie verabſchiedeten ſich. Anſelm ſetzte allein ſeinen Weg fort. Unbewegt, mit harten Augen blickte er auf das, was zerſtört war und verfiel. Es war wie im Kriege, es ging in einen Kampf, das hob ihn

und stählte seinen Willen, das machte ihn schnell, grausam und bewußt.

Er ging die Freitreppe hinauf und trat ins Vestibül. Die neue Pracht gab ihm neuen Grimm. Niemand kam. Er setzte eine Klingel in Tätigkeit, die tönte gedämpft, wie vornehme, müde Nerven es verlangen. Und als noch immer keiner erschien, klingelte er noch einmal.

Da schlürfte ein entsetzter Diener ins Treppenhaus, aus seiner Verschlafenheit brach ein ratloser Unmut.

„Melden Sie mich beim Herrn."

„Bedaure, der gnädige Herr empfangen jetzt nicht."

„Mich empfängt er, ich bin sein Bruder."

Anselm öffnete sich das erste Zimmer und wartete hier. Schillernde Vorhänge und tändelnde Amoretten, an den Wänden Schäferspiele und galante Feste Watteauschen Geistes — wie gut paßte sein Gemüt in diese Welt!

Er saß nicht lange. Der Diener kam zurück: „Der gnädige Herr lassen bitten." Anselm wurde durch den östlichen Flügel geführt, den ältesten des Schlosses, zu einem Raum, der unter dem Turme lag — unter seinem Turme.

Als er eintrat, sah er Wachskerzen brennen auf tiefhängender eiserner Krone, das Tageslicht war abgeschlossen. Das Zimmer, ein mittelalterliches Klostergemach, prunkend, zum mindesten eines gefürsteten Abtes Hausung.

Jochem war nicht gleich sichtbar, er stand in einer Nische, die von einer Ampel bestrahlt war. Für sie gab es alle möglichen farbigen Gläser, er war gerade dabei, ein paar byzantinische Meßgewänder unter mattviolettes Licht zu bringen.

Jetzt trat er hervor, er trug eine Mönchskutte, ganz im Sinne der Umgebung, und war von dem Besuch kaum mehr als ästhetisch befremdet, weil dessen Erscheinung nicht in diesen Raum gehörte. Er fand sich schnell zurecht, ließ sich von dem Unwillkommenen nicht verstören, gewann eine müde Gleichgültigkeit und gab in gänzlich unbefangener Ruhe dem Besucher die Hand.

Anselm empfand gleich, daß er einem schwer Anfechtbaren gegenüberstand.

„Bist Du gefallen?“ fragte Jochem.

„Ja, in Karlshorst.“

„Gebrochen?“

„Ja.“

Jochem forschte nicht danach, was den Bruder trotz dieses Zustandes zu ihm geführt hatte. Er

klingelte dem Diener und befahl, daß im Zimmer nebenan für sie beide ein Frühstück aufgetragen werde.

So lange bat er den Bruder, hier in einem der geschnitzten Chorstühle Platz zu nehmen. Zu irgendeiner Erklärung seines Gewandes und Gehabes ließ er sich nicht herbei.

Anselm sprach jetzt selbst von dem, was ihn hergetrieben habe. „Ich hatte ein Verlangen nach Rotenmoor. Ich wollte mich mal nach ihm umsehen."

Jochems Augen blieben gleichgültig. „Das ist ganz natürlich. Da Du sehr an ihm hängst."

„Ja. Und weil ich so an ihm hänge, ist das, was ich hier finde, sehr bitter für mich."

Bei diesem entschiedenen Angriff flog ein leiser Schatten über Jochems Gesicht — und verflog. Seine Worte waren kühl, aber nicht eisig und nicht spitz. Auch nicht hochmütig und geringschätzend, und gerade darum vornehm. „Wir haben uns ja bisher nicht recht umeinander gekümmert. Wenn Du jetzt einen Grund hast, Dich mit mir auszusprechen — meinetwegen."

Anselm hatte auf einen Gegenhieb gerechnet. Diese Art der Abwehr verwunderte ihn. Doch gab er die Waffe nicht aus der Hand. „Ich weiß wohl,

daß ich kein Recht habe, Dir in Deine Wirtſchaft hineinzureden. Aber ich bin an dem Schickſal von Rotenmoor innerlich beteiligt. Und ſein Verfall trifft auch mich."

Jochem verſchmähte nach wie vor den Kampf. Er blieb in der müden Ueberlegenheit, aus der er die ſchweren Worte ſprach: „Ja, Rotenmoor verfällt. Ich werde wohl ſein letzter Herr aus unſerem Hauſe ſein."

Anſelms Augen wurden weit von zornigem Schreck. Er muſterte Jochem lange und tief.

Weich, müde und gedunſen ſah er aus, ganz ſo wie der letzte eines Geſchlechtes. Doch ſeine Blicke verloren nichts von ihrem Gleichmut. „Du biſt entſetzt, aber ſieh mal — ehrlich reden wir nun ſchon miteinander — das macht auf mich weiter keinen Eindruck. Du ſo — ich ſo. Und für mich hab' ich recht. Jedenfalls lebe ich mein Leben zu Ende."

„Und weitere Empfindungen gibt es nicht für Dich?"

„Kaum. Zuweilen regt ſich etwas von Ehrgeiz. Von Arbeitsluſt. Von Freude am Beſitz, von der Freude um ihn zu kämpfen. Auch wohl Familienſinn. Aber das ſind Störungen."

„Das iſt nicht wahr! So iſt kein Menſch!"

„Ich bin so. Und ich nenn' mich, wie ich bin. Spiegelfechtereien hab' ich genug in meinem Leben getrieben. Und wenn ich, wie Du meinst, kein Mensch bin, bin ich es deshalb, weil ich mich nicht mehr belüge."

Anselm war wie betäubt und schwieg.

„Schließlich" — Jochem sprach immer in demselben gleichgültigen unanfechtbaren Ton — „die Weltgeschichte ist nun einmal so. Mit den Geschlechtern ist es nicht anders. Der erste ist selbstherrlich und denkt nur an sich. Dann kommt der Familiensinn und erhält den Stamm. Und der letzte denkt auch wieder nur an sich. So ist der Kreislauf der Dinge. Und so reiche ich unserem alten Ortwin die Hand."

„In Selbstherrlichkeit!"

„Sehr wohl. Und wie Du über meine Selbstherrlichkeit denken magst — Selbstherrlichkeiten werden von fremdem Urteil nicht berührt."

Nun war doch etwas wie Kampf und Wehr in Jochems Worte gekommen. Aber dieser Klang konnte nicht nachwirken.

Es klopfte. „Herein!" Kreimann kam, auch er war als Mönch gekleidet. Und Anselm fand Hilfe an einem, was ihm lächerlich erschien.

„Die Kiſte aus Mailand iſt gekommen," meldete der Kammerdiener.

„Oh — die will ich aber ſelber öffnen."

Kreimann ging, ſie hereinzuholen.

„Es iſt eine alte Laute," erklärte Jochem. „Aus einem lombardiſchen Kloſter. Eins der älteſten Inſtrumente mit der Baßchorde, dem Archiliuto."

Die Kiſte wurde gebracht. Sorgfältig öffnete Jochem ſie, zärtlich nahm er das Inſtrument heraus, hielt es vor ſich, betrachtete es genau von allen Enden und ſäuberte es mit einem Tuch. Dann ſtimmte er die Saiten und prüfte den Ton.

Lange prüfte er, und war nicht ganz befriedigt. „Ich komme noch nicht an die Seele," meinte er. „Aber das gelingt nicht immer gleich."

Er hängte die Laute an die Wand neben der Orgel, wo ſchon eine ganze Reihe alter Saiteninſtrumente ihren Platz hatten. „Im übrigen bitte ich um Entſchuldigung."

Anſelm war um ein Teil ſeiner Sicherheit gekommen. Hier hatte er etwas von einem lebendigen Gefühl bei Jochem entdeckt, etwas von Wärme und Innigkeit. Steht er nicht an einem falſchen Platz? ſo fragte ſich Anſelm. Sollte er dem Bruder nicht lieber zu helfen ſuchen, ſtatt ſich in harter Feindſchaft gegen ihn zu kehren?

Anſelm hatte ſchon daran gedacht, die Einladung zum Frühſtück abzulehnen, ſeines Weges zu gehen und Jochem und Rotenmoor dem Schickſal zu überlaſſen, das unabwendbar ſchien. Jetzt dünkte es ihm gut, doch nicht alle Brücken abzubrechen. Und er nahm mit Jochem an der Tafel Platz.

Sie trug die erleſenſten Genüſſe, und Jochem kitzelte luſtvoll ſeinen Gaumen. Das ſtimmte Anſelm wieder ſehr herab. War hier nicht doch alles in „Selbſtherrlichkeit“ verſchanzt, ſo ſehr, daß nicht die ſtärkſte, nicht die liebevollſte Kraft Einlaß finden konnte?

Jochem war ein aufmerkſamer Wirt. Er ſelbſt zerlegte dem hilfsbedürftigen Anſelm die Speiſen. Das Geſpräch hielt ſich erſt ganz in neutraler Zone.

Von der Nachbarſchaft ſprachen ſie. Auf Eichhof kam die Rede. Dann redeten ſie von Urſula. Und mit Urſula waren ſie wieder bei der Lebensfrage angelangt.

Jochem bekannte es offen: „Urſula hat einſt ſo viel für mich bedeutet, ich dachte, ich könnte ſie nicht entbehren. Und nun kann ich es doch. Und es iſt gut ſo, wie es iſt.“

Anſelm bebte vor Qual. Er wollte nicht, daß Jochem mit ſolchen Gedanken Urſula herbeizöge. Als Herrin von Eichhof durfte ſie kommen, nicht als Frau.

Und da hinein zuckte die Frage: was wäre geworden, wenn sie hier als Herrin waltete — was aus Jochem, was aus ihr, was aus ihm?

Dies alles riß ihn so umher, daß er sich wieder dem einen großen Schmerz in die Arme warf: Was wird aus Rotenmoor? Und er war am Rande seiner Fassung und stieß hart und heiser heraus: „Ich denk' nur das eine und kann es nicht dulden, daß Rotenmoor so zugrunde geht!"

Jochem schlürfte langsam seinen Sherry. Dann antwortete er langsam, und nun kam doch eine Schärfe hinein: „Ich dachte, dieser Gegenstand wäre erledigt."

Allerhand Pläne schossen Anselm durch den Kopf, ungeklärte, unbedachte, schmerzgepeitschte. Wenn ich mich an der Wirtschaft beteiligte — mit meinem Geld — es ist ja nicht viel — aber meine Kraft ist desto mehr! Ja, ich kann helfen und ich will helfen.

Helfen — er will sich ja nicht helfen lassen! Dieses Hinsterben, dieses Sichverbluten, er will es ja — will es, wie einen Genuß —

Ihm ist nicht zu helfen. Und Rotenmoor ist so nicht zu helfen. Und wäre es anders — könnte ich sein Knecht sein? Jochems Knecht —?

Nein — aber — er will einen Teil des Gutes verkaufen — an den Sellentiner. Wenn ich dieſes Land kaufe? Ja, ja — das iſt der einzige Weg. Das iſt die Erlöſung. Bernardine muß ſich auch beteiligen. Noch anderes Geld mache ich flüſſig. Mit dieſem Stück fang' ich an — und von ihm und mit ihm erobere ich mir das Ganze! Mein Rotenmoor!

Das iſt der Weg — der einzige. Anſelm ſtrahlt von einer Erleuchtung. Kaum, daß er ſein Zittern bezwingen kann.

„Du willſt was verkaufen —"

„Ja."

„An den Sellentiner."

„Ja."

„Ich möchte das erwerben."

„So." Jochem wirft einen forſchenden Blick auf ihn.

„Dir kann es ja ſchließlich gleich ſein. Wie hoch iſt der Preis?"

„An Dich verkaufe ich nicht." Jochems Stimme hat die alte blaſſe Gleichgültigkeit wieder, die mehr als alle Schärfe peinigt.

Anſelm ſtockt das Blut. „Und warum nicht?"

„Das iſt doch ziemlich einfach. Weil Du mir nicht bequem biſt. Es ſoll mir lieb ſein, wenn Du

mich dann und wann beſuchſt. Zum Nachbar kann ich Dich nicht haben.“

Anſelm ſtarrt vor ſich hin.

„Es hat ſeine Berechtigung,“ fügt Jochem mit ganz ſachlicher Trockenheit hinzu, „und ganz beſonders aus dem Morveldtſchen Charakter heraus, daß die Geſchwiſter an dem Gute nicht beteiligt ſind. So iſt das immer geweſen. Darum habt auch Ihr Eure Staatspapiere. Und die unerläßlichen Hypotheken ſind fremdes Geld. Es wäre ſchlimm, wenn es anders wär'. Und ebenſo ſchlimm wär' es, wenn Ihr Euch jetzt auf Rotenmoorer Gebiet anſiedeln wolltet.“

„Das heißt alſo Scheidung.“

„In geſchäftlichen Sachen unbedingt.“

„Und Du verkaufſt mir nichts?“

„Nichts. Ich ſagte es ſchon.“

Anſelm erhebt ſich. Er ſpricht kein Wort mehr. Jochem iſt auch aufgeſtanden. Sie geben ſich die Hand. Beide wiſſen ſie, daß es für immer iſt.

Anſelm verläßt das Zimmer. Jochem geleitet ihn förmlich zur Tür. Dann ſind ſie geſchieden.

Und doch iſt etwas Stolzes in ihm, denkt Anſelms gerechter Sinn. Und doch iſt er ein Morveldt geblieben.

Und der Gedanke ist nahe daran, dieser Stunde, die zwischen zwei Brüdern eine Todesfeindschaft besiegelt hat, ein Versöhnendes zu geben. Aber auch solchen Gewinn soll Anselm nicht mit sich forttragen.

Denn ein Anblick ist ihm noch beschieden, der ihn in ein trübes Unbehagen wirft. Und dieses Unbehagen wird zum Ekel. Auf dem Gange begegnet er einem jungen weiblichen Wesen, das als Nonne gekleidet ist. In dem hübschen Gesicht flattern große neugierige Augen.

Anselm hat nur ein unbestimmtes Gefühl für die Lockmittel, die müde Sinne sich ausdenken. Aber er wird gejagt von einem Graus. Und ist bald mitten auf den Feldern.

Er sieht nicht recht, was um ihn her ist. Er will es auch nicht sehen. Tot, tot ist ja dies alles für ihn. Und wie auf dunklen Fittichen trägt es ihn selbst über die Dinge hin.

So hat er sich halb unbewußt nach Eichhof gewandt. Und erst als die hohen Pappeln ihn grüßen, weiß er wieder von seinem Weg.

Eichhof blickt aus anderen Augen als Rotenmoor. Und doch scheint es Anselm, als ob auch hier nicht alles in Ordnung sei. Freilich, an den Feldern ist nichts auszusetzen, sie haben ihre Pflege. Aber hier im Graben liegt eine alte, unbrauchbar

gewordene Egge — so etwas hätte früher das Auge des Herrn nicht geduldet. Und dann, das Gespann, das ihm entgegenkommt, gefällt Anselm nicht, die Pferde waren hier sonst besser gehalten.

Er findet auch Herrn von Eich nicht auf den Feldern. Im Laboratorium sitzt er bei seinen Retorten.

Und als Ursulas Vater den Gast begrüßt, da zeigt sich, daß er, der immer schon zu einer Versunkenheit neigte, etwas Vergrübeltes bekommen hat, viel mehr als einem Landwirt gut sein kann.

Es ist auch, als ob er sich erst auf seine Herzlichkeit zu Anselm besinnen müsse. Dann freilich quillt sie echt und tief.

Auch Doria kommt zum Vorschein. Auch sie hat etwas Vergrabenes, wie es Gelehrten eigen ist.

Nachdem Anselm ihnen über seinen Sturz und sein Befinden hat berichten müssen, sprechen sie von Ursula, und nun ist nach ihr, die so gar nicht schreibt, des Fragens kein Ende.

„Ich verstehe es gut," sagt Vater Eich, „daß sie vorläufig vermeidet, herzukommen. Sie will erst ihre Sicherheit haben. Ihre Jugend macht es ihr nicht leicht. Um so erfreulicher ist ihre Klarheit. Und im übrigen — Bernd ist ein vortrefflicher Lebenshelfer."

Dann ist wieder an Anselm die Reihe, und er erzählt, soweit er es vermag, wie er Rotenmoor gefunden hat.

Herr von Eich schüttelt den Kopf. „So, so. Als Mönch hast Du ihn getroffen. Als ich ihn das letzte Mal aufsuchte, war er ein Schäfer Damon, der die Flöte blies. Ja, mein Junge — Du kennst ihn ja auch, kennst seine Art und seinen Kopf. Von wem läßt er sich umbiegen oder sich Vorschriften machen? Er wird weiter leben, wie es ihm und seiner Romantik und seinem Taumel gefällt."

„Ich weiß, daß es keine Rettung gibt."

„Gern will ich ein Auge über die Grenze werfen und Dich auf dem laufenden halten. Das heißt, das letztere wird Doria freundlichst besorgen. Denn wie Dir bekannt ist, kann ich nun einmal keine Briefe schreiben."

„Ich danke Dir vielmals! Wenn Du erlaubst, frage ich einmal bei Dir an. Obwohl — da sich doch kaum etwas ändern läßt — und außerdem — ich weiß ja auch nicht, was aus mir selber wird. Mir ist es, als müßte ich weit fort. Ich brauche auch etwas, wofür ich mich einsetzen kann — darum hab' ich mich für Südwestafrika gemeldet. Käme ich hin, wäre das ja bei meiner Jugend eine Auszeichnung. Aber mein Kommandeur will mir wohl."

„Armer Kerl! Daß es Dich ſo forttreibt. Aber wer weiß, wozu es gut iſt! Und wie Du wiederkommſt! Und wie Du dann alles vorfindeſt.“

Dann erzählt er, gleichſam zum Troſte, daß der Reetzower beſitzlos geworden ſei. Auch der Dammerower könne ſich nicht mehr halten. Und er berichtet traurige Dinge vom landwirtſchaftlichen Mißſtand der letzten Zeit.

Auch er ſelbſt habe bitter ſchwer zu kämpfen. Leider ſeien auch ſeine chemiſchen Verſuche nicht ganz ſo eingeſchlagen, wie er gehofft habe. Wie zu einem Freunde ſpricht er zu Anſelm, ganz offen und mit ſchwerem Ernſt. „Mir wird wohl nichts anderes übrig bleiben, als daß ich nächſtens mit meinem Schwiegerſohn ein Wort von Geſchäften rede. Du kannſt Dir denken, was das für mich bedeutet.“

Und dabei ſieht er ganz verloren aus, alt und vergrämt.

Anſelm will nicht bleiben. Er will nach Berlin zurück. Fort, nur fort. Auch hier iſt ein Schmerzliches, und Mitgefühl iſt kein Troſt. Es häuft ſich nur die Pein für beide Teile.

Herr von Eich bietet ihm einen Wagen an. Anſelm benutzt ihn dankbar. Die Dämmerung kommt, wie einen Freund begrüßt er den Abend. Er möchte nichts mehr ſehen von Rotenmoor. Von hier aus

kann man zum Eichenwald hinüberblicken. In ſeinen Umriſſen zeigt er ſich noch — ſoweit er noch lebt. Aber Anſelm drängt den Kopf zu dem anderen Fenſter. Und in bitterer Dumpfheit fährt er ſeine Straße.

Am anderen Morgen beſucht er Urſula. Nichts von allem, was er in Rotenmoor erlebt hat, verheimlicht er ihr. Seine Worte klingen hell wie Froſt.

Sie hat ſeine Hand gefaßt, in ihr glüht eine leidenſchaftliche Hoffnung. „Es wird etwas geſchehen. Es muß etwas geſchehen. Ein Wunder wird kommen.“

Sie glaubt es, denn ſie hat ihn lieb.

Als er nach einem Monat wieder bei ihr iſt, da kann er ihr erzählen, daß ſein Wunſch ſich erfüllt habe, daß er nach Südweſtafrika kommandiert ſei. Uebermorgen müſſe er fahren.

Als ſie Abſchied nehmen, zieht ſie ihn an ſich. „Leb' wohl! Leb' wohl! Wenn Du wieder hier biſt, kämpfen wir um Rotenmoor!“

33.

Urſulas Gedanken ſind bei dem Kinde, das ſie erwartet. Aber gerade ſie ſind es, die mit Eichhof eine neue Verbindung ſchaffen.

Das Kind iſt ihres Landes Erbe! Und mit ihm wächſt ihr Verlangen nach ihrer Erde

Nach Eichhof möchte ich! ſo denkt ſie Tag und Nacht. Und meinen Waldſee will ich ſehen. Was ſagt er dazu, daß ich Mutter bin?

Bernd offenbart ſie nichts von dieſem Trieb, ſie kann nicht anders, ſie entfernt ſich von ihm in Heimlichkeit.

Zuweilen hat ſie ſogar ein ſtilles Lachen und Hohn für ſeine Würde. Denn er iſt ſehr mit ſich und ſeiner Vaterſchaft zufrieden.

Wie glatt iſt er und rund, ſo wohlgepflegt und gutgenährt! So ruhevoll und ganz ohne Qualen.

Und dann gerät ſie wieder in den alten Zorn. Und an Anſelm muß ſie denken, der nun bald im Felde liegt, der hungern und frieren muß und auf den der Tod lauert.

An ihn denkt sie in zärtlicher Not. Ich glaube, ich kann nur eine Soldatenfrau sein. Und nur in Not kann ich wahrhaft lieben.

Du aber, Bernd — Du lieber, satter, glatter Bernd — was weißt Du von Not?

Was umgeben Dich für Gefahren? Ein Rüffel Deines Direktors kann im Hinterhalte liegen, oder aber eine Kritik fällt über Deine letzte Veröffentlichung her!

So nährt sie wieder einen Groll gegen ihn. Und als er sie einmal streichelt mit seiner weichen Hand, da sagt sie jäh und schroff: „Ich will nicht, daß das Kind hier geboren wird."

„Aber Liebchen" — er schüttelt den Kopf.

„Es soll kein Berliner sein. Ich fahr' nach Eichhof."

Er redet ihr zu mit sehr klaren und vernünftigen Worten. Gerade hier hätten sie doch die beste Hilfe bei der Hand — auf dem Lande aber — ja, wenn sie durchaus wolle, würde er einen eigenen Arzt mitgehen lassen —

Nun besinnt sie sich doch, vor seiner Ruhe, vor seiner Güte. An seiner sanften Hand findet sie den Weg zu immer größerer Beständigkeit und Hingabe. Und zu immer mehr stiller und stetiger Kraft, die dann geradezu etwas Robustes annimmt.

Mit gesundem Lebensmut ging sie ihrer Stunde entgegen.

Bernd hatte sich darauf gefreut, daß sie nun von Rechts wegen immer mehr Bedürftiges bekommen müßte. Statt dessen wuchs sie von Tag zu Tag freier empor, in eine bewußte Selbständigkeit hinein und zu höchst wehrhaftem Stolz. Und das alles trug noch lebendigere Farben, je zaghafter seine Frauenkunde sich darob verwunderte.

Der Abend eines Tages, an dem er wie gewöhnlich in den Dienst gegangen und ungewöhnlich lange festgehalten war, begrüßte ihn als Vater. Ein Junge sei es, und Mutter und Kind seien wohl. Da schlug die Freude über all seine Ratlosigkeiten zusammen.

Frisch und rosig fand er Ursula. „Und Du hast mich nicht holen lassen!“ Er streichelte ihre Hände.

„Es war gar nicht schlimm. Und ist so schnell gegangen. Jetzt sieh ihn Dir einmal an. Ist er nicht schön?“

Voll Aengstlichkeit besah er sich das verrunzelte, braune, lebensüberdrüssige kleine Wesen.

„Schön?“ fragte er zweifelnd.

Da gab sie ihrem Gatten einen Blick unsäglicher Geringschätzung und barg seinen Sohn vor seinen kümmerlichen Begriffen.

Gleich dieſes erſte Mal ſchien er es mit ſeinem Sprößling verdorben zu haben. Für ſeine Mutter hatte das Kind bald ein Lächeln, den Erzeuger betrachtete es mit ernſtem Mißtrauen, und kam der ihm zu nahe, wand es den Leib wie eine gequälte Raupe und zerriß die Herzen mit ſeinem Gebrüll.

„Du haſt zu viel Muſeumsluft an Dir," ſagte Urſula. „Die kann er nicht vertragen, er iſt ein Eichhofſohn."

Und war ſie allein mit dem Kind, ſang ſie ihm vom Eichhof, daß er einmal Herr des Hofes ſein würde — von ſeinen Quellen ſang ſie ihm, von ſeinem Korn, ſeinem Wald und dem See mit den wilden Schwänen.

Bernd durfte dem Glück aus gemeſſener Ferne zuſehn. Er tat es oft genug in verſunkenem Entzücken vor Urſulas Mütterlichkeit, oft mit ſtillem Lachen ob der erträumten Bundesgenoſſenſchaft, dann aber auch in ehrlichem Unmut darüber, daß er ganz einfach vor die Tür geſetzt war. Ich hab' als Junge — ſo ſprach er in ſeinem Gemüt — einmal meinen Kaninchenvater grimmig verprügelt, daß er die Jungen totgebiſſen hatte. Einen Teil der Prügel muß ich jedenfalls zurücknehmen.

Plötzlich aber führte ſie beide jenſeits von all dieſem Lachen und Grollen die Sorge um die

Gesundheit des Kleinen zusammen. Ursula hatte das Kind selbst genährt. Aber sie war nach der Entbindung doch zarter geworden, als sie selbst zugeben wollte. Und bald hatte sie nicht genug Nahrung mehr. Das Kind aber mochte sich an keinen Ersatz gewöhnen. Es kümmerte hin, und eines Abends wollte es nicht mehr weiter leben.

Bernd wurde von dem Schreck eines harten Schmerzes gepackt, als das Licht erlosch. Ursula war in starrer Ruhe. Und sie blieb ohne Klagen.

Nach ein paar Tagen aber quoll es in ihr auf, dunkel und tief. „Ich glaube, der Waldsee ist versiegt." Und jetzt ergriff sie ein Unwiderstehliches. „Ich hab' solche Sehnsucht. Ich möcht' nach Hause."

„Nach Hause?"

„Nach Eichhof! Laß mich reisen."

„Wenn Du willst. Dann sollst Du natürlich fahren."

So war Bernd allein. Ihr erſter Schmerz — ſie wollte ihn nicht an ſeiner Seite ausleben, nicht mit ihm, der Gemeinſames verloren hatte und mit ihr trauerte. Zu ihrem Schmerz gehörte nicht er, ſondern ihre Heimat.

Was war er ihr?

Die Frage war, was bei ihm blieb.

Dann ſagte er ſich wieder, daß ſie in einer Art Verſtörtheit von ihm gegangen ſein mochte. Des Kindes Daſein — es iſt zu viel, Leben und Tod ſo nahe beieinander zu ſehen, wie Hand in Hand. Das kann wohl die Sinne verwirren.

Urſula aber zog ganz unverwirrten Sinnes in Eichhof ein.

Nun bin ich wieder da, ſprach es in ihr, und immer wieder: nun bin ich wieder da. Ganz dumm, ganz ohne Gedanken ſprach es, ganz glücklich. Ganz wie ein Kinderlied.

Dann, als die Gedanken wieder kamen und an die Dinge selber griffen, fand sie doch vieles verändert und fühlte Enttäuschungen und Sorge.

Da war ihr Vater. Alt schien er ihr geworden. Auch wie abwesend dann und wann. Seines Herzens Innigkeit, die Schelmerei seiner lächelnden Güte — waren sie nicht ermüdet und verblaßt?

Und Dorias zupackende Kraft mit ihren umspannenden Sentenzen — hatte die sich nicht gleichfalls zur Ruhe gelegt in einer stillen, fast scheuen Gelehrsamkeit?

Und all die anderen Menschen, waren sie ihr nicht fremd geworden? Keiner war wie sonst, nicht Fehlandt, nicht Vater Kasboom, auch nicht ihr kleiner Verehrer, der krummbeinige Klaus, dessen Beine nun gar anfingen gerade zu werden.

Aber ihre Felder! Ihre Felder hatten sich nicht gewandelt. Sie waren jung geblieben, sie waren die alten. Sie blühten und sproßten und wogten, sie waren froh in Fruchtbarkeit und freuten sich, der Herrin ihre Kraft zu zeigen.

Es war im Juni, die hellste Zeit im Jahr. Alles hatte sich so voll von Sonne geschlürft, so voll Licht sich geatmet, aus allen Poren dessen, was lebte und

ſich nährte und wuchs und ſich reckte, kniſterten die Funken.

Urſula ging durch den Wald, in dem die Lichter und Schatten jubelten und ſpielten und ſich haſchten, ſie ging zu dem Erlenbruch. Sie ſprang jung von Büſchel zu Büſchel, ſie kletterte wie ein Junge auf den Baum und über die Hecke. Und war bei ihrem See.

Er war wie ſonſt und ſah ſie an wie ſonſt. Ihre Erlebniſſe ſchienen ihm nicht mehr zu ſein als ein paar Abenteuer, die man nicht ſchwer nimmt und einfach hinter ſich läßt. Rein hielt er ſein Auge, wie immer. Keine Blume, keine Ranke durfte über den Rand hinaus. Aber der Blumen waren mehr geworden, der Schwertlilien vor allen. Die waren auch höher und ſtolzer, und härter war ihr Blick.

Ich bin auch härter geworden, Leben und Tod haben dafür geſorgt. Und wenn ich an das denke, was von hier ſeinen Ausgang nahm — ich weiß nicht, ob ich dem Geſchehenen danken ſoll. Faſt iſt es mir jetzt, als wüßte ich kaum davon.

Sie ſtützt ſich an einen Baum und ſchließt die Augen und dann umklammert ſie den Stamm mit harter Heftigkeit.

Hier bin ich und hier gehöre ich her, hier bleibe ich, und draußen ist die Fremde. Und wieder schließt sie die Augen, gehalten von ihrem Baum.

Und als sie dann um sich sieht und erst in die Höhe blickt und danach in das tiefe Schwarz — da ist ihr das Leben, als habe sie weit geträumt, als sei sie zurückgekehrt von einem Sternenflug.

Wie hat sich doch all das Vergangene von ihr entfernt!

Man sagt, daß wir schon ein anderes Dasein geführt haben, ehe wir als Menschen herumlaufen. So wie dies andere Dasein bleibt alles hinter ihr zurück.

Es dauert eine Weile, ehe ein williges Bewußtsein sie wieder ganz mit dem Entrückten verbindet. Und dann kommt auch der Schmerz wieder, die Trauer um ihr kleines Geschöpf, das ihr entrissen ist. Und auch die Freude meldet sich, die Sicherheit, die Bernds Liebe ihr gibt.

Aber sie fragt nicht, was werden soll. Noch nicht. Diese ersten Tage müssen ganz ihrem Eichhof gehören.

Sie wandert über die Flur. Sie kommt an die Fohlenkoppel. Sie hat vergessen, daß sie ihre alten Freunde hier nicht findet, und erschrickt vor der Wirklichkeit.

Ihrem Bob, der gleich nach ihrem Weggang sich die Fessel brach und erschossen werden mußte — schwer hatte sie damals die Nachricht getroffen — ihm will sie nicht weiter nachklagen. Aber auch Landsknecht ist eingegangen, Rottraut hat ein Ulanenrittmeister gekauft, Beelzebub ist der Remontekommission in die Hände gefallen. Mit dem, was sich heute hier herumtreibt, ist kein Staat zu machen.

Daß die Pferdezucht von Eichhof immer mehr zurückgeht, das hat weiter nichts Ueberraschendes, denn so ist es bestimmt. Aber sie findet jetzt, wo die Freude des ersten Wiedersehens nicht mehr alles vergoldet, dasselbe, was Anselm gleich gesehen hat, daß die Pflege der Arbeitspferde zu wünschen übrig läßt. Und das ist bedenklich, das erschreckt sie geradezu.

Sie spricht gleich mit dem Inspektor darüber, mit Vater Kasboom, dem alten Inventarstück.

„Leutenot!“ sagt der Alte. Er ist kantig und kurz angebunden und schnaubt grimmig durch die braunblaue Lappennase. Sonst aber ist er eine Seele von Mensch, treu wie Gold und versteht seine Sache. Nächst der Leutenot aber sei die Professorenweisheit schuld, die hier jetzt regiere.

Urſula kann nichts dagegen geltend machen. Es iſt nicht alles, wie es ſein müßte, und nicht, wie es war — das ſieht auch ſie jetzt immer deutlicher.

Und ſo iſt es gut, daß ich hier bin! Auch wenn ich nichts mitgebracht habe als meine zwei Arme. Ich habe damals regieren wollen, jung und dumm und heftig, wie ich war. Jetzt werde ich beſcheiden von unten anfangen. Und ſo werde ich es zwingen, ſo komme ich nach oben.

Sie fängt mit einem an, ſie iſt nicht mehr der Hans-Dampf-Ueberall, wie ehemals. Erſt ſucht ſie einmal in die Hauswirtſchaft, welche die Dame Doria allmählich immer mehr hat beiſeite liegen laſſen, den nötigen Schwung zu bringen.

Geſpart werden muß, im großen wie im kleinen. Dem Perſonal tut es not, daß ihm mehr auf die Finger geſehen wird. Urſula bindet ſich die Küchenſchürze vor und waltet als Hausfrau in den Wirtſchaftsräumen. Sie beſtimmt ſelbſt die Beiträge für die Herrſchafts- und für die Leuteküche. Hier ſind neuerdings ſo gut wie gar keine Bücher geführt. Sie gibt ſich einen ſtarken Ruck und ordnet ſtrenge Rechnungsablage an. Ueber jedes Ei wird Auskunft gefordert. Und der Kampf mit der Wirtſchafterin und den Köchinnen zwingt ihren widerwilligen Zahlenſinn herauf und macht ihn lebendig.

Da ſie ſo aber in einer wenn auch kleinen Provinz des Reiches mit kräftiger Selbſtüberwindung Ordnung und Segen ſtiftet, fühlt ſie ein Recht, auch auf die Geſamtregierung ihre Blicke zu richten. So findet ſie ſich zu ernſten geſchäftlichen Beratungen mit dem Vater zuſammen. Und iſt ſie weniger hochtrabend als früher, hat ſie dafür reiferen Sinn, mehr Beſonnenheit und richtigere Schätzung. Herr von Eich ſieht, daß ſie gewachſen iſt. Er hält vor ihr ganz und gar nicht hinter dem Berge.

Eichhof müſſe eine neue Hypothek aufnehmen. Das mache weiter keine Schwierigkeiten, da es nur mäßig belaſtet ſei. Die ſchlechten Ernten der letzten Jahre tragen ſchuld. Und die Schweineſeuche, die aus Schollenthin eingeſchleppt war.

Dann — er bekennt es rückhaltlos — haben ſeine chemiſchen Arbeiten noch immer nicht den richtigen Erfolg gehabt. Aber er kommt damit ans Ziel und gibt ſie nicht auf. Sie verſprechen in naher Zeit eine ſichere Ausbeute. Die Tage ſind ja auch vorüber, wo der Landmann aus Korn, Rüben und Milchwirtſchaft Seide ſpinnen kann.

Die neue Hypothek iſt ganz einwandfrei. Nur iſt nicht viel Geld auf dem Markt. Und da gibt es

doch nichts Natürlicheres auf der Welt, als daß Bernd ſich an dem Gut beteiligt.

Urſula fährt zuſammen. „Nein, nein. Das möcht' ich nicht."

„Ja, aber warum eigentlich nicht? Wenn wir bettelten, dann wollt' ich nichts ſagen. Aber es iſt doch ein glattes Geſchäft. Er bekommt ſeine 4½ Prozent ſo gut wie jeder andere."

„Wenn auch. Ich kann mir nicht helfen, mir iſt und bleibt der Gedanke peinlich."

„Das war er mir zuerſt auch —"

„Nun, ſiehſt Du!"

„Aber dann hab' ich die Sache nachgeprüft. Und jetzt muß ich denn doch ſagen, daß wir hier wohl überſpannt empfindlich ſind."

„Nein, nein. Nichts Ueberſpanntes — ein ganz natürliches Gefühl iſt es. Denn hier — dies, dies iſt unſer, unſer Eichhof. Und Bernd — im Grunde iſt er doch ein fremder Mann — und —"

„So, ein fremder Mann —? Und der Kohlenhändler Runge in Stettin, von dem wir die zweite Hypothek haben, iſt das kein fremder Mann?"

„Wohl. Aber vielleicht — vielleicht iſt man in gewiſſen Dingen gerade ſeinem Manne gegenüber beſonders zartfühlend —"

Der Vater nimmt ſie unter ſeine großen Augen. Er forſcht ihrer Ehe nach. Aber ſie weicht ſeinen Blicken nicht aus. Ihr Gewiſſen iſt klar, ſie hat Bernd lieb und hat ihr Eichhof lieb und iſt redlich bemüht, den Ausgleich zu finden.

„Wir kommen noch auf die Sache zurück," ſagt ihr Vater. „So eilig iſt es ja noch nicht. Bis zum Winter haben wir Zeit."

Urſula iſt allein geblieben. Dieſe entſetzlichen Hypotheken! Sie weiß noch genau, wie ihr zumute war, als ſie zum erſten Male von ihrem Daſein und ihrer Bedeutung erfuhr. Wie ſchwer ſie um den Gedanken zu kämpfen hatte, daß Eichhof, trotz dieſer Schulden, doch wirklich und wahrhaftig ihr Eigentum ſei. Daß jener düſtere Kohlenhändler ſo wenig wie die Landbank über ihren Grund und Boden zu befehlen habe. Wie lange dauerte es, ehe ſie unter ihres Vaters lebenskundige und ſchmunzelnde Gelaſſenheit, daß zum Irdiſchen nun mal die Schuld gehöre, ſich friedlich ducken konnte!

Aber jetzt miſcht dieſe gräßlichſte aller Einrichtungen der Welt ſich gar in ihre Ehe ein. Und möchte ihr Verhältnis zu Bernd trüben, das keine Trübung verträgt.

Sie hat, trotz ihres Schreibkrampfes, mehrfach an Bernd Nachrichten gegeben, wie gut es ihr gehe, daß sie sich hier ganz wiederfinde und daß er beim Wiedersehen seine Freude an ihr haben werde.

„Ich bin hier nützlich," heißt es in einem Brief, „ich leiste hier etwas, wenn es auch wenig ist und sich fast auf Küche und Hühnerstall beschränkt. Ich fange ab ovo an — macht es Dich nicht stolz, daß ich dabei auch noch so gelehrt bin? — aber aus dem Anfang wird mehr. Das war ja mein kindlicher Fehler, daß ich damals hier zu viel wollte. Nun bin ich auf besserem Wege."

So sprießt es in ihren Worten von Selbstgefühl und Selbständigkeit. Bernd kann die Sorge nicht abtun, mit der dieses Wachstum ihn erfüllt. In seinen Briefen sind wehe Klänge.

Die rühren nicht immer an Ursulas Sehnsucht, oft erregen sie gar ihren Zorn. Er soll nicht jammern und klagen, auch nicht im leisesten. Ich will keinen jammernden Mann. Daran muß er sich nun schon gewöhnen, daß ich nicht immer bei ihm bin. Und noch etwas anderes bin als bloß seine Frau.

Immer das Alte! Sie will dem nicht weiter nachhängen. Alles wird sich klären, Auge in Auge, wenn Bernd in den Ferien herüberkommt. Und dann wird er sich ausweisen, wird eingreifen mit

ſeiner reinen, ruhigen Hand, und Unwürdiges wird er niemals hinnehmen.

Wie kann ich gering von Dir denken, wie kann ich mir ſelbſt Dich ſo verunglimpfen, Bernd, Du Lieber, Guter! Und jetzt wollte ich, Du wäreſt bei mir und nähmſt mich in Deine Arme.

Aber all dieſe Gedanken blieben nicht vor der Arbeit und vor der großen Sorge, die endloſe Regengüſſe über die Landſchaft brachten. Das Heu lag auf den Wieſen, ſie konnten es nicht bergen. Die Nächte waren trocken, wie zum Hohn ſchien der Mond am ſternklaren Himmel. Der Morgen brachte immer wieder Wolken, die Sonne zeigte ſich nicht.

Die Heuernte war verloren. Einen Tag hatte es ſich aufgeklärt. Da mußte alles, was Beine hatte, auf die Wieſen. Und Urſula war ſelbſt wie eine Hofgängerin mit der Harke dabei geweſen, die Haufen zum Trocknen auszubreiten. Umſonſt war die Arbeit. Der Regen kam wieder. Nun lag das Futter verfault.

Urſula hatte bitterlich mit ſich zu kämpfen. Ihr Vater behielt ſeinen Gleichmut. „Dickes Fell, mein Kleiner. Nicht bei einem ſich aufhalten. Der Roggen ſteht gut, und es wird ja nicht immer regnen.“

Doria aber redete nur von Rübenabwäſſern und zerſetzenden Mikroorganismen. Da bekam Urſula eine Wut auf ſie. Und mit grimmiger Freude nickte ſie, als Vater Kasboom, der Doria nicht leiden konnte, einmal im Zorn über ſie mit Bedeutung die Worte ſprach:

„Die — die hat ja 'n Bazillus!“

An den Alten hielt ſie ſich immer mehr. Von ihm lernte ſie. Und ſtolz war ſie auf ſein Wort, daß ſie nun doch anfange, für Eichhof eine Hilfe zu werden. Das ſtärkte ſo ihren Mut, daß ſie ſich nun auch von den großen Rechnungsbüchern keinen Schrecken mehr einjagen ließ. Und der blaſſe, rotbärtige, lautloſe Rechnungsführer, der keine Haare, dafür aber ein Tigerfell von Sommerſproſſen auf dem Schädel hatte, blieb für ſie kein Geſpenſt mehr.

Die Nachbarſchaft hatte nicht weniger unter der Näſſe gelitten. Auch in Rotenmoor war das Heu verfault. Ein ſchlechter Troſt.

Rotenmoor. Dort ſah es viel ſchlimmer aus als in Eichhof. Schon weil die Leutenot da viel größer war. Hier in Eichhof hatten ſie neuen Zuzug bekommen. In Rotenmoor war die richtige Landflucht ausgebrochen.

Von Jochem ſelbſt wußte Urſula nicht viel. Zweimal hatte ſie ihn flüchtig aus der Ferne geſehen.

Einmal vom Buchenberge aus, da fuhr er auf der Chauſſee in die Stadt, faul lag er in ſeiner Halbchaiſe und ſah nur ſeine Zigarette. Das andere Mal, an einem Abend, jagte er auf einem jungen, ungeberdigen Schwarzbraunen, den ſie nicht kannte, durch all den Regen wie ein Wahnſinniger über die verlaſſenen Felder, über Gräben und Hecken.

Sie hatte keine Zeit, neugierig zu ſein. Sonſt hätte ſie ihn wohl gerne wieder einmal geſprochen. Er war doch jedenfalls einer von denen, die zu denken geben. Und dann, gehörte ihm nicht Rotenmoor? Und gab deſſen Schickſal ihr nicht zu denken? Schon wegen ihres Anſelm!

Von dem hatte ſie öfters kurze Nachricht. Mit Freude und mit Sorge hörte ſie von ihm. Aber die große Zärtlichkeit war über allem und machte auch die Sorge ihr lieb. In ſeinem letzten Schreiben ſtand, daß er mit der Führung einer Proviantkolonne beauftragt ſei. Inzwiſchen brachten die Zeitungen die Meldung, daß nach dem letzten großen Erfolg der Feldzug für beendet zu gelten habe.

Immer hatte er den natürlichen Wunſch gefühlt: wenn er doch an den Feind käme! Die ganze Zeit hatte er im Hauptquartier argentiniſche Pferde zureiten müſſen. Keiner machte das beſſer als er, und darum mußte er dabei bleiben. Jetzt war er

endlich zu einem Zuge kommandiert, der ihn an die Front bringen sollte. Und jetzt war offenbar nichts mehr zu tun.

Das bedauerte sie um Anselms willen, obschon die große Freude, daß der Krieg zu Ende war, ganz selbstverständlich die Herrschaft behielt. Er gehörte nun einmal zu denen, die kein volles Glück haben. Stand das nicht von je in seinen großen schmerzlichen Augen? Wie oft sehnte sie sich nach diesen Augen.

Auch war die Angst um ihn hiermit gewiß nicht von ihr genommen. Als er den Zug antrat, hatten die Gefahren gewiß nicht aufgehört. Versprengte Horden durchstreiften noch immer das Land. Und gab es dort nicht Typhus und ein Heer anderer Krankheiten? Der Entbehrungen, der Qualen durch Hunger, Durst, durch Hitze und Frost ganz zu geschweigen? Und gerade weil ihr Anselm kein Glück hatte, konnte ihn nicht eine Krankheit treffen, die übler ist als eine Kugel, für einen Soldaten ganz gewiß!

Ihr Anselm, ihr Sorgenkind!

Es gibt immer mehr auf Eichhof zu tun, immer mehr Mühen, die von weiten Gedanken nichts wissen wollen. Ursula nimmt jetzt der Molkerei sich an. Der Milchertrag ist erheblich zurückgegangen. Auch

das Schlachtvieh steht nicht mehr auf der alten Höhe. Blutauffrischung tut not. Neue Kreuzungen werden erwogen. Bis in die Nacht studiert Ursula die einschlägige Literatur.

Dann kommt die Ernte. Der Roggen hat seit Jahren nicht so gut gestanden. Die Sonne gibt ihren Segen zu der Mahd, Freude und Glück ist in dem Sensenklang. Und die ersten Schläge werden abgeerntet, es ist eine Lust. Ursula glaubt wieder an ihr Dasein.

Aber jetzt ziehen Gewitter auf. Und wieder gibt es Regen, tagelang, wochenlang, es ist zum Verzweifeln. Warm und schwül ist die Luft dabei. Und diese dumpfe Feuchtigkeit brütet Unheil. Das Korn wächst aus, was noch auf den Feldern steht, ist verloren.

Ursula grämt sich schwer. „Es ist, als sei ich zu Eurem Unheil wiedergekommen," sagt sie.

Und das Wetter, wenn es auch besser wird, nachdem es den Roggen glücklich zugrunde gerichtet hat, gut wird es nicht. Was soll aus unserm Hafer werden und aus dem Weizen? fragt Ursula in großer Not.

Wie im Feldzuge ist es hier! Und sie läßt die stillen Berliner Tage heraufziehen. Sie denkt an Bernds gleichmäßige Güte, an seine ruhige Innig-

keit, die so schützend sie an sich nahm, sie sieht ihn am Schreibtisch, wie das grüne Lampenlicht über sein reines Gesicht hinstreicht. Und jetzt hebt er den Kopf und legt die Feder hin und blickt ins Weite und sehnt sich nach ihr.

Wie gut hatte ich es da! Aber sind die Schmerzen hier nicht mehr und ist das Kämpfen nicht besser?

Bernd — Du hast mir lange nicht geschrieben. Bist Du so traurig über mich oder mir so böse? Glaub nicht, daß ich Dir nicht mehr gut bin, oft denk' ich an Dich in Zärtlichkeit. Aber ich kann nicht fort von hier — so nicht und jetzt nicht, und ob ich es jemals kann?

In vierzehn Tagen spätestens bist Du ja bei mir. Ich kann nicht schreiben, das weißt Du. Aber sagen — zu sagen hab ich Dir viel. Und wir beide werden die Wege finden, die gut für uns sind.

35.

Nach zwei Wochen kam Bernd. Es war an einem Sonntag, Urſula holte ihn im Jagdwagen von der Bahn. Sie führte ſelbſt die Zügel. Ewald, der alte Kutſcher, hielt hinter ihr nickend ſeine Feiertagsruhe.

Es war trocken, aber trübe und kalt. Und die Wetteraussichten blieben ſchlecht. Urſula dachte mit Sorge an ihren Weizen.

Sie fuhr ſchnell. Das Handpferd, das ſeine Mucken hatte, bekam mehr als einmal gehörig die Peitſche zu ſchmecken. Die Falte zwiſchen ihren Brauen grub ſich tiefer.

Als ſie die Station kurz vor ſich hatte, brauſte der Zug dort hinten um die Kurve heran. Sie kam gleichzeitig mit ihm, auf die Minute, ſo liebte ſie es.

Sie gab Ewald die Zügel, ſprang vom Wagen und ging auf den Bahnſteig.

Schon eilte Bernd ihr entgegen, warf die Handtaſche hin und umarmte ſie ſtürmiſch. Und küßte ſie

wieder und wieder vor den Leuten. Bernd, ein Umstürzler guter Sitten! Wie gut gefiel ihr das!

Aber dann sagte er: „Ich hatte solche Sehnsucht nach Dir!“ Wie zur Entschuldigung. Und damit sank er wieder zurück. Doch sie blieb in der Freude des Wiedersehens.

Als sie auf dem Wagen saßen — Ursula hatte wieder die Zügel — musterte sie ihn von der Seite. „Nach Sehnsucht siehst Du nicht aus. Du bist rund und blühend wie nur je.“

„Ich bin ja auch jetzt in der Erfüllung!“ Und als er sie prüfte, meinte er von ihr: „Aber Du bist nicht wie sonst. Du bist schmal und spitz geworden. Du bist doch wohl?“

„Ganz wohl.“

Sie achtete auf die Pferde, er sah ihr weiter ins Gesicht und wollte in ihr Wesen eindringen. Ein scharfer Zug gab ihm Fragen auf, ein Herrisches, das sehr gewachsen war, machte ihn behutsam. Kam es daher, daß er sie zum ersten Male auf dem Kutschbock sah, in Führung und Verantwortung? Jetzt machten es die Pferde ihr nicht zu Dank, und als sie die Peitsche gebrauchte, zeichnete sich ein Unmut um ihre Mundwinkel, so bitter, wie er es nicht an ihr kannte. Der Zorn in ihren Augen hatte fast grausame Lichter.

So ganz anders hatte er ſich das Wiederſehen gedacht. Sie würden zuſammen wandern, ſie an ihn geſchmiegt, ihren Waldweg würden ſie gehen, feſt umſchlungen, unter Küſſen.

Jetzt war alles ſo ſchnell und ſo hart. Die eilige Fahrt verſagte ihnen jedes ſtille Wort. Und Urſula war mehr bei dem Geſpann als bei ihm.

Im Hauſe ward es ihm wohler. Herzlich hatte der Vater ihn empfangen. Hier war auch Urſula ſanfter und vertrauter. Die Räume, die ihm ſo lieb waren und ihm ſo wohl taten, machten ihn ſicherer und frohgemut.

Er ſetzte ſich ganz in ſein angeſtammtes Behagen zurecht. Sah mit glücklichen Augen auf ſeine Urſula, träumte von neuen Flitterwochen und öffnete der ſüßen Ferienfaulheit breit die Arme.

Nach Tiſch wäre er gern mit Urſula allein geblieben. Aber ſie ließ ſich nicht halten, ſie hatte in der Wirtſchaft zu tun. „Ich will in den Stall. Wir haben ein paar Kälber, die wollen nicht trinken. Ich muß da mal nach dem Rechten ſehn.“

Bernd ſaß mit dem Vater bei einer Zigarre. Er hatte ſein ſachtes, geruhiges Selbſtvertrauen, doch ſchien es ihm ratſam, erſt einmal beim Vater anzufragen, was der von der Zukunft denke, wie lange er meine, daß Urſula noch hier bleiben ſolle.

„Ich halte es für selbstverständlich," sagte der alte Herr, „daß sie, wenn Deine Ferien zu Ende sind, wieder mit Dir nach Berlin geht. Oder denkt Ihr Euch das etwa anders?"

„Nein, ganz gewiß nicht."

„Sie hat hier ja allerdings genug zu tun gefunden. Es wird wieder einen Riß geben, aber schließlich ist sie doch verheiratet, und Du bist ihr Mann."

Bernd nickte in kräftiger Zustimmung.

„Schwerer noch als früher werde ich sie hier entbehren — ganz abgesehen von Gefühlssachen. Denn sie leistet jetzt wirklich viel. Und da ich meine Laboratoriumsarbeiten nicht im Stich lassen darf, auch immer älter werde —"

Er vermied es, von der landwirtschaftlichen Notlage zu sprechen. Gerade weil er mit Bernd ein offenes geschäftliches Wort zu reden gedachte, verschmähte er alles, was als Andeutung hätte wirken können. Ohne Ursula aber sollte jenes Wort nicht fallen.

Sie kam nicht so bald zurück. Bernd mußte erzählen, von Berlin, von seiner Arbeit, von seinen Plänen. Der Vater, ein wenig abwesend, ein wenig müde, war nicht ganz bei der Sache.

Dann nötigte er Bernd an den Flügel. Und nun hielten seine Gedanken hier aus. Er hatte wieder seine Freude, die Art des Spielenden zu durchforschen.

Bernd versenkte sich in seinen Bach, und die alten Stunden zogen herauf. Vater Eich aber lauschte und sprach mit sich selbst. Nur ein guter Mensch kann so spielen. Nur einer, der reine Hände hat und reinen Sinn. Aber fest, sehr fest sind die Hände nicht. Und der Sinn hat nicht die führende Stärke, Ruhe ist ihm mehr als Herrschaft. Und Ursel — seine Ursel? Ist das für sie das Rechte? Für sie, die sich selbst immer härter schmiedet und deren junger Nacken sich immer mehr steift? Die Kampf und Feindschaft vom Leben will, und die ihre Feinde liebt, die Sorgen und Mühen?

Jetzt perlt dem Spielenden Mozart unter den Fingern, jung, schelmisch, erwartungsvoll und verliebt. Er denkt an sein junges Weib, es ist ein zierliches Werben, ein kicherndes Sichsträuben, und dann finden sich die Küsse und ruhen selig in sich aus.

Er hat nie so sehnsuchtsvoll gespielt. Und jetzt tritt Ursula ein. Ihr ist zu viel Girrendes in seinen Tönen. Aber auch über sie schwebt der Zauber der alten Stunden. Und sie stößt das Lockende nicht zurück.

„Gut, Bernd!“ ſo lobt der Vater ihn, als er ſchließt. Bernd freut ſich dieſes Wortes und er ſagt: „Nur hier kann ich Mozart ſpielen.“ Und nimmt Urſulas Hand und fügt hinzu: „Und bei Dir.“

Vater Eich hat ſich erhoben. Er will die beiden allein laſſen. Er möchte auch noch einmal ins Laboratorium gehen. Oder ſollte er jetzt die geſchäftliche Frage anſchneiden? Er liebt es nicht, ſolche Dinge lange mit ſich herumzutragen, das iſt ihm wie ein auf der Lauer liegen.

„Wenn es Dir recht iſt, Urſula, ſprechen wir jetzt mit Bernd.“

Urſula weiß, was er meint. Sie ſchüttelt gleich, ohne ſich zu beſinnen, den Kopf. „Erlaube, Vater, daß ich allein mit ihm darüber rede.“

„Wie Du willſt. Dann alſo bis heute abend.“ Er nickt ihnen herzlich zu und geht.

Bernd hat keine Eile, zu erfahren, was es beſonderes für ihn gibt. Er will zunächſt die Freude auskoſten, daß ſie beide allein ſind, er zieht ſeine Frau an ſich und küßt ſie mit heißen, zitternden Lippen.

Urſula wehrt ihm leiſe. Sein ſtarkes Gefühl freut ſie, aber ſie kann es ihm nicht zurückgeben. Es iſt nicht alles klar zwiſchen uns — das iſt, was über ihr

ſchwebt. Und klar muß es ſein, und auf feſtem Grunde müſſen wir ſtehen.

Es wäre ja alles gut, wenn ich ohne Frage jetzt in ſeinen Armen mich ausruhen könnte. Aber da ich frage, iſt etwas da, was gelöſt werden muß. Und da ich gerade jetzt fragen kann, wo wir uns wieder haben nach ſo langer Trennung und vieler Sehnſucht, iſt dieſes Etwas groß und ſchwer.

Sie hat ſeine Hand genommen und ſtreichelt ſie, ſanft und liebevoll geht ſie zu Werke. „Sei jetzt einmal verſtändig. Und eh wir uns mehr ſagen, laß mich erſt einmal den Kuhſtall hinter mir haben.“

Er iſt ungeduldig und betrübt: „So lange dauert das? Und ſo wenig Macht hab' ich darüber?“

„Es hat Aerger und Zorn gegeben. Und ſo etwas muß ich gründlich auslöffeln. Sonſt behalt' ich den Nachgeſchmack.“

Sie legt ſeine Hand auf den Tiſch und hält ihre daneben und vergleicht die beiden. Weiß und Braun, ſorgliche Pflege und unbekümmertes Zugreifen, ſtilles Gedankentum und harte Mühe, die an die Knochen geht, träumende Zimmerluft und ſonnengebrannte Arbeit — ſo liegen ſie nebeneinander.

Häßlich ſind ihre Hände geworden. Er aber ſchämt ſich ſeiner Schönheit und verbirgt ſeine Hand.

Und ihre Blicke, die sein Gesicht, seinen Anzug mustern, dünken ihm Vorwürfe.

Sie hat es nicht böse gemeint. Nun aber findet sie kein gutes Wort. Denn seine nachgiebige Scheu gefällt ihr nicht. Tun seine Hände nicht auch ihre Arbeit, so gut wie die ihren? Warum läßt er sich durch falsche Zartheit so in den Hintergrund drängen!

Mehr Stolz und Selbstgefühl, Bernd. Einen Schuß Roheit meinetwegen — damit wäre uns beiden wohl gedient.

Und dann schilt sie sich wieder, daß sie das Gute an ihm nicht hoch genug stellt, und während sie sich schilt, fragt sie ihn nach Berlin und nach Dingen, die ihr gleichgültig sind.

Dann aber, als sie die Politik streifen, erhebt sich für Ursula eine Frage von größter Bedeutung: „Wie steht es mit Südwestafrika?“

Da bringt ihr Bernd eine neue Nachricht: die Hottentotten haben sich erhoben. Der Krieg geht weiter.

Dann bleibt auch Anselm im Felde! Das ist Ursulas Gedanke, der jetzt alles beherrscht. Seit drei Wochen hat sie von ihrem Jungen nichts gehört. All ihre Sehnsucht ist bei ihm.

„Hat sonst noch etwas in Deinen Zeitungen gestanden? Anselm hat lange nicht geschrieben.“

Sie redet offen von Anſelm, und er weiß wohl, daß es ihr um Anſelm iſt. Er hat nie Eiferſucht gefühlt. Jetzt, da der Junge ſich in dieſe Stunde drängt, geht ein Schatten über ihn hin

Urſula aber verliert ein gut Teil ihrer Sanftmut, all ihre Sorgen ſind jetzt bei ihr und machen ſie herbe und wehrhaft.

So geſtimmt ſpricht ſie mit Bernd von ihrer beider Zukunft.

In der Luft iſt nichts, nichts an Zärtlichkeit, was Bernd Hilfe bringen könnte. Ein grauer Abend dämmert näher, luftlos und kalt, nicht einmal zu Regen und Wind mag er es bringen. Sanglos haben die Vögel ſich verkrochen. Von den Bäumen, die um die Sonne trauern, fallen müde Blätter.

„Wir wollen jetzt einmal überlegen, wie wir uns unſer Leben einrichten," ſagt Urſula.

„Wie? Ja, müſſen wir denn gleich heute am erſten Tag —"

„Ja, Bernd. Das Wichtigſte muß auch das erſte ſein."

Seine Verliebtheit büßt immer mehr von ihrer Zuverſicht ein. Dafür müht er ſich nun um einen ruhigen Ernſt, und ſeine Worte finden ihre Sicherheit. „Wenn Du meinſt — dann will ich Dir alſo ſagen, wie ich es mir gedacht habe. Du wirſt doch

mit mir, wenn meine Ferien zu Ende sind, wieder nach Berlin kommen —“

„Nein, Bernd.“

„Nicht? Nun, soll ich denn bloß Dein Feriengast sein?“ Er lehnt sich kräftig auf, mit tiefaufatmendem Erstaunen, in das sogar ein Lachen kommt, und solchen Widerstand läßt sie mit Freude gelten.

„Sieh, Bernd, ich bin doch hier eigentlich erst wieder zu mir selbst gekommen. Daraus geht doch hervor, daß ich diese Tätigkeit brauche. Ich muß mich nun einmal nützlich machen können —“

„Nützlich — ja, und daß Du mir nützlich bist, rechnet das gar nicht? Daß ich Dich nicht entbehren kann! Meine Mitarbeiterin bist Du! Wenn Du wüßtest, was ich habe leisten können, die ganze Zeit, wo Du mir fehltest —“

Darin sind wieder Jammerlaute, die sie nicht mag. „Lieber Bernd, wenn ich Dir eine Hilfe bin, bloß dadurch, daß ich bei Dir sitze — ich weiß nicht, ob es sehr für Deine Arbeit spricht. Jedenfalls aber ist dieses Dabeisitzen für mich eine ausgesprochene Faulenzerei.“

„Und Du warst auf so gutem Wege, Dich immer mehr mit meinen Arbeiten zu befreunden. Du hast doch angefangen, selbsttätig mitzuschaffen —“

„Das war Spielkram. Oder es geſchah aus Langeweile. Recht eigentlich mit dem Herzen war ich nie dabei, das muß ich Dir ſagen, wenn ich Dich nicht belügen ſoll.“

In Bernds Augen zieht eine Trauer ein. „Dann waren wir alſo doch nicht ſo ganz beiſammen. Und Du warſt einfach nicht am rechten Platze — und im Grunde unglücklich.“

„Ich tauge nicht für Berlin, Du mußt es ja doch ſelber wiſſen, daß ich da nichts nutz bin. Und wenn man nichts nutz iſt, dann iſt man auch dem andern im Wege, nicht bloß ſich ſelbſt.“

„Mir warſt Du nicht im Wege.“

„Es wär' dahin gekommen. Bernd, Du biſt gütig und zart. Und biſt anſpruchslos. Vielleicht wäre es anders geworden, Du hätteſt gleich mehr von mir gefordert.“

„Ich kann von Dir nicht fordern, was Du mir nicht gibſt.“ Er hält inne, tief verſunken. Dann ſchüttelt er den Kopf. „Daß wir jetzt in dieſer Stunde uns dies alles zu ſagen haben, das ſpricht wohl deutlich genug.“

Nun ſteckt er in der Verzagtheit, die ſie nicht leiden kann. Aber der Schmerz, der ſich um ſeine Augen gräbt, weckt ihr Mitgefühl.

„Sieh mal, Bernd, um die Sache herumreden, ſo etwas tun wir nicht. Du haſt eben wie ſo viele andere eine Frau, die ihren beſonderen Beruf ausübt. Das iſt doch gewiß nicht ſo Unerhörtes.“

„Wohl nicht. Nur, daß dieſer Beruf uns ſo weit und ſo lange trennt —“

„Ja, das tut er. Und dadurch wird es ſchwer. Aber der Gedanke iſt Dir jetzt nicht mehr ſo fremd —“

„Und dann gäb' es alſo, wenn wir zuſammen bleiben wollten, nur das eine. Daß ich mich hier auch häuslich niederließe. Als Privatgelehrter oder ſo was. Wozu Du dann allerdings Deine beſonderen Augen machen würdeſt.“ Er ſpricht jetzt mit überlegener Bitterkeit

„Ja, Bernd, das würde mir allerdings nicht gefallen.“ Sie unterſtützt freudig ſein Gefühl. Und damit hebt ſich ſein Stolz.

„Ja, und wenn mir nun dieſe ganze Halbheit nicht gefällt?!“

Urſula horcht auf. Halbheit — da iſt das Wort. Und hier iſt eine Regung, der ſie erwartungsvoll ſich neigt, faſt mit einer wünſchenden Gläubigkeit. Das ſieht ja faſt nach Kampf aus, nach einem Fordern, nach einem Führen und Bezwingen. Erwacht nun doch die Kraft in ihm?

Er empfindet ihre Blicke und gewinnt aus ihnen neue Stärke. „Wie würde es denn sein? Du bleibst dauernd hier. Und ich komme herüber, wenn die Sehnsucht uns zueinander treibt. Und nachher gehe ich wieder meiner Wege. Sehr würdig in der Tat.“

Sie sagt kein Wort. Sie behält ihn nur fest im Auge.

„Und wenn ich nun kein Talent dazu habe, Drohne zu sein?“ fährt er fort, von Erregung getrieben. „Eine Drohne, die stirbt, mag noch angehen. Aber eine, die am Leben bleibt und gewissermaßen gütigst in Permanenz erklärt wird — dazu bin ich wirklich nicht berufen.“

Sein Unmut hat ihn bis an die Grenze seines Zartgefühls getrieben. Ursula aber meidet den Kampf nicht. Nur durch ihn können sie beide sich ausweisen und ihres Lebens Richtung gewinnen.

„So willst Du also, daß ich mit Dir gehe und immer bei Dir bleibe?“ fragt sie mit bedachtsamer Ruhe.

Er richtet sich auf unter ihren Blicken, blickt ihr hell ins Gesicht und spricht dann ein klingendes „Ja! Natürlich will ich das!“

Mit gespannter, seherischer Kraft versenkt er sich in ihre Augen.

Eine Freude an dem Klang seines „Ja", dazu Trotz und Kampfeslust und Herrschbegier — das alles findet er in ihnen. Und noch ein Mehr — etwas, das ihm unheimlich ist. Ein Schillern in der Tiefe. Sein Gewissen forscht nach dieser flimmernden Urkraft. Ahnt er ihr Wesen, erkennt er ihren Quell? Da ist sie, des Weibes Grausamkeit. Die gerechte Grausamkeit, die den Mann unterdrückt, um ihn zu verschmähen — den Mann, der sich unterdrücken läßt.

Er starrt in dieses drohende Leuchten — geängstigt fast. Dann reißt er sich los und drängt das Schwere von sich und hebt sich zu leichterem Atem.

Wohin geraten sie beide? Was bleiben sie nicht im Sonnenlicht? Was deutet er hier an Geheimnissen, die nur dadurch Macht gewinnen, daß man an ihnen deutet! Ja ja, er ruft Kräfte, die gar nicht leben. Die sich nach Schicksal und Verhängnis gebärden und nur Schrecken unserer Nerven sind! Fort mit dem Spuk!

Ist dies nicht Ursel, seine Ursel, sein Weib? Und ist das Dasein nicht milde und wandlungsfähig und reich an Versöhnlichem?

Ja, das ist es, und nur enge Toren treiben alles auf die Spitze. Wer weise ist, hat ein weites Herz

voll Güte. So ſtreichelt und lobt er ſich ſelbſt und macht ſich Mut zur Schwäche.

Und ſeine Urſel — iſt ſie nicht herrlicher als je? Ihre Herbheit, ihre ſpröde Feſtigkeit, ihr Stolz — wie ſind ſie gewachſen! Wenn ſie in Hingebung ſich neigen, wenn ſie ſich löſen in Zärtlichkeit, wie müſſen ſie beglücken!

Das aber, was ſie will — iſt das wirklich ſo viel? Iſt das wirklich eine ſo große Zumutung an ſeine Manneswürde?

Ihr Eichhof iſt nun einmal ein Teil ihres Lebens. Er hat es ja gewußt, er hat ſich ja nie dagegen aufgelehnt. Er hat ſich doch im Grunde von je dazu bereit gefunden, der andere Teil zu ſein.

Daß dieſer Teil der größere iſt und bleibt, dafür hat er ſelbſt zu ſorgen, am meiſten durch Güte, am meiſten dadurch, daß er ſie nicht einengt, daß er ihr Leben nicht unterdrückt. Je mehr Freiheit er ihr läßt, um ſo öfter, um ſo liebreicher findet ſie den Weg zu ihm.

Ihre Liebe will er haben und halten — iſt das nicht mehr als all der kleine Ehrgeiz ſeiner Männlichkeit?

Er nimmt ihre Hand. „Meinen Wunſch kennſt Du. Und nun fragt es ſich, wie er ſich mit Deinen Wünſchen in Einklang bringen läßt.“ Sie fühlt die

Wandlung, er aber ist ganz in ihre Berührung versunken.

Leise streicht er ihre Haut. Wie rieselt es von ihrem Blut in seine Adern! Wie hat er sie lieb! Was ist all das, was er will, um was er streitet und sich müht, gegen diesen Blutstrom des Glücks. Dies ist sein Wollen, dies ist sein Schicksal. Dieses, dieses ist sein. Ist sie nicht sein Weib? Blüht sie nicht für ihn? Warten ihre Lippen nicht auf seinen Mund?

Sie sagt noch immer nichts. Sie denkt nur: Wie leicht gibst Du Dich auf! Nun ja, Kampf und Not ist nichts für Dich — aber ohne das ist auch kein Sieg, Bernd Godenrath!

Nun legst Du Dich wieder in Deine bequeme Ruhe und läßt alles gehen, wie es will. Oder wie ich will. Und das ist nicht gut. Nein, wahrlich, das ist nicht gut!

Jetzt brauch' ich bloß den kleinen Finger auszustrecken, und Du kniest vor mich hin. Du solltest doch wissen, so bin ich nicht zu gewinnen. Du solltest doch wissen, daß Du mich so nur von Dir treibst.

Und wieder steigt in ihr die Feindschaft auf, der Groll gegen den Mann, der sie in ein anderes Leben zog, und der sie nicht tragen konnte, nicht halten, nicht führen, nicht fortreißen und überwältigen.

Und ihr Groll wird immer ungerechter und wird unbillig bis zur Geringſchätzung.

Nein, Du biſt nicht der Mann für mich, Du biſt nicht mein Mann! Ein Irrtum biſt Du — warum es verſchleiern und umlügen! Gewiß, Du biſt weniger ſchuld daran als ich. Aber deshalb muß ich es ja auch ſchwerer büßen. Ich hab' mehr hingegeben und mehr verloren.

Du — Du wirſt Dein Gleichgewicht bald wieder haben. Du wirſt den Schmerz von Dir tun, mit Schmerzen kannſt Du Dich ja ſowieſo nicht befreunden. Und wirſt Leib und Seele in Wohlleben weiter pflegen. Und wirſt in Sanftmut gedeihen.

Und dennoch ſchreckt ſie vor dem Letzten zurück. Sie ſchickt ihre Blicke über ihn aus, daß ſie ſich alles ſuchen, was den Sinnen wohlgefällt.

Iſt er nicht gut anzuſehn? Wie klar iſt ſeine Stirn. Und die feinen Linien ſeiner Naſe, waren ſie nicht immer ihre Freude? Weiß ſie nichts mehr von ſeinen weichen Lippen, die ſo feſtzuhalten wiſſen in heißem Kuß? Und die Güte ſeiner reinen Augen —

Ja, er iſt gütig. Und hat mich lieb aus vollem Herzen. Und darum — iſt es nicht eine Art Frevel, daß ich mich ſo gegen ihn verhärte, daß ich ihn ſo herabziehe und ihn mir verleide?

Warum nehme ich ihn nicht, wie er ist? Das Leben hat uns nun doch zusammengeführt, und haben wir nicht genug des Gemeinsamen? Fordere ich nicht zu viel, bin ich nicht wirklich maßlos in meinem Verlangen? — unbescheiden oder gar überspannt, wie der Vater es andeutet?

Würde eine andere Frau sich auch so verschanzen gegen einen Mann, der aus Liebe und Zartheit für sie seinem Stolz ein Opfer abringt?

Haben sie nicht in Liebe zusammengelebt? Hat sie ihm nicht ein Kind geboren? Und wenn das Kind lebte, wäre es dann nicht selbstverständlich, daß sie in dem Kinde und durch das Kind sich einigten und ihr Leben zusammenfügten! In dem Kinde, das der Erbe von Eichhof wäre, und mit dem Eichhof auch für den Vater selbst eine größere Bedeutung gewönne, eine solche, daß er an Eichhof teilhaben dürfte und mitschaffen müßte auf seine Art.

Bernd an Eichhof teilhaben —! Das ist es. Das ist der Prüfstein. Und langsam gilt es zu prüfen mit schwerstem Bedacht.

Wenn das Kind lebte —! Aber es lebt nicht. Und daß es starb, war das ein Zufall bloß? Nicht eine Notwendigkeit? Da die Mutter ein Dasein führte, das kein volles Leben war und kein volles Leben geben konnte!

Und welche Frage erhebt ſich jetzt? Ehrlich will ich ſie ſtellen und ehrlich beantworten: Kann ich ihm ein neues Kind ſchenken? Mit dem „Ja“ oder „Nein“ iſt alles gelöſt.

Und nun packt ſie ein Schreck, und wieder kommt die Angſt vor der Entſcheidung. Daran, wie alle braven Frauen denken, will ſie ſich klammern. Zu dem Gewöhnlichen will ſie ſich retten.

Ein guter Mann, anſehnlich, höchſt ehrenhaft, reichen Geiſtes und voll innigen Gefühls und dazu — nun geht es nach unten — in ſehr glücklichen Vermögensverhältniſſen. Hier überläuft es ſie heiß und kalt und ſie fühlt eine quälende Scheu

Aber es gilt zu prüfen! Und nicht überſpannt zu werden! Und auf der Erde und in der Wirklichkeit zu bleiben.

Haben Mann und Frau nicht Gütergemeinſchaft? Und wenn die Frau für ihren beſonderen Beruf Anlagekapital braucht, wohlverſtanden ſolches, das ſich gut und ſicher verzinſt, iſt da überhaupt ein Wort darüber zu verlieren, daß der Mann dieſes Geld beiſteuert?

O, ſie weiß jetzt mit geſchäftlichen Dingen ſchon einigermaßen Beſcheid. Sie iſt imſtande, ſich für ſie den nüchternen Blick zu bewahren.

Und nüchtern weiter: Ist ihr Vater nicht immer sorgenvoller geworden in der letzten Zeit? Ist die Ernte bisher nicht mehr als mittelmäßig? Und sind die Aussichten für den Herbst nicht geradezu traurig? Hat nicht der Dammerower einpacken müssen? Und schwebt nicht jetzt auch über Settewitz der Hammer?

Und es gibt kein Geld auf dem Markt.

Das Selbstverständliche aber hat sie hier zu ihrer Seite. Und wenn sie Bernd lieb hat —

Sie fährt zusammen wie ins Herz getroffen. Das ist es ja! Wenn sie ihn lieb hat! Aber da ihr alle, alle diese Fragen kommen und sich häufen und türmen wie drohende Wolken, stellen sie sich nicht alle ein als Zeugen dafür, daß sie ihn nicht liebt!

Sie sieht ihn an, voll Bangigkeit, und schaudert unter dieser unbarmherzigen Erkenntnis.

Ihr Beben, ihre starrenden Augen stimmen ihn weicher noch. Und wieder streichelt er ihre Hand: „Willst Du mir nicht Deine Wünsche sagen?“

„Ich will hier bleiben.“ Durch ihre Worte, so fest sie sind, zieht eine Trauer.

„Doch nicht für immer?“

„Ja, Bernd.“

Er blickt sie an, erst flackernd und klagend und in ratloser Angst, dann zuversichtlicher und beruhigt und mit selbstgewisser Innigkeit. „Für immer —

was ist das für ein dummes Wort. Was wissen wir von immer? Nichts, als daß wir uns immer lieb haben, nicht wahr? Und alles andere wird sich finden. Warum beschweren wir uns so diese erste Stunde! Sei lieb, und so wird es gut für uns beide!"

Er lehnt den Kopf zu ihr hin, ganz der zärtliche, erwartungsfrohe Gatte. Aber dann stößt er auf einen Blick ihrer Augen, vor dem er zurückweicht. So tief ist ihr Grund, das Schicksal ist so.

„Bernd, wenn Du ruhig anhören willst, was ich Dir jetzt sage, dann wird Dir ein Licht aufgehen über uns beide." Sie spricht es milde, fast demütig.

„Was meinst Du?" fragt er, beruhigt durch ihren Ton.

„Also kurz und gut, wir brauchen hier eine neue Hypothek —"

„Das — nun ja" — schnell und glücklich leuchtet er auf — „das ist doch selbstverständlich, daß ich sie gebe! Warum weiß ich denn nicht längst von Euren Sorgen? Sind das nicht auch meine?" Er will sie an sich ziehn, sie hält ihn zurück. „Soll ich denn nicht endlich Deinen Mund haben!"

Sie blickt ihn an, groß und sehr traurig. „Sieh mal, Bernd, wenn ich jetzt zärtlich werden könnte, wär' alles gut."

„Das kannſt Du nicht?“

„Nein, jetzt am allerwenigſten.“

„Wie?“

„Ich würde ein Gefühl der Scham dabei haben.“

Er begreift ſie noch nicht gleich. Aber als ſie ſich aufrichtet in ihrer ſtarken Wahrhaftigkeit, kommt das Licht auch über ihn.

Er neigt den Kopf: „Oh — oh —“ und vergräbt ſich ganz in den großen Schmerz der Erkenntnis.

Sie will ihm die Hand reichen, aber dann bleibt ſie bewegungslos. Hier muß jeder ſein Geſchick auskämpfen. Hilfe verwirrt.

„So iſt es?“ ſpricht er heiſer. „Ja, dann — dann gibt es ja einfach keine Zuſammengehörigkeit zwiſchen uns, wenn Du — —“

Er ſagt es nicht zu Ende, aber er denkt es bitterlich aus: wenn Du je das Gefühl haben kannſt, Du verkaufſt Deine Küſſe — an mich, der ich Dein Mann bin! Du kaufſt die Hypothek für Deine Zärtlichkeit — von mir — Herrgott! von mir —! —

Ein Wahnſinn! Der Wahnſinn überfeinerter und verſtiegener Empfindung! Aber — ob nun überfeinert oder nicht, die Empfindung iſt da! Die Empfindung iſt da! Und was braucht es mehr.

Iſt damit nicht alles klar? Alles. Und alles iſt damit aus.

Er ſieht ſie noch einmal lange an, verſtört, verzehrend, und kommt in einen Taumel: Ja, iſt denn das alles wahr? Iſt das nicht ein irres Spiel verwilderter Träume? Oder ſitzt eine Krankheit mir im Hirn — oder ihr oder uns beiden ?

Und eine ganze Weile iſt er ganz dumpf und verſinkt tiefer und tiefer in leere Räume. Und hat alles vergeſſen, ſich und ſie, die Welt und das ganze Leben.

Dann aber, als er langſam wieder nach oben kommt und Urſula vor ſich ſieht, traurig, ſelbſt in Schmerzen, aber klar und feſt, da weiß er alles. Er nimmt es an ſich und nimmt ſich ſelbſt zuſammen, mit weher Kraft.

„Urſula, Du Wahrhaftige!“ ſo ſpricht er leiſe und gebeugt, aber geraden Sinnes, „nun wollen wir keine Worte mehr machen. Keinen zweiten Aufguß, der ſo fad iſt und ſo flau — nichts von Freundſchaft und Dank und Mitgefühl und ſolchen Dingen. Wir wollen uns freuen, daß wir aus einer Täuſchung herauskommen. Deine Hand hat uns geführt.“

Er nimmt ihre Hand und zieht ſie an die Lippen.

Sie ſteht vor ihm, blaß und ſtill. Ihr Atem geht ſchnell. Und immer noch ſpricht ſie kein Wort. Sie weiß, wenn ſie etwas ſagt, wird es darin zittern. Denn ſie iſt ihm ja gut, und ihr ganzes Mitleid regt ſich, den Schmerz von ihm, dem Guten, abzutun. Und darf ſie nicht ſeines Weſens ſich freuen, wie ſein ſtiller, feiner Stolz ſich jetzt erhebt? Davon flutet es über ſie hin, warm und zärtlich wie in den erſten Tagen ihres Beieinander, und faſt lockend kommt es, ein Vergeſſenwollen, ein Augenſchließen, ein Ausruhen in Wonne.

Aber gerade das Locken macht ſie ſtark. Dies iſt nicht die Wahrheit! Dies iſt nicht meines Lebens Inhalt, meines Lebens Stärke. Eine Täuſchung der Sinne, ein Weichmut des Herzens. Und haſt Du mir nicht eben gedankt, daß ich uns aus der Täuſchung herausgeführt habe?

Und nun darf ſie auch nicht ſprechen, denn die Worte würden jetzt hart ausfallen, grauſam gar, und ſie meint es doch gut mit Bernd. Nur daß die Wahrheit über ihnen bleiben ſoll!

Sie hält ſich ſchweigend. Aber in dem Händedruck, den ſie ihm gibt, iſt ein herzlicher Spruch zum Abſchied.

So ſagten ſich zwei gute, innige Menſchen, die ob ihrer Innerlichkeit nicht zuſammenbleiben konnten, Lebewohl.

Bernd nahm all das Aeußerliche, das nun kam, ganz auf ſich. Er ſuchte den Vater, erklärte ihm, daß er gleich wieder nach Berlin müſſe, und offenbarte ihm die Gründe, ſoweit er wollte und konnte. Es habe eine Auseinanderſetzung zwiſchen Urſula und ihm gegeben, ſie hätten ſich über ihr Leben nicht einigen können und ſich zur Trennung entſchloſſen.

Das kam alles in fliegender Haſt heraus, und nur in ſolcher Haſt konnte Bernd dieſe Ausſprache ertragen.

Vater Eich, noch von ſeinen chemiſchen Träumen umfangen, war ſo benommen, daß er nach den Ereigniſſen wie hilflos herumtaſtete.

Wenn Bernd heute noch den Zug erreichen wollte, mußte er ſchleunigſt fahren. Herr von Eich ließ anſpannen. Er fand ſich noch immer nicht in dem Geſchehenen zurecht.

Der Wagen, der Bernd vor ein paar Stunden geholt hatte, fuhr ihn zurück. Vor ein paar Stunden!

Urſula war in dem Zimmer geblieben. Sie hatte ſich feſtgehalten mit Gewalt, daß ſie nicht hinausging und durch Weichheit bittere Schmerzen ſchuf.

Der Abend hatte Regenwolken heraufgezogen. Ein mattes, leiſes, trauriges Nebeln gab Bernd das Geleite. Und Urſula dachte an Bernd und wie ihr Leben geweſen und dachte plötzlich an die Ernte und dachte an einen, der im Felde lag. Und wieder folgten ihre Gedanken dem Scheidenden. Und aus dem trüben Gerieſel des Abendregens lag es ihr immer im Ohr, wie der klagende Endreim eines franzöſiſchen Volksliedes, das Jochem einmal ſang: et l'amour meurt — et l'amour meurt. Aber das wußte ſie: ſie war ſich treu geblieben.

Schlimm ſtand es um den Weizen. Er wollte nicht reifen in dem naßkalten Sommer. Nun legten ihn ſchwere Regenſchauer nieder. Und als jetzt ſonniges Wetter ſich einfand, lagerte er und hielt die Aehren am Boden und im Dunkeln. Kein Wind kam, ihn wieder aufzurichten. So kränkelte das Korn, das kein Licht und keine Luft hatte, und der Roſt fraß an ihm.

Traurig war die Weizenernte.

Das lag Urſula jetzt mehr auf der Seele als der Abſchied von Bernd.

Mit dem Vater hatte ſie über die Trennung nur weniges geſprochen, in ihrer kurzen beſtimmten Weiſe. Er kannte ſein Kind, wie ſie alles auf des Meſſers Spitze ſtellen mußte, wie ſcharf ihre feine Empfindung, wie unerbittlich ſie trennte. Mit Einwendungen, Erwägungen und Beſänftigungen war hier nichts getan. Und mit Forſchen, mit Bohren und Wühlen wurde alles noch verſchlimmert. Nur

das Leben ſelbſt und die Jahre konnten hier das Schneidende abſtumpfen und mildern. Sein Alter aber glaubt an den Wandel und ſteht auch hier nicht vor Unverſöhnlichem und Unabwendbarem. So blieb es ruhig zwiſchen Vater und Tochter.

Auch hatte der Tag ſo viel Arbeit für ſie beide, wenn ſie zuſammenſaßen, waren ſie müde und freuten ſich der Stille.

Wenn Urſulas Gedanken Eichhof verließen, gingen ſie weit fort, über Länder und Meere.

Von Anſelm war ein langer Brief gekommen. Er ſchrieb aus einer Gehobenheit. In ſeinen Worten war ein Glück, ein karges, hartes, aber ein Glück.

Er ſchrieb, wie das Im-Felde-liegen, die Drangſal, die Entbehrungen, das Einſetzen aller Kräfte ihn fröhlicher mache, leichtgeſtimmter und leichtſinniger als er es je geweſen. Wie viel Freude er gefunden habe an Menſchen, wie viel Herrliches er geſehen habe von Mut und Hingebung, von Begeiſterung, von Kameradſchaft, von Hilfe und Treue. Er ſchrieb davon, wie man die Todesnähe als Gottesnähe fühle, was für reine und gute Gedanken einem kämen auf einſamer nächtiger Feldwacht. Und von dem Lande ſelbſt ſchrieb er, dem ſpröden, dem harten, dürren und dornigen, daß es etwas Seltſames habe, was einen feſthalte, wie es häß-

liche Menſchen gebe, die einen abſonderlich feſſeln. Etwas zum Liebgewinnen könne es haben. Und er habe ſchon daran gedacht, wenn der Friede geſchloſſen ſei, ob er ſich dann nicht hier als Farmer anſiedeln ſolle.

Das wirſt Du nicht tun, meinte Urſula ſehr beſtimmt. Denn ich will nicht, daß immer Tauſende von Meilen zwiſchen uns ſind. Hier will ich Dich haben! Aber ſonſt iſt es gut, daß Du die Schwingen brauchſt zu leichterem und freierem Flug.

Die frohe Stärke ſeines Briefes, den ſie wieder und wieder las, mehrte ihre Zuverſicht, daß in den ſchwerſten Gefahren das Glück bei ihm ſein werde. Und ſo wurde Anſelm, der im Felde lag, eigentlich das Licht in ihrem mühereichen und ſorgenvollen Leben.

Es galt nun doch, möglichſt bald die Hypothek zu beſchaffen. Denn es war vorauszuſehen, daß das Geld in nächſter Zeit immer teurer werden würde. Und des Landmanns Kredit mußte noch mehr leiden, wenn erſt die Folgen der ſchlechten Ernte noch greifbarer hervortraten.

Eine Zeitlang dauerte es, ehe Vater Eich, ſcheu wie er vor Empfindungen war, die Unbefangenheit gewonnen hatte, mit Urſula überhaupt wieder über dieſe Dinge zu ſprechen.

Und auch so geschah es behutsam, hier blieb etwas zwischen ihnen, und Ursula hat es lange beklagt, daß solche Trübung gerade in dieser Zeit sich einstellte, die noch einmal von der herrlichsten und reinsten Zusammengehörigkeit hätte erfüllt sein müssen. Denn so, anstatt zu trösten über das Schwere, was nun hereinbrach, warf sie darauf noch einen schmerzlicheren Schatten.

Eines Abends — Ursula hatte die Kartoffelernte beaufsichtigt und reckte sich müde im Lehnstuhl, der Tisch war zum Abendessen gedeckt, der Vater und Doria, die wieder im Laboratorium wirkten, ließen noch auf sich warten — da hörte sie von dorther einen dumpfen Knall. Und danach den Aufschrei einer weiblichen Stimme.

Ursula lief hinauf und stürzte in den Saal. Qualm füllte den Raum, ein widerlicher Dunst. Sie forschte nach dem Vater, er saß auf einem Stuhl, Doria stand neben ihm. Und jetzt sah sie, daß ihm das Blut über die Stirn rann. Sie lief zu ihm, unter ihr knirschten Glassplitter.

„Vater, was ist bloß?"

„Nichts, nichts Schlimmes," sagte er und seine Worte lächelten. Und dann hob er die linke Hand

und beſah ſie, die Finger waren zerriſſen, das Blut ſpritzte hoch auf.

Doria ſchnürte ſofort die Hand mit einem Tuche ab.

„Ich hol' den Arzt!“ rief Urſula.

„Erſt hilf mal! Beſorg Waſſer!“ befahl Doria. Sie nahm den Verbandkaſten, der bereit ſtand.

An der Hand war eine Arterie zerſchnitten, ſie mußte zuerſt beſorgt werden.

Doria, die ein gelernter Heilgehilfe war, machte einen Verband, der das Blut zum Stehen brachte. Urſula hatte ihr Dienſtreichung getan. „So,“ meinte Doria, „wenn Du jetzt nach dem Arzt fahren willſt —“

„Ach Kinder, was ſoll der Arzt,“ rief Vater Eich mit tiefer, urgeſunder Stimme, „wegen der kleinen Fleiſchriſſe. Doria kann das ebenſo gut.“

„Hoffentlich iſt nichts mit dem Kopf!“ Doria hatte hier ſchon das Blut abgewaſchen. „Da geht es tief. Und ich traue mich doch nicht ſo recht mit der Pinzette hier hinein.“

Urſula war ſchon an der Tür. „Ich will bleiben. Ewald ſoll den Doktor holen.“ Sie ging hinaus und ließ anſpannen.

Als sie zurückkam, holte Doria mit der Pinzette einen Glassplitter aus der Wunde. Vater Eich lachte dazu, denn es tat weh.

Ursula sah mit großen, geängsteten Augen auf sein Gesicht, das sich doch ein wenig verfärbt hatte. Jetzt mußte er auch mit leichtem Schwindel und einer Uebelkeit kämpfen. Aber er zwang das alles unter sich.

„Schade, Doria," sagte er, „hätte die Retorte den Druck ausgehalten, hätten wir's gehabt!"

Doria war ganz bei der Kopfwunde. „Ich möchte da doch nicht weiter suchen. Der Doktor muß das machen."

„Nun gut, dann wollen wir also zum Abendbrot."

Er ließ auch auf die Kopfwunde einen Notverband legen. Dann erhob er sich frisch. „Danke! Sie sind ein Allerweltskerl. Uebrigens —" Er deutete sehr besorgt auf Dorias Hals. „Sie haben da ja auch etwas —"

Gleichgültig griff sie mit der Hand dahin. „Ach, das ist ja nur eine Hautschramme." Und dabei lief ein Sonnenschein über ihre Mienen vor Freude, daß sie auch hierin mit ihm etwas teile.

Sie gingen nach unten. Herr von Eich aß ohne Appetit, aber er nahm so viel wie sonst unter

Urſulas forſchenden Blicken. „Sei doch froh, Kind! Daß alles ſo gut abgegangen iſt

Aber ihr Herz war ſchwer.

Nach drei Stunden kam der Arzt, Sanitätsrat Drews, der wie eine alte Bürſte ausſah und ein Kindergemüt hatte. Er war der Sohn eines Hafenmeiſters und ſpielte Handharmonika.

Er lobte Doria ſehr. Sie hätte durchaus das Richtige getan. Dann beſah er ſich die Kopfwunde. Doria, die er „Kollege“ nannte, mußte ihm beiſtehen. Er fand, daß ein kräftiger Glasſplitter ſich in den Schädelknochen eingekeilt hatte.

„Hm!“ ſagte der Sanitätsrat, und nochmals „hm!“ Das ging noch an, erſt wenn er es dreimal ſagte, war die Sache bedenklich.

„Er iſt leicht zu faſſen,“ fügte er beruhigend hinzu.

„Was er mit dem Geiſt der Medizin gemein hat!“ gab Herr von Eich ſcherzend darein.

Es gelang dem Arzt denn doch nicht ſo leicht, den Fremdkörper zu entfernen. Und Herrn von Eich wurde das Scherzen einigermaßen ſchwer gemacht. Aber dann ging alles gut. Und ſie atmeten auf

„So, Herr von Eich. Nun muß ich Sie der ſtrengen Obhut des Kollegen überlaſſen. Ruhe, beileibe

keine Erregungen, den Kopf gleichmäßig kühl halten. Sie wiſſen, ſo ein Schädel hat ſeine Mucken."

„Und nun erſt ein Eichſcher, was, Urſel?"

„Am liebſten wäre es mir, Sie blieben ein paar Tage feſt im Bett."

„Aber Herr Sanitätsrat —"

„Sie müſſen und ſollen ſich als krank betrachten. Sonſt halten Sie ſich doch Ihren Beruf nicht vom Leibe, und das müſſen Sie unter allen Umſtänden."

„Ich werde brav ſein."

Die Damen verſprachen, dafür zu ſorgen. Urſula nahm ſich den Arzt noch unter vier Augen vor.

„Schädelverletzungen, meine gnädige Frau, ſind und bleiben Schädelverletzungen. Ihr Herr Vater iſt ja durch und durch geſund, und wenn wir aufpaſſen, geſchieht ſicher nichts. Aber laſſen Sie ihn die Sache nicht leicht nehmen. Je ſchwerer, deſto beſſer."

Auf Urſula lag ein Dunkles. Und es wollte auch nicht weichen, als der Vater, nachdem er es einen Tag im Bett ausgehalten hatte, mit Genehmigung des Arztes, der nach vierundzwanzig Stunden wieder gekommen war, nun auf der Chaiſe und im Lehnſtuhl ſich ruhte.

Meiſt las Doria ihm vor, aus dem Nibelungenlied, von Thackeray oder ein Anderſenſches Märchen,

aber auch Urſula war viel bei ihm. Es zog ſie von der Arbeit immer wieder zum Vater.

Sein Befinden war ausgezeichnet. Ihn quälte nur der Müßiggang, der ihm aufgezwungen war. Sorgloſer wurden die Frauen, und er gab dann ſelbſt ſeiner Unruhe nach, die ihn zu Beſchäftigung drängte.

Vater Kasboom durfte zu kurzen Berichten ſich einfinden. Der Herr gab wieder dieſe und jene Anordnung. Und da alles das ohne Aufregung abging, wich allmählich auch der Doktor von ſeiner Strenge.

Wurde es nun aber doch der Anſpannung zu viel oder wirkten hier andere Schädigungen, in einer Nacht trat plötzlich eine Verſchlimmerung ein. Um Urſula nicht zu ängſtigen, verbarg der Vater ſeinen Zuſtand. Auch am Morgen, als ſich unerträgliche Kopfſchmerzen einſtellten, offenbarte er ſich immer noch nicht. Bis dann ein heftiges Fieber einſetzte und ihn verriet.

Urſula holte ſelbſt den Sanitätsrat, die Pferde mußten dran glauben.

Der Arzt tat, was er tun konnte. Er ſetzte Blutegel, ließ Eisumſchläge auflegen und kalte Sturzbäder machen. Der Zuſtand beſſerte ſich nicht.

Dann und wann zog über das Geſicht des Kranken das alte ſchalkhafte Lächeln, die Augen weiteten ſich zu einer großen, tiefen Güte, und ein Wort von ſanfter, ſchelmiſcher Ueberlegenheit kam über ſeine Lippen.

Aber ſchnell wurde es ſchlimmer. Er verlor das Bewußtſein und lag regungslos. Nur daß er einmal wimmernd mit den Händen nach dem kranken Kopfe griff.

Urſula blieb Tag und Nacht an ſeinem Lager. Sie hatte ſo wenig Hoffnung, die aber hielt ſie feſt an ſich und ließ ſie nicht von ihrer Seite.

„Vater — lieber — Du mußt doch bei mir bleiben! Sieh mal, jetzt hab' ich mich auch von Bernd losgeſagt — was ſollte ich anfangen, wenn ich nun ganz allein gelaſſen würde!“

Immer und immer lagen ihre Blicke auf ſeinen Augen, flehend und werbend, daß ſie ſich einmal auftun möchten. Dieſe Augen, die die tiefſten waren von der Welt, für die es nichts Dunkles, nichts Unbegreifliches gab und die darum ſo unendlich gütig waren und voll von ſo reinem Lachen.

Wenn ſie ſich nur einmal öffnen wollten! Dann mußte ja alles gut werden. Dann mußte das Leben ſie halten. Denn Beſſeres hatte das Leben nicht. Aber ſie blieben geſchloſſen.

die Nachtſtunden ſahen ſie bei den Büchern, mit denen ſie ſich jetzt ganz vertraut machen mußte. Nun gab es für ſie keine Mühe mehr, vor der ſie ſich ſcheute. Gerade mit dem Schwerſten und Unleidlichſten ſchloß ſie jetzt Freundſchaft.

Doria kam aus dem Laboratorium nicht heraus. Sie hatte ein Werk des Verſtorbenen zu beenden. Es gab Tage, wo die Frauen die Mahlzeiten allein einnahmen und ſich überhaupt nicht ſahen.

An einem Abend fand ſich Onkel Volko ein. Urſula hatte ſich mit einem betrügeriſchen Viehhändler zornig auseinandergeſetzt. Es war die erſte gewöhnliche Gemütsregung ſeit jenen geweihten Tagen. Faſt hatte ſie ſich gefreut, daß ihr ſo die Adern ſchlugen. Die Bewegung hatte ihr gut getan.

Sie ſetzte ſich zum Abendbrot, auch geſellte ſich heute Doria als rechtzeitiger Tiſchgaſt zu ihr. Da kam Onkel Volko als ſpäter Beſuch.

Er machte keine Worte. Ein Händedruck ſagte alles. Seine Erſchütterung fühlte man wohl.

Er war älter, ſtiller und auch ruhebedürftiger geworden.

Einen Auftrag hatte er auszurichten, von Jochem, der ſeine ehrliche Teilnahme bekundete. Sie beide hatten zu ſpät die Nachricht erhalten, beide waren ſie in Berlin zuſammengetroffen. Jochem war noch

da, er beſorgte ſich Kuliſſen für ſein Singſpiel, das er gedichtet und komponiert hatte. Im Schloß von Rotenmoor war ein Saal zum Theater umgebaut. Hier ſollte es aufgeführt werden. Auch eine beſondere Truppe wollte der Dichterkomponiſt ſich mitbringen.

Das hörten die Frauen mit Kopfſchütteln, und Onkel Bolko wackelte vernehmlich mit den Ohren. Aber ſie kamen damit auf andere Gedanken.

„Wie lange macht er's noch?“ fragte Urſula.

„Er hat wieder ſchwere Gelder aufgetrieben. Wie er das fertig bringt in unſeren Zeitläuften und bei ſeiner Wirtſchaft — das wiſſen die Himmliſchen!“

Urſula mußte an die Hypothek für Eichhof denken. Und Doria ſprach jetzt ein geſchäftliches Wort. „Sie wiſſen doch mit Patenten Beſcheid, Herr von Marveldt?“

„Das kann ich wohl von mir ſagen.“

„Und wie lange werden Sie in erreichbarer Nähe bleiben?“

„Das kann er nicht von ſich ſagen,“ meinte Urſula.

„Nun, wenn Sie mir nur auf den Weg helfen wollen,“ bat ihn Doria. Und er ſicherte ihr ſeine freudige Bereitſchaft zu.

Sie erklärte ihm, um was es sich handele. Das neue, von Herrn von Eich gefundene Verfahren, die Rübenabwässer zu zersetzen und so als Dungmittel zu gewinnen, sollte patentiert werden.

Onkel Volko wollte selbst sofort die einleitenden Schritte tun. Der Gegenstand begeisterte ihn. Seine Phantasie schwang sich in Höhen und sah goldene Berge.

Dann fragte ihn Ursula nach Anselm. Er wußte von ihm weniger als sie.

Von Bernd, der, wie Ursula erfahren hatte, seit Wochen in Wisby sich aufhielt, kam am nächsten Tage ein Brief für sie an.

Es war ein echter Schmerz in seinen Worten, ein Verschwiegenes und Verhülltes lag über ihnen, das tat Ursula wohl. Und sie fühlte aus allem, wie nahe ihm der Geschiedene gestanden hatte.

Aber es sprach noch mehr aus dem Brief: eine stille Zusammengehörigkeit mit ihr, ein Selbstverständliches, das nicht untergehen konnte. Und davor saß sie lange und sann und träumte und fragte sich.

Hier ist eine Hand, die immer wartet, immer auf ein Zeichen, daß sie sich nach mir ausstrecken darf. Und doch ist sie so zart, sich nicht darzubieten, obwohl sie mich in der Verlassenheit weiß.

Aber hab' ich jemals nach ihr ausgeblickt? Nein, das hab' ich nicht. Nicht so, daß ich sie fassen wollte und mich von ihr stützen lassen, nicht so, daß ich nach ihrer Hilfe rief oder auch nur an ihre Hilfe glaubte.

Einmal, ja — gleich nach dem Erlöschen, als damals der Boden unter ihren Füßen versank, nicht nach ihm hatte sie sich gesehnt, nicht an ihn sich klammern wollen — aber eine jähe Frage hatte sie durchzuckt, die Frage des Unglücks: Was hab' ich verschuldet? Womit habe ich diese furchtbare Verlassenheit verdient? Ist das dafür, daß ich ihn, der es nach seinem besten Wollen gut mit mir meinte, so von mir gestoßen habe? Aber das war wie ein Blitz — grell, unruhig im Zickzack — und verschwand wie ein Blitz.

Und was bleibt, ist: daß ich damals, als wir voneinander gingen, wahrhaftig gehandelt habe!

Darum, Bernd, müssen wir jetzt auch volle Klarheit in unser Leben bringen. Es wird Peinliches und Kränkendes dabei sein. Davon, daß sich die Oeffentlichkeit mit unserer Sache befassen muß, bleibt sie nicht reinlich.

Aber da wir schon aus der Halbheit herausmußten, jeder Rest, der jetzt bliebe, ist noch schlimmer als Halbheit. Ganz restlos muß es aufgehen. Und

darum muß unſere Ehe geſchieden werden, es gibt nichts anderes.

So werd' ich Dir ſchreiben. Nenn' mich nicht hart und roh, daß das die Antwort iſt auf dieſen Deinen Brief. Oder nenn' mich auch ſo, vielleicht bin ich es wirklich. Aber das ſollſt Du mir glauben, daß ich ehrlich zu Werke gehe.

Urſula, die Beſitzerin von Eichhof, iſt ſchonungslos wie gegen ſich ſo gegen die anderen. Immer härter wird ihre Hand, immer feſter ihr Sinn. Ihre Kraft und ihr Leben iſt Arbeit. Ehe der Morgen graut, beginnt ihr Tagewerk. Und die Nacht ſetzt ihm kein Ende.

Ihr Geſicht hat ſcharfe und alte Züge bekommen. Aber deſſen freut ſie ſich faſt.

Sie hat ſich jetzt wirklich zur Leitung des ganzen Betriebes durchgerungen. Sie iſt der Bücher Herr geworden, daß ſie ihr nun dienen und raten. Nichts iſt mehr in der Wirtſchaft, was ihr verborgen bleibt, nichts, was ſie nicht überblickt, alle Fäden vereinigen ſich in ihrer Hand.

Nicht eben erfreulich iſt der Ueberblick. Die letzten Ernten haben allzuſehr verſagt. Und das Laboratorium iſt auch wohl nicht ohne Schuld geweſen. Dorias weitere Wirkſamkeit betrachtet ſie

mit unverhohlenem Mißtrauen und Uebelwollen. Für Onkel Bolkos Träume hat sie nur ein Lächeln.

Das Erste und Nötigste ist, daß die Hypothek beschafft werden muß. Sofort macht sie sich selbst auf die Geldsuche. Aber hier gibt es Absagen und Enttäuschungen über Enttäuschungen. Sie will nicht mehr zahlen als viereinhalb Prozent. Es werden fünf und fünfeinhalb gefordert.

Onkel Bolko bietet mit Feuereifer auch hier seine Vermittlung an. Aber sie traut ihm nicht die nötige Hartnäckigkeit zu. Und dann hat sie auch den Ehrgeiz, dieses erste große Geschäft allein zu machen.

Aber sie bekommt das Geld nicht zu ihrem Preise. Und wie sie hört, daß es von Tag zu Tag teurer wird, will sie nun doch mit der Landbank abschließen, die fünf vom Hundert wollte. Jetzt aber werden ihr schon fünfeinviertel abgefordert.

Darauf geht sie nicht ein, zornig sucht sie weiter, und nun erweist der Zufall sich ihr wohlgesinnt. Dammerow, das Nachbargut, ist an den alten Grafen Saß verkauft. Er hat eine ganze Reihe Güter in der Provinz und ist gerade auf einer Inspektionsreise begriffen.

Ursula läßt ihre letzten Rüben einmieten. Da kommt er mit seiner Begleitung über die Grenze und stellt sich als neuer Nachbar vor.

Er iſt gewiß der längſte und dünnſte Mann der Welt. Aus ſieht er wie ein magenleidender Amerikaner, aber ſeine Augen ſind geſund, offen und ſehr unverdroſſen. Er gilt als unheimlicher Rechenkünſtler, und iſt doch auch wieder Liebhabereien ganz unbekümmert zugetan.

Urſula findet etwas an ihm, was ihr gefällt. So entſpinnt ſich zwiſchen beiden ein belebtes Geſpräch über landwirtſchaftliche Dinge. Der Graf ſieht mit Achtung und Teilnahme auf die junge, ſichere und tapfere Gutsherrin. Und ſie, mit der richtigen geſchäftlichen Witterung, die ihr allmählich aufgegangen iſt, fragt ihn um Rat in ihrer Hypothekenangelegenheit.

„Ja, meine gnädige Frau, unter fünf Prozent werden Sie ſchwerlich Geld bekommen. Uebrigens“ — er ſieht nach der Uhr — „ja, den Zug erreich' ich nun doch nicht mehr — wenn Sie das Vertrauen zu mir haben, mir einen Einblick in die Verhältniſſe Ihres Gutes zu gewähren —“

Das Vertrauen hat ſie, und ſie bittet ihn ganz einfach, die Bücher zu prüfen. Untermegs muſtern ſeine Blicke, denen nichts entgeht, die Kultur des Landes, und er ſcheut ſich nicht, ihr ſein Lob zu ſpenden.

Als er die Bücher durchgesehen hat — gespannt hängt Ursula an seinem Munde — da erklärt er: „Ja, meine gnädige Frau, ich kann und will Ihnen selbst das Geld geben. Zu fünf Prozent."

„Viereinhalb, hab' ich gedacht," spricht sie kampfesmutig. „Das Geld wird ja doch bald wieder billiger werden. Und eine Hypothek ist doch nicht bloß für heute."

Er lächelt. „Konjunkturen sind nun einmal Konjunkturen. Uebrigens dürfen Sie auch nicht vergessen, daß Sie mit dieser dritten Hypothek nun wirklich bis an die Grenze des Erlaubten gehen."

Er hat jetzt ein ganz ledernes und herzloses Yankeegesicht. Sie wirft sich heftig in die Brust: „Gestatten Sie gütigst! Das kann ich nun doch ganz und gar nicht zugeben —"

„Meine Gnädigste, Ihre Kalkulation in Ehren! Aber sie läßt Unvorgesehenes außer acht, Preisstürze, Unglücksfälle und so weiter. Bei gesundem Betrieb dürfen Sie jedenfalls Ihr Gut nicht weiter belasten."

Jetzt hat er wieder einen menschenfreundlichen Ton, aber sie ergibt sich nicht.

„Vierdreiviertel!" fordert sie. Sie kämpft einen guten Kampf, und ihre Augen funkeln.

Jetzt macht er ein Gesicht dazu wie zu einem guten Spaß. Dann überlegt er, und dabei kommt etwas in seinen Blick, was ganz nach Habgier, nach leidenschaftlichem Landhunger aussieht. Aber es ist nur ein Zucken und ist gleich vorüber. Und dann — was geht sie und ihr Eichhof anderer Leute Landhunger an?

Und wieder lächelt er auf den regen und tapferen Handelsgeist der kleinen Frau herab. Und sie werden einig.

Ursula war nicht wenig stolz auf ihren geschäftlichen Sieg. Für Dorias und Onkel Volkos anhaltende Bemühungen um das Rübenabwässerzersetzungsmittel hatte sie nur Zweifel und Achselzucken. So viel war allerdings jetzt erreicht, daß ein Patent das Verfahren schützte. Auch hatten sich einige Fabriken zu Versuchen bereit erklärt. Im übrigen schien außer den beiden sich niemand für die Entdeckung zu erwärmen. Und für Ursula war sie im Grunde nur eine Quelle der traurigsten und quälendsten Gedanken.

Eines Morgens, die Gutsherrin hatte sich gerade ihren Aerger geholt, diesmal von der neuen Zentrifugalmaschine, die nicht gut tun wollte, kam Doria reisefertig nach unten.

„Nun, Doria? Willſt Du verreiſen, in der Patentangelegenheit?“

„Urſula, ich will fort.“

„Was heißt das?“

„Ich will ganz fort von hier.“

„Ganz fort — und ſo plötzlich — und ohne mir vorher ein Wort zu ſagen —“

„Wir ſind beide keine Freunde von langen Auseinanderſetzungen. Ich kann hier nun einmal nicht bleiben. Ich kann nicht.“ In ihren Augen iſt etwas Erloſchenes. „Ich habe die Arbeit zu Ende geführt. Das wollte ich noch und mußte ich noch. Und nun muß ich fort.“

Sie wiſſen beide genau, daß die Eiferſucht auf den Toten zwiſchen ihnen ſteht, ſie ſind ehrlich und ſtark genug, ſich und einander nicht zu betrügen. Und weil ſie beide wahrhaft ſind und jede ihr Gefühl hochhält, darum muß es bei der Scheidung bleiben.

Sie haben ſich Gutes zu ſagen zum Abſchied, Freundſchaftliches und Dankbares.

Doria will zu ihrem Bruder fahren, dem Profeſſor. Mit kräftigem Händedruck ſagen ſich die beiden Frauen Lebewohl fürs Leben.

Lange ſieht Urſula dem Wagen nach. Wieder etwas, was ſich loslöſt von meinem Daſein. Am

Tage vorher war auch Onkel Bolko fortgeweht auf unbeſtimmte Zeit.

Nun bin ich bald ganz allein. Alle fallen ſie von mir ab. Und was mich nicht verläßt, das ſtoße ich von mir. Jetzt hab' ich nichts mehr als Dich, Anſelm. Aber Du biſt weit, ſo weit, und kein Lebenszeichen hab' ich von Dir ſeit langen, langen Tagen.

Da kommt die Angſt über ſie und packt ſie an, daß ſie aufſtöhnt vor Pein. Und wie die Angſt ſich gelegt hat, friert ihr das Herz.

38.

Dies wurde ein harter Winter für Urſula von Eich, hart in Arbeit, hart durch ſchwere Bedrängnis, durch Einſamkeit und Seelennot.

Sie hatte dem Jahresabſchluß mit vollem Vertrauen entgegengeſehen. Jetzt aber trafen ſie Fehlſchläge über Fehlſchläge und Unglück über Unglück.

Die Ernte war ſchlecht geweſen, aber bisher hatten die Kornpreiſe ſich wenigſtens in leidlicher Höhe gehalten. Ganz plötzlich — der Himmel und der Zwiſchenhandel wußten warum — fielen ſie unheimlich und blieben in der Tiefe und wollten nicht wieder herauf.

Urſula tat zuerſt, was alle taten, denen die Not nicht auf die Finger brannte, ſie ließ lagern und wartete auf beſſere Zeiten. Aber da dieſe nicht kommen wollten — was anfangen? Die Hypothekenzinſen mußten bezahlt werden, die Rechnungen trafen ein für neue Maſchinen, für Ausbeſſerungen der Gebäude, für künſtlichen Dünger, Steuern und

Verſicherungsbeiträge waren fällig, die Beamten und Dienſtleute wollten ihren Lohn.

Urſula mußte nun doch ihr Korn für den jammervollen Preis losſchlagen. Ein ſchwacher Troſt war es, daß der Wollmarkt ein freundliches Geſicht zeigte, daß die Kartoffeln lohnten und daß Eichhof in der Lage war, Stroh abzugeben. An dem ganzen Bilde ward dadurch nichts geändert.

Langſam erholte ſie ſich von dieſem Schlag. An den jungen Kälbern hatte ſie ihre Freude. Sie hatte die Eichhofer Zucht mit ſchottiſchem Blut aufgefriſcht, der Verſuch ſchien trefflich gelungen zu ſein.

Dann atmete ſie wieder freier, und höher trug ſie den Kopf. Und in die dunklen Stunden nach der Arbeit, die ſo ſehr unter der Verlaſſenheit litten, kam ein Lichtſchimmer.

Trübe und ſchwer ſind dieſe Winterabende. Und was von dem Erlebten und Vergangenen ſich hier einfindet, hat etwas klagend Schattenhaftes. Da muß man ſchon ſtark ſein, daß man nicht verzagt und der Zukunft treu bleibt.

Und in dieſen Stunden, da die Sorge um Eichhof ermüdet iſt und ihre Ruhe ſucht, preßt ſich um ſo ſchwerer die Not um Anſelm, ihren Einzigen, an ſie. Noch immer weiß ſie nichts von ihm. Wieder bringt die Zeitung Nachrichten vom Kriegsſchauplatz. Jeden

Tag ſucht ſie nach ihnen mit fiebernder Hand und ſtockendem Herzen.

Die Mahlzeiten nimmt ſie allein. Niemand iſt in ihrer Nähe, mit dem ſie ein Freundſchaftliches verbindet. Ihr Verkehr mit dem alten Inſpektor iſt Arbeit und bleibt in der Arbeit. Die Einſamkeit aber macht ſie immer bitterer, ſpröder und ferner.

Früher hat ſie mit den Leuten Fühlung gehabt, hat nach ihrem Leben ſich umgetan, iſt mit den Kindern freundlich geweſen, hat mit den alten Leuten ſich in der guten alten Zeit ergangen. Für alles das fehlt ihr heute die Muße und jeglicher Trieb. Nicht zum Nutzen ihres Eichhofs, denn ſo wie es früher war, ließen die Leute ſich lenken und halten. Heute aber zeigt ſich genug der Unzufriedenheit und der Veränderungsſucht. Doch ſie kann ſich nicht zwingen, nicht zu Empfindungen, nicht zu Worten.

Und das Ungemach greift weiter. Heute läuft ein eingeſchriebener Brief vom Aufſichtsrat der Zuckerfabrik ein, an der auch ſie beteiligt iſt. Große Veruntreuungen ſeien aufgedeckt, der ſchuldige Direktor habe Hand an ſich gelegt. Nun ſei es Sache der Geſellſchafter, die Verhältniſſe zu ſanieren. Eine außerordentliche Generalverſammlung ſolle in acht Tagen ſtattfinden.

Das heißt alſo, ſtatt der Dividende, auf die ſie ſchon ſtark gerechnet und die ſie bereits in Anſchlag gebracht hat, muß ſie jetzt ſelbſt in den Säckel greifen. Und wie traurig ſieht es darin aus!

Nun will die Verzagtheit wieder die Oberhand gewinnen, aber wacker hält ſie ihr ſtand. Und wenn der eine Gedanke ſie anfechten möchte: warum haſt Du Dir ſelbſt den Kampf ſo erſchwert, warum mußteſt Du die Hand zurückſtoßen, die Dir helfen wollte, wie könnteſt Du jetzt hier thronen in Herrlichkeit — dann hob ſie ſich auf und wehrte ſich: nein, ſo wie ich Eichhof habe, in Not und Schmerzen, durch mich und treu mir ſelbſt, ſo will ich es haben und halten. Nicht in der Herrlichkeit, für die ich mich hätte zwingen und von mir hätte abfallen müſſen.

So oft ſie von Zwangsverſteigerungen lieſt, von Beſitzern, die ſich vom Hofe hatten vertreiben laſſen, dann fragt ſie ſich: wie iſt das möglich? Von ſeinem Hofe ſich vertreiben laſſen — wie kann man das?

Wenn die dunkelſten Stunden ihr ſelbſt eine ſolche Wendung nahe rücken, dann findet ſie für ſich die Gewißheit: lebendig bringen ſie mich nicht von meinem Eichhof fort! Und ſie denkt an ihren See

im Walde als den guten Freund, auf den man sich jederzeit verlassen kann.

Nun kommt auch endlich, mit so viel Schmerzen erkauft, die Nachricht von Anselm. Sie hält seinen Brief in der Hand und denkt nicht daran, ihn zu öffnen, und will gar nicht wissen, was darin steht. So glücklich ist sie, daß sie von ihm etwas bei sich hat.

Nach einer Weile erst liest sie. Er hat von ihr gehört, daß sie sich von Bernd getrennt hat und daß der Vater gestorben ist. Er schreibt nur vom Vater, und er darf alles schreiben, was er fühlt und denkt, er ist der einzige, mit dem sie über den Toten reden kann. Er hat den Vater lieb gehabt, er hat ihn verstanden, und der Verlust hat ihn schwer getroffen, mit einem zornigen Schmerz. „Man hat sich im Felde gewöhnt, vom Tode leichter zu denken, lichter möchte ich sagen und freundschaftlicher. Hier aber stehe ich vor etwas Dunklem, Bösem und unfaßbar Feindseligem. Und Du — immer muß ich an Dich denken und wie Dein Leben jetzt aussieht."

Dann berichtet er auch von sich selbst, daß er ein paar Patrouillenritte hinter sich habe, daß es jetzt Pulver zu riechen gebe. Und aus jedem seiner Worte fühlt man, mit welch starker Freudigkeit er Feldsoldat ist.

Die Nachrichten ſind gut, ſo gut wie Kriegsnachrichten nur ſein können. Und Urſula lieſt ſie mit gehobenem Vertrauen. Aber ein wehes Gefühl flicht ſich hinein.

Anſelm — nun biſt Du noch aufrechter, noch eigener und ſicherer geworden. Von dem Jungen haſt Du jetzt nicht mehr viel. Und doch wollte ich, Du brauchteſt mich und wäreſt auf mich angewieſen. So aber haſt Du Dich immer mehr von mir losgelöſt, wie ſich alles von mir loslöſt.

Schriebſt Du nicht, daß Du das Land, um das Ihr kämpft, geradezu lieb gewinnſt und Dir dort gern eine Farm kaufen möchteſt? Nun, warum auch nicht! Und es ſoll mich nicht wundern, wenn ich auch Dich verliere. Und Dich nie wiederſehe.

Sie hüllt ſich in einen trotzigen Schmerz. Aber das Weiche, das Zarte und Zärtliche kommt doch auch wieder über ſie. Und zu ſolchen Zeiten ſagt ſie: mich friert, ſo um den Nacken friert es mich. Ich glaub', mir fehlen doch zwei Arme, die mich lieb haben.

Jetzt taucht auch Onkel Bolko wieder auf, und er bläſt Viktoria. Zwei landwirtſchaftliche Verſuchsanſtalten haben das Zerſetzungsmittel erprobt, beide ſind höchſt befriedigt.

Urſula hört es kaum. Ihre Gedanken ſind bei den Winterſaaten. Bisher hat mildes Wetter geherrſcht, jetzt iſt ſcharfer Froſt eingetreten. Und dabei liegt kein Körnchen Schnee. Wenn das ſo weiter geht, kann man ſich auf etwas gefaßt machen.

Und als ob ſie noch nicht genug mit Kümmernis beladen ſei — jetzt regt ſich der eine Hypothekengläubiger, der Herr Kommerzienrat und Kohlenhändler aus Stettin, er verlangt fünf Prozent für ſeine Hypothek. Wenn ihm die nicht gewährt werden, müſſe er kündigen.

Urſula fragt mit einem lachenden Grimm: Was kommt nun? Was wird jetzt das Nächſte ſein?

Ihr junger Nacken, um den es ſie friert, bleibt ungebeugt. Doch ſie braucht all ihren Mut und ihre Kraft, denn ihr Leidensweg iſt noch nicht zu Ende.

Vor zwei Jahren hat ſich einmal unter dem Schweinebeſtand von Eichhof, der in der ganzen Gegend berühmt iſt — alte Berkſhire-Zucht — die Schweineſeuche gezeigt. Sie iſt damals ſorgſam bekämpft worden und ſchnell erloſchen. Sind einzelne Tiere nun doch Träger des Anſteckungsſtoffes geblieben — ganz plötzlich ſtürmt die Krankheit jetzt nach Jahren wieder los und gewinnt allen Mitteln

zum Trotze eine furchtbare Ausdehnung. Der Bestand ist so gut wie vernichtet.

Ursula gibt sich mit halben Maßregeln nicht ab. Die Desinfektion des Stalles genügt ihr nicht. Sie läßt ihn vollständig niederreißen, den Bauschutt und die alten Steine sorgfältig entfernen und ein neues Gebäude aufführen. Natürlich deckt die Versicherung nur den geringsten Teil dieses Schadens. Und Ursula weiß, daß ihre Mittel jetzt erschöpft sind. Aber was sie tut, tut sie ganz.

In den schlimmen Abendstunden fällt dann wieder die Unglücksfrage über sie her: Was hab' ich verbrochen? All ihren Ernst, all ihre Stärke und ihren Stolz muß sie zusammennehmen, um die freie Höhe zu halten: was ich getan habe, ich würde es wieder tun! Was ich gewählt habe, ich will es auch heute noch! Mein Dasein für mich!

Aber einen Menschen muß sie haben. Daß sie nicht ertrinkt in dieser entsetzlichen Einsamkeit. Und wie ein Ertrinkender klammert sie sich an Onkel Bolko, der sie eines Abends besucht.

„Ich will nicht, daß Du so meuchlings wieder verschwindest! Du sollst es wenigstens vorher sagen! Und zunächst einmal sollst Du hier bleiben! Ich habe viel und oft mit Dir zu reden! Ich will es nicht, daß Du so heimlich auskneifst."

Das ist gewiß kein wehleidiges Bitten, ein schmerzliches Fordern ist es. Und sie schüttelt den alten kleinen Herrn, daß ihm die Zähne klappern und der Atem vergeht. Er aber erkennt ihre ganze Bedrängnis, und da er sie lieb hat, bändigt er sein vom Alter sowieso beschwertes Abenteurerblut und bleibt.

Nun haben die beiden hie und da auch ein Plauderstündchen zwischen den Schlachten. So bekommt Ursula auch wieder mehr von Rotenmoor zu hören, von Jochem und seinem verschäumenden Leben. „Er verblutet sich mit Genuß," hat Anselm gesagt. Wieder hat Jochem Land verkauft, diesmal zu einem Spottpreis. Nun hat das alte herrliche Rotenmoor bald ein Drittel eingebüßt. Ursula faßt ein Jammer an.

Jochem spielt jetzt Theater. Im Schlosse haust eine Komödiantentruppe. Abwechselnd führen sie Jochems Stücke auf und feiern Orgien. Dabei kann sich Jochem in ein Flagellantentum stürzen — doch so, daß eine weibliche Hand die Geißel schwingt. Dann aber packt ihn auch wieder der richtige Weltekel, er vergräbt sich in seine Mönchsklause und bleibt tagelang allein mit seinen Meßgewändern und Saiteninstrumenten. „Ein gemischter Aufguß von Nero und Karl dem Fünften," sagt der Onkel.

„Und ist es jetzt nicht wirklich Zeit, nach dem Kreisphysikus zu schicken?“ fragt Ursula entschlossen. „Wollen wir jetzt nicht wirklich mal ernsthaft an Anselm denken? Und zu retten suchen, was noch zu retten ist?“

Onkel Bolkos Gesicht ist kummervoll. „Wie viel hab' ich daran gedacht! Was für Rechtskundige und Sachverständige hab' ich gefragt. Ehe er nicht mordet und sengt und brennt, läßt das Gesetz uns nicht an ihn 'ran. Und im übrigen — ich glaube, wir kämen heute auch zu spät. Anselm würde sich wohl hüten, jetzt noch Rotenmoor zu übernehmen. Es ist kaum mehr zu halten.“

„Anselm würde es halten. Und nie und nimmer läßt er es in andere Hände, darauf kannst Du Dich verlassen!“

Aber näher als dieser vorausgesetzte Kampf Anselms um Rotenmoor liegt ihr der eigene um ihr Eichhof, der wirklich ist, furchtbar wirklich, und dessen Ausgang anfängt ganz zweifelhaft zu werden. Darüber ist sie sich völlig klar. Aber die eine Gewißheit hat sie, daß dieser Kampf ein Kampf um ihr eigenes Leben ist. Diese Sicherheit, tödlich und groß, ist ihre Macht, ein Unerbittliches und gerade darum ein Trost und ein Halt

Jetzt, nach Weihnachten, wo die ſtrengſte Kälte einſetzte, war auch Schnee gefallen. Die Saaten waren, wie Onkel Bolko ſcherzte, noch mit einem blauen Auge davongekommen.

Und dann ging es an die Frühjahrsbeſtellung. Gut mußte das Jahr werden, ſonſt war ſie verloren — das wußte Urſula, und mit harten, klaren Augen blickte ſie auf das, was wurde.

Der Schnee hatte ſeine Pflicht erfüllt. Die Saaten waren friſch und lebensfähig. Der Roggen am verheißungsvollſten, von ihm mußte auch das Heil kommen.

Und die Frühjahrsmonate waren günſtig, ſie brachten langſam ſteigende Wärme und die rechte Miſchung von Regen und Sonnenſchein.

Aber dann blieb die Sonne Alleinherrſcherin. Sie wollte nachholen, was ſie in den beiden letzten Jahren verſäumt hatte, und das war vom Uebel.

Das Gras wollte nicht wachſen, mit der Sonne hatte ſich ein trockner Wind verbündet, die Wieſen verkümmerten. Das Geſpenſt der Futternot ging um. Und das Korn, all das viele Korn, wurde ſaft- und kraftlos und trauerte ſo hin.

Dann wurde es dem Winde ſelbſt der Glut zu viel. Der Atem ging ihm aus, man konnte hören, wie er verröchelte.

Und nun dieſe ſengende, brütende Stille. Ueber der Erde kocht die Luft in zitternden Stößen. Am Himmel ſtarrt die Sonne gelb und fahl in giftigem Haß. Der Himmel ſelbſt iſt wie geſchmolzenes Blei, am Rande fallen Tropfen von glühendem Metall, weiße Flammen zucken und flackern.

Mittagsruhe — ſie iſt wie der Tod in der Wüſte.

Urſula ſtiert mit dumpfen Augen über ihr verbrennendes Land. Nun iſt es vorbei: dies iſt das Ende. Ein Verſchmachten iſt das Ende.

Sie legt ſich betäubt auf ihr Ruhebett. Auch ins Zimmer wälzt die weißglühende Luft ihren freſſenden Staub. Er ätzt ſich in die Augen, in die Lunge, das Leben tut weh.

Und Urſula ſehnt ſich nach Schmerzloſigkeit. Ihr iſt es, als habe ſie einen reichlichen Becher voll Ungemach und Qual zu leeren gehabt. Jetzt iſt es ihr genug.

Sie ſchließt die gequälten Augen. Nichts von Arbeit will ſie wiſſen, ſie will nichts denken, nur Ruhe, Ruhe möchte ſie.

So liegt ſie und dämmert. Und ſie fürchtet ſich, wieder herauszukommen aus dieſem Schattenland. Sie fürchtet das Licht und die unbarmherzige Sonne. Sie wühlt ſich tiefer in Dumpfheit und ein mattes Hinſterben.

Dies alſo iſt der Ausgang. So iſt der Abſchied. Aus der ſchleichenden Mattigkeit trägt es ſie nun doch empor über die Dinge, daß ſie ihren ganzen Lebensweg überſchaut. Er war nur kurz, aber er war reich, denn er führte durch viel Glück und durch große Mühſal.

Keine Klage kommt ihr, kein Zorn, kein Unmut. Und doch — auf die Frage: möchteſt du noch einmal wieder von vorne anfangen, hat ſie jetzt ein abwehrendes Nein. Es iſt ſchon gut ſo, daß ich in der Müdigkeit gelandet bin und nichts mehr will, als ohne Willen ſein.

Aber noch einmal leuchten die Höhen ihres Lebens vor ihr auf: mit Anſelm beginnt es, mit Anſelm geht es aus. Ihre Kinderſpiele, die Kämpfe ihrer Jugendzeit, all die lieben Qualen und ſüßen Wunden, und dann das ſtolze, ſpröde Sichverlieren und die Schauer eines geahnten und erſehnten Sichwiederfindens.

Dann die Liebe zu ihrem Land, von der ſie glaubte, daß ſie nicht mehr wachſen könne — und doch iſt ſie gewachſen, unter all der Not, wie große Gefühle vom Schmerz geſegnet werden.

Und jetzt iſt dieſes ihr Land verwünſcht, die Sonne hat es verflucht. Alle Liebe muß ſich ver-

hüllen und verſtecken und muß die Augen ſchließen und darf nichts fühlen — nichts fühlen —

Da — durch die geſchloſſenen Wimpern hindurch — Urſula ſpürt, daß ein leiſer Schatten durch das Zimmer ſich taſtet — iſt etwas mit der Sonne — zieht eine Wolke herauf? Kündet die Erlöſung ſich an, der Segen? Gibt es noch ein Heil?

Sie geht ans Fenſter, nicht ſtürmend, mit halben Sinnen und halber Hoffnung. Ja, da wandert etwas an der Sonne vorüber, eine kleine weiße Wolke, jetzt ſieht man ſie und hinter ihr der Sonne ſcharfen unerbittlichen Kreis.

Aber die Wolke iſt nur ein Spiel. Denn ſie iſt die einzige am ganzen Himmel. Wie eine grauſame Laune lächelt ſie zu der Not, wie im Tanzſchritt bewegt ſie ſich und dreht ſich und rafft ihr Gewand. So höhnt ſie hinunter zu der gequälten Erde

Nein, nein, es iſt nichts und ſoll auch nichts ſein. Denn wäre es wirklich etwas, es käme ja doch zu ſpät und könnte keine Hilfe mehr bringen. Es iſt ſchon gut, daß nichts mehr an der Entſcheidung rüttelt. Und nun nicht mehr um die Sicherheit herumirren. Ihr weiter entgegengleiten, ſchmerzlos und träumend.

Zurückſchweben, leiſe ſchwimmend durch die Zeit zu den ſtillen Höhen des Erlebten. Zu des Vaters

Füßen ſich ſchmiegen, deſſen Tod wie ein furchtbarer Irrtum des Schickſals war. Und ſich heben in den Glanz ſeiner großen unſterblichen Augen.

Und all des Guten gedenken, das wie eine Brücke iſt zu dem guten Jenſeits. An Bernds zartgeſtimmte weiche Innigkeit. Viel hab' ich Dir zu Leide getan! Aber glaub' es mir, es wäre noch mehr geworden, noch viel ſchlimmer, wenn Du mich bei Dir behalten hätteſt. Dir ſoll es ſo gut gehen! Das Leben ſoll Dir noch ſo viel Freude bringen! Ich weiß, Du wirſt um mich trauern, obwohl Du mich ja längſt verloren haſt.

Du aber, Anſelm, mein Junge — was wirſt Du ſagen, wenn Du mich nicht wiederfindeſt? Wie oft haſt Du von mir gedacht, wie glücklich ich ſei, daß ich mein Eichhof habe. Daß es nun ſo mit mir kommt, mit meinem Eichhof und mit mir, daß ich es verliere, das haſt Du nicht erwartet.

Nun fängt ihr Herz doch an, ſich wieder zu regen und mehr nach dem Leben hinüberzuſchwingen. Wie war das doch? Wollteſt Du Dir nicht eine Farm dort in der Kolonie anſchaffen? Und ich, die ich jetzt auch heimatlos werde, warum gehe ich nicht zu Dir? Gehören wir nicht zuſammen? Jetzt viel mehr als jemals, weil ich jetzt auch kein Land mehr beſitze. Und nichts habe als Dich!

Warum fahre ich nicht zu Dir? Nein, nein, ich bin zu müde und ſchwach. Ohne Eichhof bin ich nichts wert. Eichhof iſt meine Kraft, und mit ihm geht meine Kraft von mir. Du würdeſt mich mit Kopfſchütteln anſehen und mich gar nicht wiedererkennen.

Damals, als wir Abſchied nahmen — ich zog Dich an mich und ich ſehe immer noch Deine Augen, niemals war ſo viel in einem menſchlichen Auge, ſo viel erſchrockenes und wehes Glück — was war es, was ich zu Dir ſagte? „Wenn Du wieder hier biſt, kämpfen wir um Rotenmoor!“ Ein ſchöner Kämpfer bin ich jetzt! Nichts bin ich mehr, nichts, nichts, da mir mein Eichhof verloren geht. Hätteſt Du das wohl geglaubt?

Fürwahr, es wär' mein Höchſtes geweſen, Dir helfen zu können! Und ich habe mir gedacht — aber das denken, nein, nichts denken — nichts denken —

Abſchied haben wir ja genommen — und einen ſchönen Abſchied — und Du — ja, Du biſt doch immer mein Beſtes auf der Welt geweſen — Anſelm, Du mein Junge!

39.

Urſula bleibt auf ihrem Poſten, ſie flieht nicht vor dem letzten. Sie hat keine Angſt mehr vor dem Verderben, auf das ſie wartet mit ſolcher Anſpannung aller Sinne und Gedanken, daß ſie ſich faſt nach ihm ſehnt. Und nichts will ſie von ihm verlieren, alles will ſie erleben, den ganzen Sturz will ſie fühlen, aufrechten Geiſtes, bis zu dem jähen Schmerz der Erlöſung. So kommt ſie nicht unter das Unglück, ſo bleibt ſie über ihm, ſo läßt ſie ſich von ihm tragen. Das Ende iſt nicht Knechtſchaft, Befreiung iſt es und Licht.

Ruhig waltet ſie nach der Mittagspauſe heute wie die Tage vorher ihres Amtes, berät mit dem Inſpektor, gibt ihre Anordnungen, der Betrieb leidet nicht die geringſte Störung. Sie hat etwas Gehobenes und Geläutertes, ein Feſtliches und faſt Geweihtes. Die Leute, mit denen ſie ſpricht, fühlen es, ſie blicken ſie an wie fragend und ſehen ihr nach.

So arbeitet sie am Nachmittage weiter, als sei nichts geschehen und werde nichts geschehen. Nimmt die Sonnenglut geduldig hin und freut sich, wenn sie durstig ist, daß sie frisches Wasser hat. Setzt sich abends rechtschaffen müde an den Tisch, nimmt allein wie immer ihre Mahlzeit, ißt nicht mehr und nicht weniger als sonst und liest ihre Zeitung. Ganz nach der Gewohnheit sucht sie erst nach den Marktberichten und Preisen. Und ebenfalls wie es fester Brauch, bemüht sie sich, das ganze Blatt — in Anbetracht der hohen Bezugskosten — von A bis Z zu genießen, nickt aber in der Mitte der ersten Feuilletonspalte rettungslos ein.

Da erscheint das Mädchen und meldet noch einen späten Besuch: Onkel Bolko ist da. Ursula empfängt ihn lächelnden Auges, und er spürt nicht, daß dieses Lächeln aus weiter Ferne kommt. Denn sein eigenes Lachen hat zu viel Macht, und das ist so unbekümmert und selbstgewiß, ganz so wie ein Freund, der eine gute und hilfreiche Tat mit sich bringt.

Wieder ruft er Viktoria! und als Ursula ihn jetzt scheu betrachtet wie ein Geweckter, der seinen Traum umklammert hält und nichts anderes will, da sprudelt er jugendlich heraus: Das Patent! Das Patent! Eine Goldgrube sei es! Die letzten Ver-

ſuche wunderbar gelungen! Ein großartiges Kaufangebot haben die Leute gemacht!

„Aber ſo dumm ſind wir nicht, was, Urſel? Andere damit beglücken, fällt uns nicht ein. Selber wollen wir Millionäre werden!“

Urſula hört die Worte und verſteht ſie kaum. Dann klingt es ihr in den Ohren, eine brauſende Muſik. Und ſie fühlt einen Schwindel, und jetzt begreift ſie etwas und greift danach und hält ſich daran, und ihr iſt die Erde wieder nah und bietet ihr einen Grund, auf dem ſie ſtehen kann.

Und ſie ſteht aufrecht und ſieht vor ſich. Und denkt, dann iſt alſo der Weg nicht zu Ende. Es geht weiter. Ueber den Abgrund führt eine Brücke.

Aber ſie iſt noch ſo weit ab von den Dingen, ſie weiß nicht, ob ſie ſich freuen ſoll, und hat vergeſſen, wie man das macht. Und ſchon kommen ihr Zweifel. Wird dieſe Brücke auch tragen? Nun iſt die Unruhe wieder bei ihr, all das Ueberwundene, die Bangigkeit und die Sorge.

Sie verſteckt ſich vor dieſer Qual, aber dann will ihr natürlicher Sinn Klarheit haben, und ſie fragt nach den Einzelheiten. Onkel Bolko — kann von Onkel Bolko Sicheres kommen? Aber er hat wirklich ein richtiges Angebot in der Taſche. Und der Preis iſt verblüffend.

„Die Gesellschaft will ja was zahlen. Aber das ist uns viel zu wenig, was, Herrin?“

Ursula steht immer noch nicht so fest auf den Füßen, daß sie die Sachlage beherrscht.

„Wollen wir nicht morgen eingehender darüber sprechen?“ Sie faßt sich nach dem Kopf.

„Du bist müde. Ich bin natürlich jede Stunde zu haben.“

„So viel Mühe hast Du Dir um mich gegeben! Und von Dir behauptet man, daß Dir alles gleich langweilig wird und Du ungern etwas zu Ende führst.“

„Diesmal war es ja für Dich.“

„Du guter Onkel Bolko!“

„Dann also morgen mehr. Ich bin selbst 'n bißchen unter Hochdruck. Rotenmoor! Alles geht drunter und drüber. Ich glaube, es ist jetzt Matthäi am letzten. Daß der alte Dieckhoff fort ist, weißt Du. Und Jochem besuselt sich jetzt mit Chloroform — seine neueste Lebensfreude. Uebrigens der Settevitzer ist nun auch hinüber. „Abgebrannt“ — der Witz ist von ihm selbst. Na ja, die Sonne, wenn sie so bei bleibt, wird noch mehr an den Tag bringen.“

Damit geht er. Ursula blickt ihm nach, ihre Blicke strömen wie durch ein offenes Tor. Und in der Nacht schläft sie wie eine Tote.

Urſula hat das Patent verkauft. Auf die Ausnutzung warten kann ſie nicht. Onkel Volko hat ſo viel wie möglich herausgeſchlagen, auch eine Gewinnbeteiligung für die erſten fünf Jahre. Eichhof iſt gerettet. Wie ſegnet Urſula ihres Vaters Arbeit! Was hat ſie alles dem Laboratorium abzubitten!

Natürlich, es gilt weiter zu kämpfen. Daß man gegen neue Notlagen beſſer verwahrt iſt. Aber Urſula tut es mit noch rauherem Fleiß und noch härterer Hingabe. Mein Eichhof — wenn wir jetzt nicht zuſammengehören, dann gibt es keine Gemeinſchaft auf der Welt!

Die Hitze hat noch eine Zeitlang gewütet, dann ſind ſchwere Gewitter mit Wolkenbrüchen niedergegangen, vieles von dem, was die Glut verſchont hat, iſt durch das ſtürzende Waſſer verdorben. Was aber keinen Schaden gelitten hat, das gedeiht jetzt prachtvoll, denn das fruchtbarſte Wetter hat nach all der Unbill die Herrſchaft gewonnen.

Urſula kann wie ein Kind in die Hände ſchlagen. Aber ihr Geſicht hat den herben Zug behalten. Und über allen weichen Regungen bleibt ihr Stolz und die Härte ihres Lebens.

Eichhof blüht langſam und kräftig auf, Urſula leitet und gebietet mit hochfahrender Sicherheit. Sie

ist geneigt, ihr Glück und ihres Vaters Leistung als eigenes Verdienst unter die Füße zu nehmen.

Da kommt eines Abends Onkel Bolko auf den Hof gesprengt.

Hastig tritt er zu ihr ins Zimmer. Sie fühlt, daß etwas Schlimmes geschehen ist, und gleich denkt sie an Anselm.

„Ist mit Anselm etwas?"

„Ja, der Junge ist verwundet." Er kennt Ursulas Straffheit, man braucht bei ihr keine umwundenen Vorbereitungen, die durch Mißtrauen alles nur schlimmer machen.

„Um des Himmels willen! Schwer?"

„Es ist keine Lebensgefahr. Das Regiment hat telegraphiert: „Brustschuß. Nicht tödlich."

Sie starrt verloren. Dann springt sie auf: „Ich will zu ihm." Wie ein geängstigtes Kind ist sie, ganz kopflos, und zittert und krampft die Finger.

Er hat schon ihre Hand genommen. „Kleine Ursula, nun erst mal hübsch ruhig sein. Wer helfen will, muß doch überlegen —"

„In die Brust geschossen —!"

„Das klingt sehr schlimm. Aber hier hast Du einen vor Dir, dem ist auch mal 'ne Portion Blei durch die Brust gegangen. Und das aus einer alten

Kentucky-Büchſe — Vorderlader — ein Stück ſo groß wie 'n Daumen."

Und als ſie ihn mit Argwohn betrachtet und gequält den Kopf umherwirft, öffnet er kurz fertig Weſte und Hemd und zeigt ihr die Narbe.

Nun wird ſie doch gefaßter. „Was tun wir bloß? Lieber Onkel Bolko, was ſollen wir bloß tun!"

„Ich habe an ſein Kommando gekabelt, nach dem Hauptquartier und an die großen Lazarette. Auf eine oder die andere Weiſe werden wir ja bald näheres hören. Auch vom Regiment bekommen wir gleich jede einlaufende Nachricht."

Urſula ringt mit einer ſchlafloſen Nacht. Nun hab' ich mich in Sicherheit gefühlt, und wieder bin ich hinausgeſtoßen in die ſchlimmſte Not. Wie heimtückiſch ſpürt das Leben es aus, wo ich am verwundbarſten bin.

In dieſer Nacht gräbt ſich ein ſo bitteres Lächeln in ihr Geſicht, viel Glück iſt nötig, dieſen Zug wieder auszulöſchen.

Onkel Bolko kommt am anderen Tage mit einer Meldung, die Hoffnung gibt. „Er iſt im Lazarett. Das war meine ſchlimmſte Sorge, daß er nicht bald genug die richtige Pflege hätte. Und der Schuß iſt gutartig."

„Iſt die Lunge getroffen?“

„Ja, aber das bedeutet gar nichts. Die Kugel iſt glatt durchgegangen und hat nichts Wichtiges verletzt. Haſt Du eine Ahnung von der menſchlichen Lunge. Meine hat doch damals auch 'n Loch gekriegt. Und was für eins! Gepfiffen hab' ich auch auf dem Loch. Aber es war längſt nicht das letzte.“

Sie möchte ihm gern alles glauben und trägt doch ſo ſchwer, daß es ſie faſt zerbricht.

Nun kommt das Warten, das alte, gefürchtete, zerreibende, dieſes Starren und Brüten, dieſes ratloſe Sichherumwerfen zwiſchen Hoffnung und Verzagen.

Und wieder bringt der Freund eine Nachricht. „Keine Komplikationen. Heilung ſchreitet fort.“ Damit iſt ein Halt gewonnen. Aber zur Freude iſt man zu dumpf und zu zerquält. Und das Vertrauen iſt ſo ſchwerfällig und verdroſſen geworden.

Aber dann wird es licht. „Iſt in der Geneſung, hat das Bett verlaſſen.“ Nun darf ſie aufatmen und wieder in freier Kraft ſich regen. Und der Frohmut kehrt zurück. Der iſt ernſter und verſunkener geworden, dafür hat er mehr Gewicht und ſtillere Tiefen

Bald heißt es, daß Anſelm mit anderen Verwundeten in die Heimat zurückkehrt. Heute hat Urſula wieder ein Glück in der Hand, das ſie hegt und liebkoſt, einen eigenen Brief von ihrem Jungen.

„Nun bin ich bald bei Euch," damit beginnt er. Und dann fragt er nach tauſend Dingen, um die er ſich ſonſt nie gekümmert hat. Das ſpricht ſehr dafür, daß er doch kurz davor geweſen iſt, den ganz großen Abſchied zu nehmen. Von ſich ſelbſt ſchreibt er nur das Bekannte, daß er verwundet worden, und daß es ihm jetzt wieder gut geht. Nichts Näheres, nichts Beſtimmtes. Und gerade das fängt an, Urſula zu beunruhigen.

An dem einen Satz: „Ich hoffe, daß es nicht zu lange dauert, bis ich wieder Dienſt tun kann," deutet ſie mit den feinſten Meſſungen herum. „Ich hoffe, daß es nicht zu lange dauert" — „nicht zu lange", darin ſchlummert etwas. Iſt das nur ſeine Ungeduld? So viel iſt offenbar gewiß, daß es noch lange dauert. Und hat man ihm nicht vielleicht mit dieſer an ſich ſchon langfriſtigen Ausſicht einen trügeriſchen Troſt dargereicht? Welches Bild ſoll man ſich von ſeinem Zuſtand machen!

Immer der alte! Immer der, der ſich ſelbſt als das Unweſentliche betrachtet! In dieſem Falle hätt' er doch wirklich eine Ausnahme machen können.

Es war Winter geworden. Anſelm kam nicht. Urſula hatte an den Oberſtabsarzt geſchrieben und ihn um ein ehrliches Wort über Anſelms Zuſtand gebeten. Der ſchrieb zurück: Wenn der Verwundete ſich ſchone, werde er vorausſichtlich ganz wieder hergeſtellt werden. In den deutſchen Winter aber dürfe er nun doch nicht ſo ſchnell hinein. Erſt ſolle er nach Madeira. Dann vielleicht noch an die Riviera. Langſam müſſe er ſich die Heimat wieder erobern.

Das war ein Wort. Und Urſula ſorgte dafür, daß es befolgt wurde. „Dabei bleibt es denn alſo," ſchrieb ſie an Anſelm. „Und wenn Du recht brav biſt, mein Junge, hol' ich Dich ſelbſt."

Hier war ein Ziel, das Urſula mit allem Ernſt ins Auge faßte, und auf das ſie in dieſen Wintermonaten mit Kraft und Umſicht hinarbeitete. In der zweiten Hälfte des Februar wollte ſie fahren. Aber das Schickſal fügte es anders.

Jochem ſchloß die Augen in Rauſch und Verzückung. So wie er gelebt hatte, war ſein Tod, und ſo hatte er ihn gewollt. Man fand nichts Schriftliches, keine letzten Wünſche und Beſtimmungen. Nur eine flüchtige Aufzeichnung wiſſenſchaftlicher Art, eine Selbſtbeobachtung, hingekritzelt mit welker Hand. „Haſchiſch iſt orange, mit einem Stich ins

Kupferrote, Opium heliotrop, Chloroform ultramarin.“ Er hatte immer in Farben gelebt, geträumt und gefiebert.

Bernardine und Anſelm waren ſeine Erben. Und wieder ſagte Onkel Bolko: ſie werden ſich bedanken. Aber Urſula wußte, daß Anſelm ſich nicht bedanken würde. Im Gegenteil, viele Künſte und Anſtrengungen würde es koſten, ihn zurückzuhalten, daß er ſich nicht ſofort auf Rotenmoor und in die Arbeit würfe.

Sie ſchrieb ihm eindringlich, ſie forderte von ihm, daß er bliebe. Rotenmoor verlangte einen ganzen Mann, und er müßte erſt wieder ganz hergeſtellt ſein. Sie wäre ja da, um nach dem Rechten zu ſehen. Vorläufig ginge beſtimmt nichts verkehrt. Wenn er ſo wenig Vertrauen zu ihr hätte, daß er jetzt ſeine Geſundheit und ſein Leben aufs Spiel ſetzen müßte, dann ſollte er nur kommen. Aber dann wäre es auch vorbei mit ihnen beiden!

Das wirkte. Anſelm blieb, Urſula und Onkel Bolko übernahmen im Auftrage der Erben die Geſchäfte von Rotenmoor.

Es war eine bitterböſe Arbeit. Und Onkel Bolko wollte mehr als einmal Reißaus nehmen. Aber Urſula hielt ihn feſt am Kragen.

An jedem Abend ſagte der Gefangene: „Es wird nichts.“ Und immer bekam er zur Antwort: „Das ſagt bloß Deine flatterhafte Seele, weil ſie nicht flattern darf. Es muß werden und es wird.“

Doch wenn ſie allein war, überlief ſie ein Schauder vor der Troſtloſigkeit dieſer Wirtſchaft. Und das ſah ſie klar: wäre nicht das Schloß mit ſeinen Kunſtſchätzen als Reſervefonds da, ſo hätte es nun und nimmer eine Rettung gegeben. Auch ſo aber war die Ausſicht nichts weniger als hell.

Der Betrieb von Eichhof läuft einigermaßen von ſelbſt, ſo kann Urſula das Beſte ihrer Kraft und Arbeit auf Rotenmoor verwenden. Mit welcher Freude müht ſie ſich für das Land, an das ſie immer ganz ſonderliche Fäden knüpften und das jetzt ihrem Anſelm gehört! Nun iſt es doch ſein eigen geworden — all die faſt wilden Träume, die er ſich ſelbſt verbot, haben ſich erfüllt. Freilich — aus einem Kriege kommt er, in einen neuen muß er hinein. Und wie wird dieſer Kampf enden? Aber es geht um das Beſte! Und ſolange man noch einen roten Blutstropfen im Leibe hat, weicht man nicht aus dem Felde!

Ihr Briefwechſel mit Anſelm iſt lebhaft geworden. Wie viel hat das Leben ihr beigebracht, nicht das Rechnen allein, auch das Briefeſchreiben.

Das meiſte in dieſen Mitteilungen iſt trocken und geſchäftlich, Angaben und Zahlen herrſchen vor, und wenn eine Blume am Rande ſprießt, verſteckt ſie ſich ſcheu. Je näher die Zeit kommt, daß die beiden ſich wiederſehen ſollen, um ſo herber und ſpröder wird die Sprache dieſer jungen Menſchen.

Endlich, zu Ende April, zieht Anſelm, der Herr, in Rotenmoor ein.

Urſula hat ihn aus Berlin abholen wollen, aber dann iſt ſie doch zu Hauſe geblieben. Die Frühjahrsarbeit gibt ihr keine Stunde frei, und ſie trägt doppelte Pflichten.

40.

Durch Urſulas Freude, als ſie Anſelm wiederſah, zuckte ein leiſer Schreck. Sie erwartete ihn an der Bahn. Mit demſelben Fuhrwerk, das Bernd abgeholt hatte. Dieſelbe Stunde war es. Aber heute war ein ſtrahlender Frühlingstag.

Anſelm ſah nicht krank aus, aber er hatte etwas Durchſichtiges und Schwebendes. Verjüngt und verſchönt hatte er ſich, aber zu viel Geiſt war er und zu wenig Muskel. Zart war er geworden, und wie viel robuſte Kraft wurde gerade jetzt für Rotenmoor gebraucht!

Sie reichen ſich ſtill die Hand und ſehen ſich lange an. Er ſpürt die Sorge in ihrem Blick und gibt darauf die Antwort: „Du faßt mich ſo behutſam ins Auge. Du kannſt dreiſt feſter zupacken, ich bin wieder ganz wohl.“

Nun hat er ein friſches Lachen, das ſeine Worte beſtätigt.

Sie nickt ihm zu, noch leise und tastend, und dann vertrauensvoller.

Wie glücklich sie sind! Und doch auch wieder ganz ängstlich miteinander, als würden sie von etwas getragen, was sehr zerbrechlich ist. Und haben sich so viel zu sagen, daß sie nichts zu reden wissen.

Anselm blickt auf Ursulas gesunde Hände, die die Bekleidung verschmähen, und freut sich, wie sie die Zügel führen. Dann hebt er die Augen zu ihrem Gesicht. Sie fühlt es und spürt eine Scheu und Pein und wird blutrot. Sie muß an sich halten, daß sie ihm nicht eine Ungezogenheit zuwirft wie ein verlegener Backfisch. So jung sind sie und doch auch wieder so vom Leben gehärtet und gezeichnet.

Bald geht Ursulas Blut wieder seine ruhige Bahn, und nun werden sie beide ganz altbacken und alltäglich, mustern die Felder und urteilen kühl. Dies alles geht sie noch nichts an.

Kirschbäume in weißer Pracht begleiten die Chaussee, lose sitzen schon die Blätter. Ein leichter Wind und die schnelle Fahrt wirbelt sie herunter, daß der blühende Schnee sich über die beiden streut. Nun sind sie wie die Kinder und lachen sich zu durch den duftigen Flockentanz.

Von der Chaussee biegt ein Landweg ab. Den schlagen sie ein. Jetzt sehen sie gleich die Felder von

Rotenmoor, da — da ist das Land. Das Dunkle dahinten der Park. Ein Hellschimmerndes hebt sich darüber, das alte Schloß. Weiß wie Marmor leuchtet das graue Gemäuer in der grellen strengen Frühjahrssonne.

Anselm sieht es an, gedankenlos beinahe. Er schauert zusammen, aber es ist nicht von dem Wiedersehn. Ihn friert nur so jämmerlich auf dieser Fahrt durch den heimischen Frühling. Kaum hat es ihn je so geschüttelt, und er hat doch an Frost was erlebt, da in den eisigen südwestafrikanischen Nächten, verhungert, blutlos und welk von den übergroßen Mühen.

Von dem Frost ist es wohl, daß dieser Anblick ihn nicht ergreift. Daß er zu dem Nahen, zu dem, was ihm gehört, zu dem erreichten Glück seines Lebens wie aus der Ferne hinüberblickt.

Es bleibt etwas Müdes und Empfindungsschwaches bei ihm, wie eine natürliche Notwehr gegen starke Rührungen und Erschütterungen

So kamen sie an die Grenze seines Landes. Ursula hatte eine empfindsame Anwandlung: jetzt läßt er mich halten und springt vom Wagen! Hier zum ersten, hier will er sein Land betreten, leibhaftig, die Füße will er darauf setzen. Und wenn er es jetzt packt mit den Händen, das könnte echt

und ſchön und ohne alle Uebertriebenheit ſein. Freilich, ſo etwas tut man nur, wenn keiner dabei iſt.

Aber vor mir, ſo wie wir beide miteinander ſind — —

Ungehalten wird ſie, daß ſie es mit Sentimentalitäten treibt, und gibt den Pferden die Peitſche. Nach kurzer Zeit halten ſie vor dem Schloß, das nichts Aeußerliches an Zierat trägt und damit ſich in alter und ernſter Zugehörigkeit für den neuen Herrn bekennt.

Ganz ſtill, ohne Feier, ohne Getragenheit, ganz wie es zu Anſelm paßt und wie Urſulas und Onkel Volkos Geſchmack es vorgeſehen hat, iſt der Empfang. Der neue Beſitzer begibt ſich ſofort nach dem Wirtſchaftshof, wo die Beamten mit den Leuten ihn erwarten. Die er nicht kennt, werden ihm vorgeſtellt. Er hat für alle einen Händedruck, für manche ein Wort, das wirklich etwas ſagt. Dann geht alles wieder an die Arbeit. Die Zeit der Feſte iſt für Rotenmoor vorüber.

Urſula iſt immer dabei wie ein Stück von ihm. Das iſt allen ſelbſtverſtändlich, den Leuten, weil ſie ſo lange die Geſchäfte geführt hat. Und ihm und ihr, weil ſie die Arbeitsgemeinſchaft haben.

Sie hat im Schloß ein paar Zimmer für ihn wohnlich herrichten lassen. Jetzt führt sie ihn dorthin, fragt ihn, ob er so sein Behagen hat, und ist für ihn ganz mütterlich bedacht.

Er dankt ihr mit Innigkeit, aber die Scheu in seinem Auge ist doch regsamer geworden, und Ursula fühlt das fein und wohl. Ueb' ich ihm zu viel der Fürsorge, wittert er eine Bevormundung heraus? Die Morveldts sind so zart gesponnen. Und Anselm nun gar!

Aber sie ist doch für ihn da. Und will ihn doch nur erst auf seinen Platz geleiten. Ganz gewiß wird sie nie versuchen, ihn am Gängelband zu führen.

Doch bleibt es wie ein Hauch über diesem ersten Beieinander, und leise, wie sie sich gefunden haben, sagen sie sich für heute Lebewohl. — —

Anselm hatte sich gleich am folgenden Tage umquartiert. Auf dem Wirtschaftshof im Arbeitszimmer seiner Mutter hatte er Wohnung genommen. Ein kleiner Raum nebenan war sein Schlafgelaß.

An den Herrlichkeiten des Schlosses hatte er keinen Anteil, einen inneren gewiß nicht, und sie gehörten ihm nicht einmal ganz. Was aber von ihnen nicht verpfändet war, mußte jetzt erst in die

Breſche ſpringen. Und die Breſche war bedrohlich das erkannte er wohl.

Arbeit, die ernſteſte, unermüdlichſte, konnte allein Rettung bringen. Alles mußte aufs Schaffen geſtellt ſein, jede Minute, jeder Gedanke mußte ihm dienen. Auch die Umgebung mußte helfen, die Erinnerung, der Geiſt, der früher hier waltete, der Mutter ſtarkes und ſtärkendes Beiſpiel.

Wenn nur erſt die Müdigkeit und das Kältegefühl ihn ganz verlaſſen hätten! Es wurde ja beſſer mit jedem Tage, aber immer noch kam mitten in der Arbeit ein ſo beſonderes Gefühl kühler, ferner Gleichgültigkeit über ihn, als ginge ihn dies alles nichts an, als hätte er überhaupt mit dem ganzen Daſein gar nichts zu ſchaffen. Es war wie ein ſtilles, halb waches, halb lächelndes Traumwandeln, ein mitleidiges Hinſchweben, losgelöſt von den Dingen und über ſie hin.

Aber dieſes Verlorenſein ließ nach mit der Zeit, ſelbſtverſtändlich, es waren ja nur die letzten Klänge aus jener Ferne, da man zum andern Ufer hinüberblickt.

Auch mußte er ſich erſt mit dem Klimawechſel abfinden, ehe er wieder ganz ſeinen Mann ſtand. Das fühlte er ja deutlich, wie er immer feſter, mit

immer froherer Gründigkeit wieder ins Leben hineinwuchs.

Deshalb wurde er auch nicht ungeduldig. All ſolche kleinlichen Stimmungen, alle Launen und Verdrießlichkeiten blieben jetzt weiter als je von ihm. Er wußte in dieſer erſten Zeit nur von geraden, klaren und ſicheren Empfindungen. Freilich, wie er ſelbſt gewiſſermaßen neu geboren war, ſo hatten auch ſeine Gefühle eine große Jugend. Seine Freuden und Schmerzen waren Kinder. Aber ſie wuchſen heran, ſeine Freuden und auch ſeine Schmerzen.

Es waren mehr als acht Tage ins Land gegangen, ehe er ſeinem alten Turmzimmer einen Beſuch abſtattete. Dafür hatte ihm abwechſelnd Zeit und Gedanke gefehlt. Jetzt aber mußte er doch den Kopf über ſich ſchütteln, daß er ſo ſpät erſt das Königreich ſeiner Kindheit aufſuchte, den Thronſaal ſeiner Träume. Und ſchüttelte ihn nochmals, weil er nicht viel mehr als die alten Sachen ſah und mit Erinnerungen ſo wenig anzufangen wußte.

Nur der eine Nachmittag, da Urſula ihn hier beſuchte, ſie beide auf das Turmdach ſtiegen und er ſie auf den Arm nahm, daß ſie bis nach ihrem Eichhof ſehen ſollte, von dieſen Stunden wurde etwas lebendig.

Urſula — ja, Du warſt die Königin dieſes Königreichs. Wie viel holdſelige Kraft gab mir jedes Beiſammen mit Dir, und wenn mich auch nur meine Sehnſucht Dir geſellte.

Mein Märchen warſt Du, Urſula. Von Dir kamen meine Träume.

Und dann — von Dir kam es, daß ich nicht mehr träumen konnte. Denn meine Träume ſahen ja keine Erfüllung mehr, da Du ihnen genommen wurdeſt — da ein Fremder Dich gewann.

Darum ſind auch die meiſten Fäden zerriſſen, an denen Heimat, Kindheit und das Märchen vereint geſponnen haben. Ich finde die alten Pfade nicht mehr und muß neue Wege mir bahnen. Aber das iſt ja ſchließlich des Mannes Loſung.

Oder habe ich doch zu viel verloren, daß ich nichts Ganzes mehr ſein oder werden kann? Auch zu einem halben Tode habe ich es ja bloß gebracht. Und jetzt — werd' ich jemals wieder heil und ganz werden?

Aber ſolche Turmgedanken ſind die große Seltenheit. Rauh und wie mit heftiger Eiferſucht fordert Anſelms Gut ſeine Hingabe bis aufs letzte. Von dem Klang, dem leiſe ſuchenden, der ſich zum Märchenland hinübertaſten möchte, bleibt kaum ein

Hauch. Und es herrſcht die harte, ſchmerzhafte Arbeit.

Mühe aber und Not haben gerade für Anſelm gewiß ihr Vertrautes. In ihnen kann er wurzeln wie keiner, gerade in ihnen gedeiht ſeine Kraft. Immer tiefer und freudiger fühlt er, um was er kämpft. Und ſo erſt gewinnt er durch all die Dämmer hindurch das ſtarke Bewußtſein, was ihm gehört und was es zu wahren gilt.

Der alte Dieckhoff hat ſchon vor Jahresfriſt aus Krankheit und Ueberdruß Rotenmoor verlaſſen. Ein neuer Oberinſpektor ſteht Anſelm zur Seite, ein harter, trockner Mann, kein Führer, aber ein Arbeitstier, und faſt lächerlich ſprachlos. Er verſtändigt ſich kaum anders als durch kurze, kantige Bewegungen. Ehe er das Wort „Ja“ findet, iſt ſchon wieder ein „Nein“ an der Reihe. Darum ſchweigt er. Aber ein tüchtiger Ackersmann iſt Herr Raſenack auf alle Fälle.

Nächſt dieſer bodenſtändigen Kraft iſt Onkel Bolko jetzt dauernd um Rotenmoor bemüht. Er indeſſen ſucht nach Geheimniſſen und Ueberraſchungen. Tieferen und ungewöhnlichen Bodenſchätzen ſpürt er nach, er bohrt nach Erdgas, nach Kali, nach Salzſtein. Er baut kleine Maſchinen, die Wind und Sonne vor den Pflug ſpannen ſollen.

Das Gefühl, daß nur ein Ungewöhnliches hier retten kann, beherrscht ihn ganz. Jetzt, wo es auf Tod und Leben geht, trennt er sich auf keine Minute mehr von seinem Stammhaus und von Anselm.

Und der beste Helfer von allen, Ursula. Nur daß sie behutsam sein muß. Denn gerade von den Besten und Treuesten lassen sich gewisse Menschen am wenigsten helfen. Anselm ist einer von denen, und Ursula weiß, daß in ihr dieselbe Saite schwingt. Das aber sagt sie sich: die Scheu, die sich hier einnisten will, dulde ich nicht! Die ist wie ein Spuk, den man nur einmal laut und richtig bei Namen nennen muß. Ich nenne sie und seh' ihr ins Gesicht und sie soll weichen!

Heute ist Ursula gekommen, sich für ihre Führung der Geschäfte von Rotenmoor die Entlastung erteilen zu lassen. Es geht alles seinen geordneten Gang. Anselm hat sich Einzelheiten angemerkt, über die er sich nicht klar ist. Wie er jetzt nach ihrer Anweisung die Bücher zu Rate zieht, gebückt, blaß und hager, vor den Augen, die im Feldzug gelitten haben, die Brille, ist er einem versunkenen Gelehrten ähnlicher als einem Landmann.

Ursula sieht ihn an mit schwer zu verbergender Zärtlichkeit. Und sieht, daß an seinen Schläfen sich

graue Haare zeigen. Da denkt ſie nicht an das Geſchäft, nicht an die Zahlen und die Verantwortung, da denkt ſie nur, daß ſie dieſe Schläfen ſtreicheln möchte.

Aber eine ſorgſame Frage Anſelms gibt ihr wieder Haltung. So arbeiten ſie zuſammen — „wie zwei alte Bureauknochen“ ſagt Onkel Bolko, der als mitbeteiligter Geſchäftsführer hinzugezogen iſt, aber bald genug ſich ins Freie rettet.

Sie bleiben allein. Hart und ehrlich, ohne Nebengedanken führen ſie die Arbeit zu Ende.

Dann nimmt Anſelm die Brille ab und greift nach ihrer Hand. „Wie muſterhaft haſt Du das geführt! Wie viel habe ich eben von Dir gelernt! Und was habe ich alles noch von Dir zu lernen!“

Sein heißer Dank beflügelt ſeine Gedanken, ſeine Sinne, ſeine Wünſche. Und wieder iſt er im Turm, und über dem Turm in ſonnenbeſäumten Wolken.

Urſula iſt zu bedachtſam, um mitzufliegen. Und ſchon kehrt er um, beſchwert von der Arbeit, getrübt von dem, was er um ſie gelitten hat.

Nein, nein! Als ob ich ins Jugend- und Märchenland gehörte! Und wollte ich hinein, ſie folgte mir gewiß nicht. Und wenn ſie mir folgte, ſind wir die Alten? Zu viel hab' ich verloren, an

mir und von ihr — von ihr das Beſte. Nun muß ich ein neues Leben bauen, ein Leben ohne ſie. Eine Art Arbeitsgenoſſenſchaft wird uns verbinden. Das iſt viel und ſchön. Nur muß man die alten Träume vergeſſen und nicht mehr träumen.

Wie zur Bekräftigung deſſen greift und drückt er nochmal ihre Hand.

Feſt blickt ſie ihn an, klar und treu. Das Tiefe ihres Fühlens bleibt wohlgewahrt in der Tiefe.

Und er gelobt ſich: all das Unausdenkliche, was geſchehen iſt, ſoll ſich nicht mehr an mich heften und mich beirren. Jetzt ſind wir auf ruhſamer Bahn, in ſtillem, lindem Schatten, wie in durchſonntem Buchengrün, jetzt ſind wir in der Freundſchaft.

Dieſe Stunde meint es gut mit ihm. Es kommt ein weicher Glanz in ſeine weiten Augen: „Was ſollt' ich bloß anfangen, Urſula, wenn ich Dich nicht hätte!"

Aber da er es ſpricht, klingen doch ſchon wieder dunklere und tiefere Stimmen.

Anſelm verkauft die Kunſtſchätze des Schloſſes. Onkel Bolko hökert mit ihnen voll Luſt. Mehr als einen Antiquitätenhändler ſeift er ein, er wenigſtens ſchwimmt jetzt in ungetrübter Fröhlichkeit.

Anſelm iſt über den Büchern, gebückt, unbewegt, blaß und bebrillt. Immer über den Büchern, ganz wie ſeine Mutter. Er muß da ſein, wo alle Fäden zuſammenlaufen. Hier im Hauptquartier werden die Entwürfe gemacht, oft zu langſam und ſchwerfällig, denn Anſelm iſt noch unbeholfen. Und Onkel Bolkos Fixigkeit mehrt ſeinen Bedacht.

Aber ſeine Umſicht und Entſchloſſenheit wächſt, mit ihnen die Klarheit über ſeine Lage und damit ſein Kampfesmut.

Etwas wie ein trotziger Frohmut ſteht in ihm auf, faſt was raubritterhaft Verwegenes und Verwogenes. Die ſollen nur kommen, die mich hier aufheben und fortbringen wollen! Und er konnte der Belagerung mit lachendem, abenteuerndem Hohn begegnen.

Er war nach harter Prüfung bereit, noch mehr Land zu opfern, um ſich auf kleinerem Boden ſicherer zu halten. Es war zu ſpät. Die Hypothekengläubiger erlaubten keine Veräußerung mehr. Der Ring alter und neuer Forderungen hatte ſich geſchloſſen. Jetzt ging es ums Ganze. Der Entſcheidungskampf begann.

In dem Anſpannen aller Kräfte fand Anſelm ſeine Heilung. Durch Mühe und Arbeit geſund geſchmiedet, ſtand er feſt und ſtark auf dem Plan. Und wenn in die Ruheſtunden die Erinnerung einzog, trug ſelbſt ſie ein kriegeriſches Kleid. Denn ſie ſpielte nicht mehr weich mit verlorenen Wünſchen, ſie war hart und voll Bitternis geworden.

Wochenlang hatte Anſelm den verwüſteten Eichenwald gemieden. Heute, vor Sonnenaufgang — noch flatterte die Nacht über den grauen tiefen Wolken — ſaß er dort in der Wildnis auf einem Stumpf, verkrümmt und verbiſſen, und dachte zornig an das, was eine frevelnde Hand ſeinem Leben angetan hatte, ob dieſe Hand gleich im Grabe moderte.

Er iſt auf einem Vorwerk geweſen, wo Streitigkeiten zwiſchen den polniſchen Rübenarbeitern und dem Inſpektor ausgebrochen waren, die Leute hatten vor Tau und Tag von dannen gewollt, er hat ſie mit Ernſt und ruhiger Herrſchaft zur Pflicht geführt.

Nun hat ihn der Weg an den erſchlagenen Wald gebracht. Er ſchreitet durch die Rodung, mitten unter den toten Stümpfen hält er Raſt. Und nicht die Klage iſt bei ihm, nur Zorn, Feindſchaft und Kampf und der rauhe Wille.

Und das, was ſich in ihm mehrt, iſt die Leidenſchaft für ſein mißhandeltes Gut. Er hätte es nicht ſo lieb gehabt, wäre alles in glatter Ordnung geweſen, in dem ſtillen Behagen feſter Habe. Er kann wohl nur im Schmerz aufflammen. Und nur für das, was leidet und Hilfe braucht. Jetzt aber wirft ſich all ſeine Zärtlichkeit, das ganze Ungeſtüm ſeiner Jugend auf ſein Land, das arm, zerſtückt und verwüſtet iſt.

Er hatte nie etwas zum Lieben gehabt. Nicht Vater, nicht Mutter, keine Geſchwiſter, kein Weib. Was ihn für Urſula erfüllte, dieſes weite, großmächtige Traumleben, aus der ſtürmendſten Sehnſucht und der hilfloſeſten Scheu gemiſcht — dieſes knabenhafte Brauſen, Flammen und Wirbeln in Verzückung und Verzweifeln, es war ja doch bei ihm geblieben, war Einſamkeit geweſen und in Einſamkeit zu Ende gekämpft.

In ſolchen Stunden, da er ſeine Bitterkeit nicht ſänftigen konnte, bekam auch Urſula ihr Teil.

Neid konnte er dann gegen ſie fühlen. Hatte von dem nicht ſchon in dem Jungen etwas gewühlt?

Wie er um ſein Rotenmoor, von dem ſein Knabenherz nicht laſſen konnte, in ſo bitterer Not war! Sie aber hatte ihr Eichhof, in ſtolzer Sicherheit, und ſprach davon, gehoben und kühl, und ſah auf ihn herab, halb mitleidig, halb hoheitsvoll, und beides tat weh. Ja ja, wie hatte ſie ihm weh getan! Wer auf der Welt hatte ihm ſo viel Leid zugefügt. Wenn er den Schmerz hätte malen müſſen, der hätte Urſulas Züge getragen!

Aber all dieſe Regungen kehrten immer nur zurück zu der Leidenſchaft ſeines Lebens, zu der Liebe für ſein Land.

Und in ſonntäglicher Stunde, wenn die alten Gottesgedanken ihn bewegten und er dem Fluche nachſann, den die Evangeliſten über irdiſches Gut geſprochen haben, dann fand er eine klare und gerade Bahn hindurch zu dem Recht ſeiner Liebe. Heimatloſe und Wanderer haben dieſen Fluch in die Welt geſetzt — ſollen wir den Herrn nicht weiter und gütiger verſtehen? Iſt nicht in aller und jeder Hingabe, gleichviel welcher, ſofern ſie das eigene Leben einſetzt für ein Geliebtes, für einen Menſchen, für eine Idee, für eine Leidenſchaft, für das Vaterland, die Heimat, für eine Habe — iſt nicht in jeder Hingabe etwas von dem Kreuzestod und dem Erlöſerwert? Er läßt ſich den Glauben an ſeinen Gott und

ſein Gut, an ſeine Arbeit und ſeine Liebe nicht rauben.

Die Ernte iſt reichlich in dieſem Jahr. Für Urſula bringt ſie glänzenden Gewinn. Anſelm friſtet davon ſein Daſein. Noch hofft er auf einen wenn auch nur geringen Ueberſchuß. Aber bald wird es klar, die Zinſen freſſen faſt den ganzen Ertrag.

Schlimm iſt das, vernichtend im Grunde. Die Ernte war gut. Wenn es danach eine mäßige oder gar eine ſchlechte gibt? Indes — kann, ja kann denn nicht auch eine noch beſſere kommen? Gewiß hat Rotenmoor ſchon beſſere, ſehr viel beſſere erlebt. Aber was iſt früher auch für das Gut geſchehen, und wie iſt es in den letzten Jahren vernachläſſigt! Und jetzt — woher jetzt das Geld für die Meliorationen nehmen?

Was aber, wenn es jetzt, wo alles auf des Meſſers Schneide ſteht, einem der Gläubiger einfällt, nur mit dem kleinen Finger einen Stoß zu geben?

Doch auf drohende Gefahren blickt Anſelm mit herber Freude. Und gerade die Bitternis gewinnt er lieb. Und wird einſamer und ſtarrer in dieſem verbiſſenen Frohlocken.

Anſelm hat ſich ein junges Pferd zugeritten, einen ſchwierigen Hengſt. Der iſt aus der alten Zucht

von Rotenmoor, die auch zugrunde geht. Auch er ein letzter seines Stammes, störrisch und scheu, wie es sich für einen solchen gehört. Und darin versteh'n die beiden sich gut.

Es ist Anselms Erholung, ihn im Gelände zu arbeiten. Mit den steilen, zerklüfteten Abhängen einer Kiesgrube kann sich das Tier nicht befreunden. Eben darum muß es an den Rand, immer wieder, und um den Rand herum, in allen Gangarten, gerade wegen seines wilden Steigens und Bockens.

So trifft Ursula den Freund. Gegen den herbstlichen Abendhimmel sieht sie die schwarze Gestalt der beiden in einem sich wirbeln und zucken und wüten, ein großes tobendes Ungeheuer.

Sie ist selbst beritten, behäbig auf einer sanften Stute. Jetzt galoppiert sie hinzu, und schon von weitem ruft sie. Anselm hat inzwischen seinen Willen bekommen und trabt ihr entgegen. Nun halten sie beieinander. Der Hengst ist schaumbedeckt und schnaubt Feuer, die milde Stute rümpft die Nüstern und wackelt vorwurfsvoll mit den Ohren.

Ursula schilt. „Was sind das wieder für Sachen! Bist Du immer noch das Kind und brauchst immer noch Deine Turmkletterein!"

Anselms geschwächte Lunge ist noch atemlos. Sie prüft mit Sorge sein blasses Gesicht. Aber schon

hat es ein junges Lächeln. Jungenhaft fröhlich ist er, daß er so abgekanzelt wird. Aber dann wirkt das Wort von der Turmkletterei, wirkt an Erinnerungen und macht ihn unfroh und spröde.

Er mustert sie, er mustert ihren Gaul, sein Blick wird hochfahrend. „Wirst Du so bequem, daß Du Dich auf solche Milchwagenpferde setzst?“

Was er spricht, ist so ganz anders als er selbst. Es ist so ganz unterhalb seines Wesens und hat so gar nichts mit ihnen beiden zu tun. Ursula vernimmt, wie hoch und hart alles in ihm gespannt ist, sie weiß nichts von eigener Empfindlichkeit, sie ist ganz sorgsam und zärtlich in ihn versunken. Und sie spricht mit einer Ruhe, die alle Ueberlegenheit vermeidet: „Ja, Anselm. Ich bin eine Madam.“

Da sie aber fürchtet, daß allzuviel Friedfertigkeit ihn beschämen könnte, spielt sie einen Trumpf nach. „Uebrigens machen meine Milchwagen höhere Ansprüche als ich.“

Nun stürzt sich aber Anselms ganzes Mißtrauen auf diese letzten Worte. Die Molkerei von Eichhof ist hervorragend, Rotenmoor kann sich gerade hierin am wenigsten mit dem Nachbargut messen. Will sie ihm das unter die Nase halten? Oder möchte sie ihm die Tatsache zu fühlen geben, daß überhaupt ihre Arbeitspferde so viel besser sind als die seinen?

Er ſchämt ſich, daß er kleinlich iſt, und will doch gerade das Kleinliche und die Beſchämung nicht miſſen. „O — nichts gegen Deine Gutsherrlichkeit!“ ſagt er kühl.

Und wieder nimmt ſie gütig alles hin, den fremden Ton und das geſpitzte Wort und ſpricht einfach, faſt mütterlich: „Anſelm, wie reden wir bloß miteinander!“

Das trifft ihn. Aber wie er in ſich geht, kriecht er noch mehr in ſich zuſammen. Er greift zu einem froſtig ſachlichen Geſpräch, indem er Urſula fragt, was für Erfahrungen ſie mit ihrer Stärkemühle gemacht habe.

„Darüber und über vieles andere möcht' ich mit Dir reden, wenn Du mich zum Abendbrot einlädſt,“ entgegnet ſie unbefangen. „Ich bin ſowieſo auf dem Wege zu Dir.“

Nun ſchwingen andere Saiten in ihm. Er iſt der Wirt, er gibt ihr Freundlichkeit und iſt voll Fürſorge.

„Leider wirſt Du es nicht gerade behaglich bei mir finden,“ meint er, wie ſie auf den Hof reiten.

„Wenn Du mich los werden willſt — jetzt iſt es zu ſpät!“ gibt ſie ſcherzend zurück.

Anſelm nimmt die Mahlzeiten in ſeinem kahlen Arbeitszimmer, zwiſchen Bücherſchränken und Re-

galen. Hier ſetzen ſie ſich nieder. Ein ganz junger Teckel, der ihnen hilflos zärtlich um die Beine torkelt, bringt den einzigen Gemütston in dieſen Raum.

Onkel Volko findet ſich ein. Auch er führt hier ein trocknes, aktenmäßiges Geſicht. Speiſe und Trank ſind nicht dazu angetan, es ſonderlich zu beleben.

Das alte mürriſche Dienſtmädchen, das ſie bedient, ſtellt ſich an den Samowar, den Tee zu bereiten. Aber hier ſchafft Urſula nun doch einen Wandel ins Anmutige, da ſie ſelbſt dieſe Beſorgung übernimmt.

Onkel Volko wird es lieblich zu Sinn, Anſelm aber blickt nicht ohne Scheu auf ihre hausmütterlichen Hände.

Wie ſie nun einmal im Zug iſt, läßt ſie es ſich nicht nehmen, der beſcheidenen Tafel ſelbſt durch kleine Mittel, die das Geheimnis der Frau ſind, ein freundlicheres Antlitz zu geben. Und dann geht ſie weiter und macht Vorſchläge, die ſich beſſernd mit der ganzen Umgebung beſchäftigen.

Warum das Schreibpult nicht näher am Fenſter ſtehe? Erſtlich mal habe man da mehr Licht und zweitens biete die Wand dann Platz für ein Sofa oder eine Chaiſe. So was brauche man doch! Das

Ganze sehe ja aus wie eine Polizeistube, nicht wie ein menschliches Gelaß.

Und dann der eine Raum nebenan, der jetzt ganz leer und unbenutzt sei. Ihn könne sich Anselm doch als Wohnzimmer gemütlich machen. Da stehen nun all die vielen Sachen im Schloß — — Anselm wehrt sich gegen ihre Ratschläge mit Unruhe, fast mit Heftigkeit. So wie es sei, sei es gut und ihm gerade recht! So wolle er es haben und so solle es bleiben.

Onkel Volko zieht die Brauen in die Höhe. Weiß sie denn immer noch nicht, daß auf diese Art mit dem Jungen nichts anzufangen ist?

Ursula aber hat das gute Gewissen ihres klaren und großen Gefühles. Sie läßt sich durch eine Verstimmung, die sich breit machen will, nicht beirren. Als dann Onkel Volko sich seiner Betriebsamkeit ergibt und sie mit Anselm allein ist, geht sie der Sache auf den Grund.

„Anselm — ich muß mal ein offenes Wort mit Dir sprechen."

„Das heißt, Du hast was an mir auszusetzen."

„Ja. Sag mal, was ist eigentlich mit Dir? Warum ist es nicht mehr zwischen uns wie es früher war?"

„Iſt es das nicht? Wenigſtens, daß Du an mir was auszuſetzen haſt, das war doch auch früher ſchon.“ Es ſoll leicht und ſcherzhaft klingen und hat doch einen wehen Ton, in dem etwas ſchrillt. „Im übrigen aber ſind wir nun mal nicht mehr die Kinder.“

„Aber Freunde ſind wir. Und iſt das freundſchaftlich?“

„Was meinſt Du?“

„Wie Du Dich zu mir verhältſt! Du vergräbſt Dich vor mir! Mißtrauiſch biſt Du gegen mich und machſt es mir unmöglich, zu Dir zu kommen. Iſt das eine Art, daß ich — ich mich von Dir fernhalten muß?“

„Das ſollſt Du gewiß nicht.“

„Dann hab Dich auch nicht immerfort ſo, als wollt ich Dich beaufſichtigen oder bevormunden oder am Gängelband führen —“

„Nun, Urſula — ehrlich — ein ganz klein wenig neigſt Du doch wohl dazu.“ Er ſagt es milde und lächelnd.

„Das iſt nur Deine übertriebene Empfindlichkeit! Ich will ja weiter gar nichts, nur nützlich will ich Dir ſein. Helfen möcht ich Dir!“

„Helfen —?“

„Herrgott, ist das auch schon wieder zu viel gesagt? Soll das Versteckspiel weitergehn? Soll ich nun aus lauter Zartgefühl nicht wissen, wie schwer Du zu kämpfen hast?“

„Lieber wär' es mir allerdings, wenn schon davon gesprochen werden muß — ich sagte es Dir, statt daß ich es von Dir höre.“

„Ja, ja, so bist Du! Aber auf solche Feinheiten gebe ich nichts. Und im übrigen: Du bissest Dir doch eher die Zunge ab, ehe Du es sagen würdest! Aber da wir nun einmal davon sprechen, so oder so — Anselm, ich kann das nicht länger mit ansehn! Ich kann nicht länger ruhig zugucken, wie Du Dich aufreibst! Es muß etwas für Dich geschehen!“

„Erlaube, Ursula!“ Das ist ein Verweis.

„Beantworte mir eine Frage! Wenn ich in Deiner Lage wär' und Du in meiner — was würdest Du tun?“

„Natürlich würd' ich mit aller Kraft Dir beistehn.“

„Natürlich! Nun siehst Du! Und ich soll das nicht dürfen! Bin ich denn weniger als Du?“

„Nein, Ursula. Du bist mehr als ich. Du bist immer mehr gewesen. Und davon ist wohl alles gekommen.“ In diesen letzten sinkenden Worten ist das Dunkle und Schwere. Sie starrt wie erschreckt und ratlos darauf hin.

„Was ist das? Was hast Du Dir da wieder zusammenphantasiert?“

Er schüttelt kurz und fest den Kopf. „Es ist schon so. Wir haben doch eigentlich nie auf demselben Boden gestanden. Du warst immer oben, ich unten.“

„Anselm, wie kannst Du das sagen!“

„Du tust so, als machte ich Dir einen Vorwurf daraus. Das wäre doch zum Lachen. Selbstverständlich war es so und ist es so. Ich war der dumme Junge. Und selbstverständlich ist Dein Leben eine ganz andere Bahn gezogen.“

Das war es also — daß sie von ihm gegangen war, das konnte er nicht überwinden. Von einem Schmerz, in dem ein Glück ist, schauert sie zusammen.

„Für mich ist es also gar keine Ueberraschung,“ fährt er ruhig fort, „daß Du von oben zu mir herabsteigst mit Deiner Güte. Aber Du wirst auch verstehen —“

„Das ist ja alles nicht wahr, Anselm! Als Kamerad komm' ich zu Dir!“

„Ursula, Kameraden sind die, die Schulter an Schulter kämpfen. Die zusammenstehen und zusammen bleiben. Die zueinander gehören.“

„Und das tun wir nicht?“

Er ſieht ſie groß und klar an, unbeſtechlich, unerbittlich. Dann ſagt er ſtill, mit tiefem, ſchwerem Bedacht: „Nein, Urſula. Doch nicht ſo ganz. Wie könnt' es ſonſt wohl ſein, daß ich mich ſo gegen Dich auflehnen muß?“

„Soll ich Dir ſagen, warum Du das tuſt?“ Sie hält ſich nicht mehr, in einen Zorn iſt ſie gekommen, ſie ſpringt auf und läuft durch die Stube. „Weil Du ſo über die Maßen hochmütig und ſo heillos eigenſinnig biſt!“

„So magſt Du es nennen —“

„Und weißt Du, daß Dein Hochmut beſonders ſchlimm iſt?“

„Nein.“

„Weil er mißtrauiſch iſt! Womit hab' ich Dein Mißtrauen verdient?“

Anſelm ſagt kein Wort. Er ſieht ſie nur an, groß und ſchwer. Da wendet ſie ſich ab. Ja, ja, ich weiß! Aber ich — ich hab' es abgetan, hab' es zu Ende gebracht und überwunden. Es war ein ehrlicher Kampf und ehrlicher Sieg. Kannſt Du es nicht auch überwinden?

Es wirft ſie hin und her. Da hält ſie ſich an dem, was wirklich und in drohender Nähe iſt. „Aber mit all unſerm Reden ſchaffen wir das eine nicht

aus der Welt. Du biſt in Bedrängnis, Anſelm. Was ſoll geſchehen?“

„Ich werde weiter kämpfen.“

„Allein?“

„Ja!“

„Herrgott, Anſelm — ſo ſtoß doch die Hand nicht zurück, die ſich Dir bietet!“

„Ich bin Dir ja dankbar, Urſula“ — er ſpricht mit fremder Höflichkeit — „aber Du wirſt Dir ſelbſt über den Beiſtand nicht klar ſein.“

„Wer ſagt Dir das?“

Nun nimmt er vollends eine geſchäftliche Haltung an. „Jedenfalls kann ich es nicht verantworten, Dich in den Kampf mit hineinzuziehn.“

Das wird klanglos geſprochen, nüchtern und ſorgfältig — und es verrät ihn doch. Dahinter ſteht zum Entſetzen die ganze Hilfloſigkeit ſeiner Lage.

Sie will ſich dagegen ſträuben, daß er mit ſeinen Worten ein geſchäftliches Maß an ihren Beiſtand legt, der aus der Seele kommt. Aber dann ſieht ſie in ſeinen weiten beherrſchten Augen den ganzen Schmerz ſeines Lebens. Und über dieſem Schmerz ein Losgelöſtſein, ein Fernes und Schwebendes, das ſchon von den Dingen ſich ſcheidet.

In Angſt und Not ſtarrt ſie in ſein blaſſes Geſicht. Und ſie faßt ſeine Hand. „Anſelm — lieber Anſelm, was ſoll bloß werden!“

Er hebt den Kopf und ſpricht ſtill aus klarer Höhe: „Ich geh nicht von meinem Rotenmoor.“

Da wird ihre Not um ihn ſo groß, daß ſie ruft: „Anſelm, ich bitte Dich — was iſt ſchließlich Hab und Gut! Es gibt doch wohl etwas, was mehr iſt!“

Nie hat ſie ſo geſprochen. Nie hat ſie ſo gefühlt. Das erſte Mal, daß ihr Eichhof hinter ſie tritt. Und nur der eine Gedanke hat Kraft in ihr: Für Dich! Was täte ich nicht für Dich!

Anſelm blickt ſie an, unſicher, wie verſtört von ihrem Geſtändnis. Doch er gewinnt gleich den Boden wieder und ſagt hell: „So redeſt Du jetzt! Und damals, als es bei Dir um Dein Eichhof ging —!“

Sie aber packt nur feſter ſeine Hand. „Sag' mir, Anſelm — haſt Du denn nicht vor allem das eine Gefühl, daß Rotenmoor und Eichhof eins ſind?“

Eine zitternde Pauſe Dann ſchüttelt Anſelm leiſe den Kopf und ſagt: „Nein.“

„Anſelm! Eichhof gehört Dir!“

So öffnet ſie ihm die Arme. So umfängt ihn flutend ihre ganze leuchtende Innigkeit.

Er aber reckt ſich gequält und ſteift ſich feſt und blickt ſie an mit zorniger Angſt: „Ich kann nicht abhängig von Dir ſein!“

42.

Zwei Einſame, die nebeneinander leben. Anſelm verſtiegen in Eis und Schnee und vergraben, Urſula auf weh und mild beſonnter Höhe. Anſelm gerät in immer wildere Schroffen: es iſt ſo und ſoll ſo und muß ſo ſein. Urſula blickt um ſich, blickt zurück und ſchaut voraus, prüfend, fragend und ſorgenvoll

Und ſie denkt: iſt es wahr, daß ſich im Leben alles als Vergeltung wiederholt? Ich hab' mir damals nicht helfen laſſen wollen von einem, der mich lieb hatte. Und der, den ich lieb habe, ſtößt jetzt meine Hand zurück!

Gerade aber, wie ſie über des Daſeins Kreiſe ſinnt, kommt ein Schreiben ihres Berliner Anwaltes, daß ihrer Eheſcheidung jetzt nichts mehr im Wege ſtehe, nachdem Herr Profeſſor Godenrath — und hier drängt ſich dem Geſchäftsmann ein Wort der Anerkennung ein — in aufopfernder Weiſe den Weg geebnet habe.

Bernd — wie freu' ich mich und was dank ich Dir, daß in Deinem Bilde nichts, nichts auch nur um eine Linie verrückt wird! Ein schöner Besitz ist das, eine so reinliche Habe! Wenn ich an Dich denke, ist es eine ungetrübte Flut, klar bis auf den hellen Grund. Jetzt, wo ich weiß, daß auch Du überwunden hast, wühlt kein Schmerz sie mehr auf, keine Reue. Nicht die Reue, daß ich mich von Dir lossagte. Aber auch nicht die Reue, daß ich mich Dir ergab. Und um diese Reue ist es viel. Denn Du bist es ja doch, wegen dessen Anselm mich verschmäht.

Aber wie dem sei, hell, sacht und erquickt werd' ich immer Dein gedenken, Du lieber klarer Bernd!

Und wenn die Vergangenheit nun doch bei mir bleibt, wenn sie mich packt und vielleicht zugrunde richtet, Du bist außer und über dieser Not, Du wirst nicht hineingezogen in Strudel und Nacht, Dein Bild bleibt mir hell und unverwirrt.

Anselm aber ist das dunkle, brauende Schicksal. Er ist das Verstiegene, das Steile und Tiefe, der Schmerz, das Leben. Nach ihm muß sie blicken, nach ihm sich sehnen immerdar. In ihm ist ihr eigenes Dasein beschlossen.

Er hat sie verstoßen, aber wie kann sie von ihm sich verstoßen lassen! Hat sie nicht ihr Recht auf ihr

Schickſal? Gehört ſie nicht zu ihrem Leben? Solange ſie atmet, muß ſie bei Anſelm ſein.

Das iſt die einfache große Notwendigkeit. Wie lächerlich und klein iſt dagegen die Trennung, iſt dies Voneinanderlaufen, ſind Zorn und Stolz und alle Empfindungen und Empfindlichkeiten hüben und drüben!

Dieſe Höhe hat Urſula gewonnen, und nun blickt ſie, lächelnd faſt, auf die Irrungen vom Wege. Und nichts als der eine geſunde und lebensſtarke Gedanke, der ſie immer geführt hat, wirkt in ihr, mächtiger noch als zuvor: Du biſt in Not, Anſelm, und darum helfe ich Dir!

Ein unwirſcher Novembertag — am Morgen hatte ihn gefroren, zu Mittag braute er lauwarmen Nebel über die Felder, um ſich am Abend in Sturm und Regen auszuwettern — führte den Grafen Saß als Beſuch zu Urſula. Er war geneigt, mit einem Gleichgeſtimmten das ſatte Lied von der guten Ernte durch alle Verſe zu ſingen, ſie aber dachte gleich an ihr unglückliches Rotenmoor.

Sie ſagte dem Grafen, ernſtlich und ſtark, daß er Anſelm unter die Arme greifen ſollte.

Der alte Herr ſah ſie an, erſt mit zwinkerndem Forſchen, dann, da ihr feſter Blick ſeine Neugier beſchämte, ſachlich und kühl. Und er meinte ſo: „Mit

dem Rotenmoorer, meine gnädige Frau, ist die Sache die. Wer ihm unter die Arme greift, tut das nur in der Aussicht, ihm an die Kehle gehn zu können. Und ich fühle mich nicht stark genug, solcher Versuchung zu widerstehn."

Er verzog den Mund, seine Yankeezähne blitzten: „Das wissen Sie ja selbst, gnädigste Frau, wie so ein gutes Kornjahr auf den Appetit wirkt. Und dabei wäre Rotenmoor an sich gar nicht besonders mein Fall."

„Unter solchen Umständen ja ein Glück! Aber darum ist es doch das schönste Gut in der Runde!"

„War es. Doch davon abgesehen — es gibt nun mal ausgesprochene Neigungen, für Güter so gut wie für Menschen. Wenigstens bei mir. Und daran sehen Sie, daß ich auch meine Sentimentalität habe und gar nicht der business man bin, für den Sie mich halten."

„Ich hab' mir sagen lassen, daß business men mit sentimentalem Einschlag die schlimmsten sind."

„Das würde mir ja freilich manches an mir erklären." Er war alles andere eher als gekränkt. „Aber was ich sagen wollte — so kalt mich das ganze Rotenmoor läßt, eine so lebhafte Zärtlichkeit habe ich für Ihr Eichhof. Vielleicht weil die Trauben gar so hoch hängen. Oder" — und seine Augen leuchte-

ten wagemutig in die Pause hinein — „wäre es unter Umständen doch zu verkaufen?“

Ursula fuhr zusammen, erschreckt von einem Dunklen, und blieb eine Weile wie betäubt. Aber dann lebte und lachte sie auf: „Eichhof zu verkaufen? O nein!“

Und dann dachte sie nur das eine, auf das es ihr ankam: daß von dem Grafen keine Hilfe für Anselm zu erwarten sei. Von ihm nicht und von keinem sonst.

Der Graf fuhr im Nebel davon. Mit dem Regensturm wehte Onkel Bolko herüber.

Etwas Kümmerliches hatte der triefende kleine Mann. Er war nicht mehr der Alte. Er war alt und hatte nicht mehr die Sorglosigkeit. Noch grub er, spürte und schürfte und leuchtete die Welt nach Erdgas ab. Aber sein Wunderglauben wankte

„Wir kommen da nicht raus!“ sagte er und scheitelte seine Glatze mit dem linken Mittelfinger. „Jetzt seh' ich das selbst. Wir sitzen im Kessel der Wurst und kommen da nicht raus.“

„Wir müssen. Wo ist Anselm?“

„Rechnet. Der Schulmeister, der er ist. Wenn er den Bruch nicht hat, der ihm das Genick bricht, stirbt er unruhig.“ So redete er, aber seine Mienen waren erheblich schwerer als sein Kasinodeutsch.

Und er schmiedete Pläne mit Ursula.

„Du mußt ihm das Geld geben," sagte sie. „Von mir nimmt er es nicht. Du hast eine Entdeckung gemacht, eine Erfindung! Ja, ja, so muß es gehen!"

Das schien ihnen gut und leicht, aber dann kamen ihnen die düstersten Bedenken. Ja, wenn es nicht Anselm wäre! Der vergrabenste und schwerste aller Menschen. Es war ihnen unheimlich, ihn zu täuschen. Sie hatten beide vor ihm Angst.

Von seinem Leben sprachen sie, von seinem Tagewerk, Onkel Bolko mußte erzählen, erzählen.

„Wenn er des Nachts noch schlief, wollt' ich nichts sagen. Aber dann muß er aufs Feld. Schreitet sein Land ab, als könnten sie ihm heimlich 'nen Zipfel wegschneiden und forttragen. Oder er klettert auf seinen unklugen Hengst und rast übers Moor, daß der Mond die Augen voll nässen Torf kriegt. Das beruhigt ihn, sagt er. Aber mich nicht, mir kommt selber dabei das Nachtwandeln an. Neulich bin ich ihm nachgegangen. Auf seinem alten Hünengrab hab' ich ihn gefunden. Der Gaul rieb sich die Mähne am Ginsterbusch, der Junge saß auf den Steinen und stierte in die Mondwolken. Naß war es und kalt, und den andern Tag hustete er, daß Gott erbarm'!"

Urſula zuckte zuſammen. „Glaubſt Du, er hat den Kampf aufgegeben? Und will ſich ſelber — ſich ſelber nun auch aufgeben?“

„Das will ich nicht ſagen. Aber ſo viel ſcheint mir ſicher: Wenn er Rotenmoor verliert, dann — er braucht gar keine Hand dazu zu rühren — verliert er auch ſich ſelbſt. Es geht ſo ganz von ſelbſt in einem hin.“

„Und das alles ſoll man ſo untätig mitanſehn!“ Es war ein Schrei des Jammers. Aber dann faßte ſie ſich. Und wurde ſtarr und wie von Eiſen. „Ich muß helfen und ich werde helfen. Ich weiß noch nicht, wie. Aber es wird etwas geſchehen — durch mich. Und das, was not tut.“

Auch Onkel Bolko iſt wieder untergetaucht. Urſulas Einſamkeit aber ringt immer und immer nur mit dem einen Gedanken.

Was not tut! Das eine weiß ſie, mit kleinen Mitteln iſt nichts geſchafft. Ein Großes muß geſchehen.

Und keine Zeit iſt zu verlieren. Der Junge ſteht noch immer nicht wieder feſt auf der Erde. Die Krankheit hat all das Zarte und Feine in ihm überfeinert und geſpannt zum Zerſpringen.

Etwas Ueberſinnliches, Ueberirdiſches hat er bekommen, etwas Schwebendes und Schwindendes.

Wie ſagt Onkel Bolko von ihm? Er braucht keine Hand zu rühren, um ſich ſelbſt zu verlieren.

Ja, ja — er wird ſich auflöſen, wenn ſein Rotenmoor ihn nicht mehr hält. Und wie lange kann es ihn noch halten?

Die Angſt treibt ſie umher. Und immer flammen die Worte Anſelms vor ihr: daß ihrer beider Leben in verſchiedenen Bahnen kreiſe, daß ſie beide nicht zuſammengehören!

Und wenn ich zu Dir komme, komme ich von oben mit der alten Ueberlegenheit, die Dich als Jungen abtat und zur Seite ſchob!

Du traufſt mir nicht. Darum, weil ich Dich einmal gering achtete und mein Leben Dir davonlief.

Ja, Anſelm, das Leben iſt wohl nun einmal ſo. Und jetzt, wo ich zu Dir zurückkehre, willſt Du mich nicht, ſo wie ich zu Dir wiederkomme. Das iſt wohl ſo Mannesart und Frauenlos.

Aber gibt es nicht mehr als dieſe ausgetretenen Lebensgänge? Gibt es nicht ein Fühlen, das über ihnen iſt, einen Willen, eine Tat — etwas, was über ſie hinwegträgt? Und iſt dieſes Etwas nicht das große Schickſal?

Du, Anſelm, aus der Höhe Deines Schmerzes, willſt Irrgänge nicht gelten laſſen. Und doch bin ich in die Irre gegangen — wie es kam, wer kennt

all die Schwingungen und Schwankungen der Menſchenſeele? — Denn immer und von je bin ich bei Dir und mit Dir und Dein eigen geweſen.

Und wenn Dich Dein Krankſein und Deine Lebensnot um Rotenmoor nicht noch höher hinauftrieben als der Schmerz um das, was ich Dir tat, hinauf bis in luftleere Räume, wo man nichts Menſchliches mehr fühlt, Du würdeſt Dich nicht ſo eiſig verſchließen in ein Nichtverſtehen und würdeſt auf Möglichkeiten ſchauen und auf des Lebens reichen, mildtätigen Wandel.

Und würdeſt glauben, würdeſt mir und meiner Liebe glauben!

Was weiß ſie von der Ueberlegenheit, die Dir wehe tut? Ganz demütig iſt ſie und will Dir dienen. Alles will ſie für Dich tun!

Du kannſt nicht abhängig von mir ſein. Du kannſt nicht zu mir kommen, kannſt nicht bei mir Deine Zuflucht ſuchen. Darum muß ich zu Dir gehen. Ich muß meine Zuflucht ſuchen bei Dir! Nur ſo können wir uns wiederfinden.

Es gibt nur das eine. Wie ein Blitz flammt es über ihr. Von Licht und Feuer brauſt und brandet es um ſie her.

Für Dich mein Eichhof! Mein Eichhof aufgeben für Rotenmoor! Dir alles bringen, was ich habe und was ich bin, und von Dir mich halten laſſen —!

Sie iſt geblendet und wie betäubt. Es dauert, bis ſie wieder auf den Füßen ſteht. Aber dann ſtemmt ſie ſie feſt auf die Erde.

Nein, nein, das iſt übermenſchlich, das iſt mehr, als ich vermag!

Mein Eichhof —! — —

Sie hat die Augen geſchloſſen, ſie wehrt ſich gegen den Schmerz der Erleuchtung.

Aber das unbarmherzige Licht läßt nicht von ihr ab. Immer weiſt es den einzigen Ausblick, immer deutet es auf den einen Weg. Und zur Schnelligkeit mahnt es. Gleich muß es geſchehen, heute. Morgen iſt es vielleicht ſchon zu ſpät.

Mein Eichhof hingeben — wer weiß, was das bedeutet! Wer weiß es außer Dir und mir! Wirſt Du dann noch ſagen können, daß ich hochmütig zu Dir komme? Wo iſt dann mein Hochmut? Ja, wo iſt dann noch mein Mut, meine Kraft, mein Leben? Dann komm ich zu Dir, ganz ſchwach, ganz hilflos, und wenn Du dann mich nicht nimmſt und was ich Dir bringe, dann bin ich verweht. Wirſt Du mir ſo glauben, Anſelm?

Es war ein kalter Abend, in Winternähe. Urſula fror es bis ins Mark. Auf ihren Wirtſchaftshof war ſie getreten, ſtill und behütet ſtand das Vieh in den Ställen, die Arbeit ruhte ſchon. Ein ſcharfer Oſt ſtrich über die Dächer, eine Wetterfahne knarrte im Winde. Urſula blickte hinauf, „1735“ war in die eiſerne Platte eingezeichnet. Die Grundmauern der Scheune ſtammten aus dieſer Zeit.

Und dieſe Zahl wies zurück in weitere Ferne, zu den Anfängen des Hofes und des Herrengeſchlechts. Seit dem ſechzehnten Jahrhundert ſaßen hier die Eichs, gradlinig lief der Stammbaum bis zu Urſula herab. Alle Erinnerungen, die volle Arbeit, das ganze Leben des Geſchlechts ruhten auf ihr.

Sie geht vor das Tor, der Hof liegt höher als die Felder, man überſieht von hier aus das Land. Morgen werden die letzten Rüben abgeerntet. Kein Gut hat in dieſem Jahr ſolchen Rübenertrag aufzuweiſen wie ſie, niemals hat ſie auf eine Feldfrucht ſo ſtolz ſein dürfen.

An den Torpfeiler ſtemmt ſie den Rücken. Dies alles ſoll ſie im Stiche laſſen? Wie kann ſie das! Wie kann ſie das! Und von da hinten dunkelt der Wald herüber, in dem ihre Kindheit, ihre Träume ſchlafen, all die Dämmerungen ihres Lebens.

Sie hat ihren See faſt vergeſſen. Die ſchwere Arbeit, die harte Wirklichkeit dieſer letzten Tage hat nichts von ſeinem Tiefſinn wiſſen wollen. Jetzt wirbt er herüber mit dem Recht und der Macht des Geheimniſſes und eines geheimen Bundes.

Ich kann ja nicht fort! Und wofür — wofür ſoll ich mich zertrümmern! Und wem ſoll ich dieſe Trümmer bringen, ein ſchenkender Bettler!

Wenn er mich nicht will? Wenn er mich auch ſo nicht aufnimmt? Wenn er mich wieder zurückweiſt?

Nein, das wird nicht geſchehen! Kann ein anderer auf der Welt ſo wie er verſtehen und fühlen, wie Großes ich tue? Ueberwältigen muß ich ſeinen Starrſinn, und nur ſo kann ich ſeiner mächtig werden. Nur dieſes Große kann helfen.

Und wenn ſein krankhaft verſtiegener Sinn nun doch noch mächtiger iſt als alle Selbſtentäußerung und alle Hingabe? Soll ich mein Daſein auf ein Experiment ſtellen? Bin ich, Urſula von Eich, mit meines Stammes und meiner eigenen ehrlichen und gefeſtigten Arbeit und Habe nicht mehr als ſein überſpannter Trotz?

Iſt mein Eichhof nicht das ſichere Bollwerk und Rotenmoor der verlorene Poſten? Hat er nicht zu mir zu kommen?

Ja, wenn er nicht Anſelm wäre! Und ich — würde ich ihn wohl lieb haben, wenn er ſich ſo einfach nehmen und erhalten ließe?

Schon ſitzt ſie und rechnet: Kann ich mit dem, was ich brächte, Rotenmoor für uns retten? Das Ergebnis: Ja, es geht. Nicht ohne Not. Aber dies bißchen Not, Du lieber Gott, wie leicht, wie glücklich würden wir beide daran tragen!

Wenn ich nur bei Dir bin! Wäre es nun ſo gekommen, daß Du Dir in Afrika die Farm angeſchafft hätteſt und Du riefeſt mich — würde ich hier nicht alles aufgeben und zu Dir eilen? Und was ich ohne Beſinnen tun würde für das fremde Land in fremdem Erdteil, das ſollte ich für Rotenmoor nicht tun, das ich immer zärtlich geliebt habe?

Es kam eine ſchwere Nacht, mit ſchweren Gedanken und wilden Kämpfen. Am anderen Morgen waren die Fluren mit Schnee bedeckt. Das war Urſula wie ein Zeichen. Nun ſah ſie nichts von ihrem Land, es war von ihr getrennt und entfernt. Und Kirchhofsgedanken kamen ihr, und nach Anſelm, der dem Tode befreundet war, ſtreckten ſich ihre Arme, ſchützend und ſehnſuchtsvoll.

Dann wurde es feſt in ihr. Ein großer Schmerz, als ob etwas brach. Und nun ſah ſie nicht rechts, nicht links, ſie ging an den Schreibtiſch und ſchrieb

an den Grafen Saß, der zur Jagd geblieben war: Beſondere Umſtände hätten den Verkauf von Eichhof nun doch in den Bereich der Möglichkeit gerückt.

Der Graf kam noch am Nachmittag. Seine Bedingungen waren durchaus annehmbar. Urſula indeſſen, kraft ihrer geſchäftlichen Tapferkeit, erreichte mehr. Und wie ſie ihren Willen hatte, wußte ſie, daß mit dieſer Summe Rotenmoor zu halten ſei.

Der Graf, mit ſeinem halben Lächeln, denn er ſchenkte immer noch nichts, ſetzte nach dieſen letzten Zugeſtändniſſen den Kaufvertrag in den Grundlinien auf. An einem der nächſten Tage ſollte vorm Notar alles erledigt werden.

Am Abend fuhr Urſula nach Rotenmoor im Schlitten, neue Flocken fielen, ſanft und weich, und die Welt träumte. Weihnachtlich klangen die Schlittenglocken.

Urſula war voll Demut und voll Stärke. Und ſo kam ſie zu Anſelm, der ſich durchs Haar ſtrich und ſie anſtarrte wie eine Erſcheinung.

So glich er ſelbſt einer Viſion, unirdiſch und durchſichtig, wie er war. Und Urſula ſagte ſich bebend, hätte ich nur ein wenig gezögert, ich wäre leicht zu ſpät gekommen.

Nun ſprach ſie zu ihm, ganz einfache, ſtille und kurze Worte, und doch war eine Weihe in ihnen, die Frömmigkeit und Demut ihrer großen Liebe.

„Ich muß bei Dir ſein, und was ich Dir tue, tue ich mir. So iſt Dein Rotenmoor mir mehr als mein Eichhof. Ich habe Eichhof verkauft. Und jetzt läßt Du mich Deine Arbeit teilen.“

Das iſt ihm erſt wie eine ferne Muſik. Dann brauſt es wie Orgelklang über ihn her. Denn er fühlt die Größe und Kraft dieſer Frauentat. Und ein Feſt iſt um ihn.

Aber dann zuckt er in ängſtlichem Trotz und ſchwingt von dem kleinen Stolz. Doch über ihm bleibt der Orgelklang. „So biſt Du zu mir — ſo — ſo“ — ruft er heiſer — „Du glaubſt doch nicht, daß ich das geſchehen laſſe!“

„Das wirſt Du ſchon müſſen. Ich habe Eichhof nicht mehr. Wir haben jetzt nur noch unſer Rotenmoor.“

Unſer Rotenmoor! Da iſt ſie, die große und gute Selbſtverſtändlichkeit, die lächelnd herabblickt auf ſeine winzigen und wühlenden Empfindungen.

Und nun ſteht ſie bei ihm wie das Natürliche, wie das Leben.

Er aber findet immer noch nicht, und ſie läßt ihm Zeit. Vom Kaufabſchluß redet er, daß ja glück-

licherweiſe doch dazu erſt die notarielle oder gerichtliche Beſtätigung gehöre. Redet von Pflichten und Kalkulationen. Und ſie läßt ihn ausreden.

Dann ſagt ſie: „Nun ſprichſt Du wie ein praktiſcher Menſch. Und bei der Kalkulation wollen wir einmal bleiben. Wir verkaufen einfach Eichhof, damit wir Rotenmoor halten können. Iſt das nicht klar und vernünftig?“

Wir — wir — und immer wir —

„Unter allen Umſtänden bleibſt Du Herr auf Rotenmoor. Daran iſt nicht zu rütteln. Anders kannſt Du nicht leben, und ich auch nicht.“

Er kämpft, er rudert mit den Armen. „Du — ja — wenn ich Deine Größe hätte, dann würde ich jetzt“ — wie erſchreckt hält er inne. „Aber ich habe Deine Größe nicht!“ fügt er ſchwer hinzu

Sie ſpricht in ſtillem Glanz: „Eine Frauenſache, Anſelm. Ein Mann darf ſo etwas gar nicht. Und nun laß es gut ſein. Ich tu ja nur, was ich muß.“

Noch rudert er, ſchmerzlich und bewegt und ſucht feſtes Land. Dann tritt er langſam zu ihr hin. Ihre Augen helfen ihm gleich. Er ſetzt ſich neben ſie, er beugt ſich zu ihr nieder und küßt ihre Hände und neigt ſich vor ihr, die ihm ergeben iſt.

Demütig ſind ſie beide voreinander, machen ſich klein und gering und kauern wie bedürftig zuſammen, ganz eng und dicht, in der weiten, einſamen Herrlichkeit ihres Glückes.

So bleiben ſie lange.

Dann hebt er ſich frei empor, er richtet ihr Geſicht zu ſich auf und blickt hinein mit verklärtem Auge. „Und immer, immer biſt Du mehr als ich! Aber es tut nicht mehr weh, Du — Du liebe Frau.“

Und er nimmt ihren Kopf an ſeine Bruſt.

Ende.

Im Verlage

Ullstein & Co

erschien in gleicher
Form und Ausstattung:

Georg von Ompteda
„Margret und Ossana"
geb. 3 Mark

Demnächst erscheinen:

Fedor von Zobeltitz
„Die Spur des Ersten"
geb. 3 Mark

Rudolph Stratz
„Lieb Vaterland"
geb. 3 Mark

Erzählende Werke von Max Dreyer

Bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart sind erschienen:

Strand. Ein Geschichtenbuch. — Zweite Auflage. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50

„Unter den vielen Erscheinungen, die die Weihnachten heuer wieder einmal gezeitigt haben, ist mir dieses Buch das liebste; denn es ist frisch wie der Duft, der vom Meere zum Lande herübergetragen wird." (Berliner Neueste Nachrichten)

Ohm Peter. Roman. 3. Tausend. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

„Eine außergewöhnliche Romandichtung von bleibendem Wert. Das Beste wird nur in feinen Dämmertönen gemalt. Dabei verliert das Werk sich keineswegs in verschwommene Gefühlsseligkeit. Vielmehr klingt es sehr irdisch-kräftig aus. Und darum ist dies Kunstwerk auch ein gutes Lebensbuch."
(Tägliche Rundschau, Berlin)

Lautes und Leises. Ein Geschichtenbuch. — Dritte Auflage. Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—

„Eines der schönsten neuen Zeugnisse gemüt- und humorvoller Heimatdichtung, das mir seit langem begegnet. Es lebt ein Duft der Landschaft, eine Frische und Jugendlichkeit in dem Buch, die einem auf jedem Blatte den berufenen Dichter verraten."
(Westermanns Monatshefte, Braunschweig)

Gleichzeitig sei empfohlen:

Max Dreyer. Nah Huus. Plattdütsche Gedichte. Mit Illustrationen von A. Johnson. — Kartoniert M. 3.—, in Leder gebunden M. 4.—

„Ein liebes, behagliches Buch voll deutscher Innigkeit, an dem man seine stille Freude hat." (Kölnische Zeitung)

377, 441, 445

Dramatisches von Max Dreyer

Bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart sind erschienen:

In Behandlung. Komödie in drei Aufzügen. — 4. Auflage. Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—

Drei. Drama in 3 Akten. — 2. Ausg. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—

Eine. Historischer Schwank in zwei Aufzügen. — 2. Auflage. Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—

Großmama. Ein Junggesellen-Schwank in drei Aufzügen. Zweite Auflage. Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—

Haus. Drama in 3 Aufz. — 3. Aufl. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—

Die Hochzeitsfackel. Spiel einer Maiennacht. — Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—

Liebesträume. Komödie in einem Akt. — Geheftet M. 1.—

Unter blonden Bestien. Komödie in einem Akt. — Geh. M. 1.—

Liebesträume und **Unter blonden Bestien.** Zusammen in einen Band gebunden M. 3.—

Des Pfarrers Tochter von Streladorf. Komödie. — 2. Auflage. Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—

Der Probekandidat. Drama in vier Aufzügen. — 6. Auflage (9.—10. Tausend). Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—

Schelmenspiele. (Puß. Eine Kindergeschichte. — Ecclesia triumphans. Eine Ehegeschichte. — Volksaufklärung. Ein Komödie.) Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—

Die Siebzehnjährigen. Schauspiel in vier Aufzügen. — Dritte Auflage. Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—

Der Sieger. Drama in vier Aufzügen. — 3. bis 5. Tausend. Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—

Stichwahl. Burleske. — Geheftet M. 0.75

Das Tal des Lebens. Historischer Schwank in vier Aufzügen. 9.—11. Tausend. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

Venus Amathusia. Drei Szenen. — Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—

Winterschlaf. Drama in drei Aufzügen. — Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—